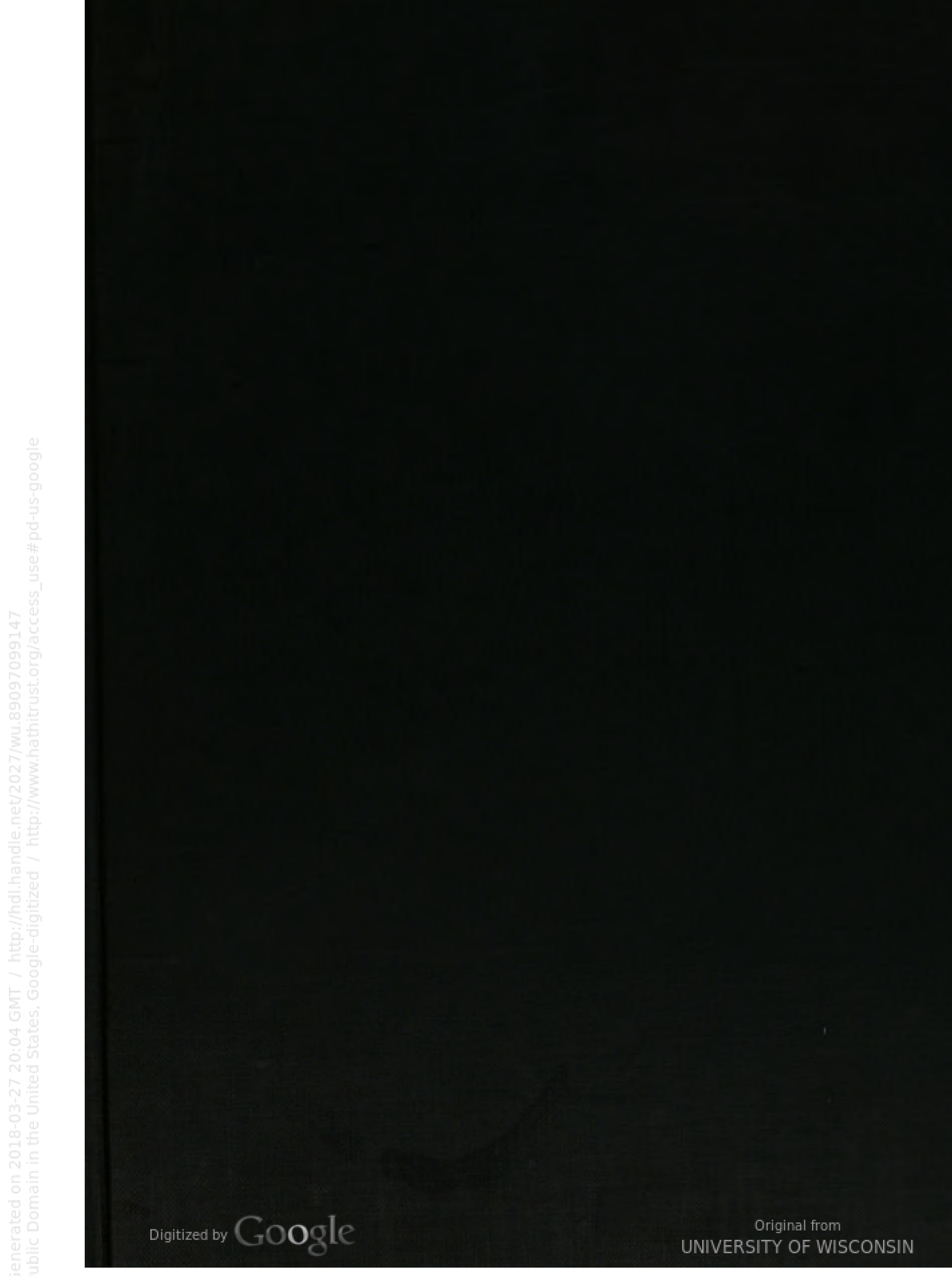
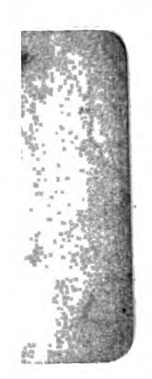
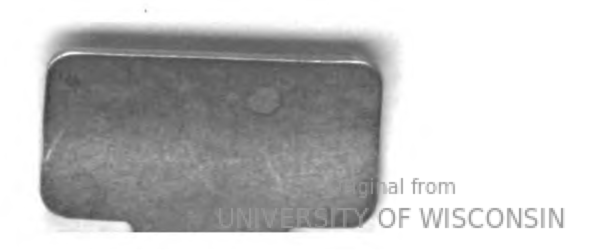






Kaiser Friedrich II.

Von

Prof. Dr. Fr. J. Biehringer

BERLIN
EMIL EBERING
1912

Kaiser Friedrich II.



Kaiser Friedrich II.

Von

Prof. Dr. Fr. J. Biehringer

BERLIN
EMIL EBERING
1912



Sonderausgabe aus den „Historischen Studien“, herausgegeben von Dr. Emil Ebering, Band 102.



Inhalt.

Berichtigungen.

Seite 50 Zeile 8 v. u. lies: Leopold VI — *S. 113 Z. 16:* Ottokar — *S. 138 Z. 1:* VII (*statt* III) — *S. 410 Z. 3:* 1140 (*statt* 1200).



Erster Teil.

Das Leben Kaiser Friedrichs II.



Es gibt kaum eine Persönlichkeit im Mittelalter, über die von jeher die Urteile so weit auseinandergegangen sind und die doch dabei die Gemüter so lebhaft bewegt hat, wie die machtvolle Gestalt des letzten, großen Hohenstaufenkaisers Friedrichs II. Schon den Zeitgenossen war dieser Mann, der bald schroff und unzugänglich, tyrannisch bis zum äußersten, bald liebenswürdig, leutselig, nachgiebig fast bis zur Schwäche erscheint, je nach ihrem politischen oder kirchlichen Standpunkt ein Gegenstand überschwänglicher Verehrung oder des maßlosesten Hasses. Von den ihm feindlichen, guelfisch gesinnten Schriftstellern jener Zeit sehen wir ihn dargestellt als kalten, herzlosen Egoisten, der ohne Bedenken am Besitz und Leben seiner Untertanen, seiner vertrauten Freunde und Ratgeber, am Gut der Kirche, ja an der Menschheit Heiligstem, den göttlichen Sakramenten und damit aller Heilsgnade sich vergriff. Seinen Anhängern dagegen gilt er um seiner hervorragenden Herrschereigenschaften willen fast göttlicher Verehrung wert; ihnen war er der geborene Gebieter der Welt, würdig, nicht nur die mächtigste Krone der Christenheit, sondern auch die Tiara des Nachfolgers Petri zu tragen. Aus diesem von der Parteien Gunst und Haß verwirrten Bilde ist es heute um so schwerer die echten Züge herauszufinden, als das Mittelalter historische Treue in unserem Sinne nicht kannte, so daß wir selbst bei den zuverlässigsten Geschichtsschreibern

jener Tage Wahrheit und Dichtung bunt durcheinander gewürfelt finden.

Wer der immerhin rätselvollen Persönlichkeit Friedrichs II. gerecht werden, wer sie ins wahre Licht rücken will, der wird ihm nicht nur auf den vielverschlungenen Pfaden seines Lebens zu folgen haben, sondern auch seinen Charakter, sein Denken und Handeln an dem seiner Zeitgenossen messen müssen. Dann erst kommt die Eigenart dieses Mannes voll zur Geltung, dann erst wird man das richtige Verständnis für das gewinnen, was er gewollt, erstrebt, warum er aber auch, ohne eine merkliche Spur von seinem Schaffen zu hinterlassen, einem Meteor gleich am Horizont wieder verschwand. Mit so manch anderem bedeutenden Geist, der den Ansichten seiner Zeit weit vorausgeeilt, hat er das tragische Los geteilt, daß er unbegriffen selbst von den Seinen dahingegangen ist, und daß erst spätere Jahrhunderte an die von ihm vertretenen Ideen wieder anknüpften. Andrerseits lehren aber auch solche vergleichende Betrachtungen manche der Schwächen und Fehler verstehen, die ihm anhaften und die uns heute unvereinbar mit unseren Begriffen von Pflicht und Moral erscheinen. Sie liegen zum großen Teil tief in den Ansichten jener Zeit begründet, zum Teile wohl auch in des Kaisers freudloser, an Demütigung und Schmach so reichen Kindheit und Jugend, die gar manchen edlen Keim in des Knaben Brust verkümmern ließ. Früh verwaist, bei den verworrenen Verhältnissen, in die seines Vaters, des Kaisers Heinrich VI., plötzlicher Tod Sizilien versetzt hatte, täglich der Gefahr ausgesetzt, Krone, ja vielleicht gar das Leben durch die Hand derjenigen zu verlieren, die in seinem Namen eigenmächtig die Herrschaft an sich gerissen, zeitweilig selbst am Notwendigsten Mangel leidend, so daß die mitleidigen Palermitaner ihn abwechslungsweise Woche für Woche unterstützten, wuchs er einsam und auf sich selbst gestellt auf. Wie oft sah er da, der Hilflose, in den Jahren, wo

das Gemüt am empfänglichsten für Eindrücke von außen her ist, die Lüge, den Verrat über Wahrheit und Pflichtreue triumphieren, und ohne Zweifel setzte sich schon damals in seiner Brust die Menschenverachtung fest, die später einen hervorstechenden Zug seines Wesens bildet. Ebenso wurzelt hierin der Hang zur List und Verschlagenheit, der uns Friedrichs Gestalt oft abstoßend erscheinen läßt. Er, der vom Vater her die maßlose Herrschgier im Herzen trug, der mit leuchtendem Auge und gespanntem Ohr den Erzählungen von dessen Größe und Macht gelauscht haben mag, wie sich ihm nicht nur das Abendland, sondern auch Cyperns Fürst, ja selbst das ferne Armenien gebeugt, wie der Papst im Lateran* und der griechische Kaiser in seiner prunkvollen Hofburg zu Byzanz vor dem Gewaltigen gezittert, er, der sich als der berufene Erbe dieser Weltmachtstellung fühlte, mußte sich demütig vor dem Befehl des Papstes, seines Vormunds und offiziellen Stellvertreters während seiner Minderjährigkeit, ja vor all denen beugen, die, einst Geschöpfe seines Vaters, jetzt das große Wort im Königreich Sizilien führten, wo sie wie in ihrem Eigentum schalteten. Was blieb dem von aller Welt Verlassenen übrig, als nach außen ein anderer zu scheinen, wie er in Wirklichkeit war? Scheuten doch seine Feinde vor keinem Mittel zurück, um den Machtlosen völlig unschädlich zu machen. Nicht ohne Erfolg sprengten sie das Gerücht aus, der Staufersprößling sei ein untergeschobenes Kind, was bei der kritiklosen Menge um so mehr Glauben fand, weil Friedrich erst nach acht Jahren dem bis dahin kinderlosen Ehebund Kaiser Heinrichs mit der damals fast vierzigjährigen Konstanze, der Erbin des Normannenreichs in Sizilien, entsprossen war. Ein Glück nur, daß der vorsorgende Vater,

* Der lateranische Palast war bis zum Jahre 1308, wo er durch Feuer zerstört wurde, die Residenz der Päpste. Bei der Rückkehr aus Avignon im Jahre 1376 wurde sie erst in den Vatikan verlegt.

solche Verdächtigungen voraussehend, ihnen von vornherein die Spitze abgebrochen hatte, indem er an der Geburt des Sohnes eine Menge von Augenzeugen teilnehmen ließ. Denn als Konstanze auf der Reise von Deutschland nach Sizilien, wohin sie zur Vereinigung mit dem Gatten eilte, zu Jesi in der Mark Ancona ihre Stunde nahen fühlte, ward dort auf kaiserlichem Befehl ein Pavillon mitten auf dem Markt zu ihrer Aufnahme aufgeschlagen. Hier in Gegenwart von achtzehn Prälaten und einer Menge Volks hat Friedrich II. am 26. Dezember 1194 zum erstenmal das Licht der Welt erblickt. Die sizilianische Sage hat später diese originelle Art der Geburt weiter ausgesponnen und den Schauplatz nach Palermo verlegt. Noch bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein galt dort der Springbrunnen inmitten des Domplatzes als die Stelle, wo das Zelt der Kaiserin in jenen Augenblicken gestanden hätte.

Der so sehnlichst erwartete Sohn, der in der Taufe die Namen Roger Friedrich empfing, wurde von Kaiser Heinrich, welcher eben mit blutiger Faust den Aufstand der sizilianischen Großen niedergeworfen hatte, voll Jubel begrüßt. Alle Kronen der Welt, selbst die von Byzanz, sah er schon im Geist auf dem Haupte des Knaben sich vereinen. Energische Schritte wurden alsbald getan, ihm die Nachfolge in Deutschland zu sichern. Der Versuch jedoch, zugleich mit der Wahl zum deutschen König die Erblichkeit der deutschen Krone im staufischen Hause durchzusetzen, mißlang. Denn wenn auch Heinrichs eiserne Willenskraft, gestützt auf Siziliens Macht, mit mehr Glück, als einst sein Vater Barbarossa, die deutschen Fürsten zu gefügigen Werkzeugen seines Herrscherwillens herabgedrückt, so widersetzten sie sich doch diesem erneuten Vorstoß, die Gewalt des Königtums auf ihre Kosten zu vergrößern, um so energischer, weil Heinrich ihnen für dies Opfer, das unabsehbare Folgen für sie haben konnte, nur ganz geringe Zugeständnisse, insonderheit die Erbfolge in

ihren Landen auch in der weiblichen Linie, bot. Der Erhebung Friedrichs zum deutschen König pflichteten sie dann allerdings um so eifriger bei; ja ihrer Vermittlung ist es vornehmlich zu danken, daß der Erzbischof von Cöln, Graf Adolf von Berg, der sich der Wahl mit seinem ganzen Einfluß entgegengestemmt hatte, bei einer Zusammenkunft mit dem Bruder des Kaisers, dem edlen, leutseligen Philipp von Schwaben, zu Boppard noch nachträglich seine Zustimmung gab.

Ob Heinrich, wie die Marbacher Klosterannalen erzählen, sich wirklich vorher an die Kurie, jedoch ohne Erfolg, gewandt, um die Krönung Friedrichs zum „Cäsar“ oder Mitkaiser zu erlangen, ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Jedenfalls war davon nach der Einigung mit den deutschen Fürsten keine Rede mehr. Denn das Endziel der Politik des Kaisers, seine italienischen Erblande mit Deutschland dauernd zu vereinigen, war ja um ein gut Teil näher gerückt. Philipp ward sofort nach Italien gerufen, den Neffen zur Krönung nach Aachen abzuholen. Hoffnungsfroh eilte er über die Alpen. Da schallt ihm kurz, ehe er Rom erreicht, zu Montefiascone die Hiobspost von dem Tode des Kaisers entgegen. In den Wäldern des Fiume di Nisi, bei Nizza, südlich von Messina, hatte den leidenschaftlich der Jagd ergebenen zweiunddreißigjährigen Mann ein Fieber ergriffen, dem der durch die brütende Sommerhitze Siziliens geschwächte, an sich zarte, kränkelnde Körper am 28. September 1197 zu Messina erlag.

Nun, da der gewaltigen Faust für immer der Zügel entglitten war, der die Welt im Bann gehalten, entfesselte sich in voller Stärke der Sturm der Entrüstung, den die tyrannische deutsche Herrschaft in Italien, vornehmlich in Sizilien, erregt hatte. War es dort doch noch in ganz frischer Erinnerung, mit was für Mitteln Heinrich die Aufständigen der Jahre 1194 und 1197, welche die fremden Eindringlinge von ihrer Heimatinsel zu vertreiben suchten,

bekämpft, wie er Treulosigkeit mit Treulosigkeit vergolten, die Verschwörer, die ihm nach dem Leben getrachtet, durch List in seine Gewalt gelockt hatte und sie dann unter den ausgesuchtesten Qualen zu Tode martern ließ. Ganz Italien stand auf wie ein Mann, mit einer bis dahin nie erreichten Einigkeit gegen alles, was deutsch hieß, und jagte die verhaßten Fremdlinge, wo es nur immer anging, aus dem Lande. Nur mit knapper Not gelang es Philipp, ohne des Neffen habhaft werden zu können, sich den Verfolgern zu entziehen und sich den Weg zurück nach Deutschland durch die feindlichen Gebiete zu bahnen. Ein halbes Jahr suchte er dort noch die Ansprüche des Neffen auf die deutsche Krone geltend zu machen. Dann erst gab er den Vorstellungen eines Teils der ihm anhängenden deutschen Fürsten nach, die ihn überzeugten, daß bei den alsbald nach Heinrichs Tod auch in Deutschland ausgebrochenen Wirren der Thron für ein in weiter Ferne weilendes Kind nicht zu retten sei, ja vielmehr dadurch dem Stauferhaus überhaupt verloren gehen müsse. Am 6. März 1198 nahm er für sich die Königswürde an, allerdings unter dem Vorbehalt, sie wieder niederzulegen, sobald „Friedrich in Person nach Alemannien käme".

Diesen selbst hatte man schon im Mai 1198 auf Befehl der Kaiserin Konstanze von Foligno, wo er unter der Obhut der Gemahlin des Herzogs von Spoleto, Konrads von Urslingen, eines der Paladine Heinrichs, die ersten Kinderjahre verlebt hatte, nach Palermo gebracht. Den Vater hat der kaiserliche Knabe nur einmal flüchtig im November 1196 gesehen. Auch von einem längeren Aufenthalt der Mutter zu Foligno während dieser Zeit ist nichts bekannt. Das Verhältnis der beiden Ehegatten zueinander scheint überhaupt ein ziemlich gespanntes gewesen zu sein. Wir wissen es ja, wie lebhaft Konstanze mit der sizilischen Nationalpartei sympathisierte, wie sie heimlich Anteil an dem Aufstand des Jahres 1197 nahm, der nicht nur die

Vernichtung der deutschen Herrschaft, sondern auch, wie erwähnt, die Beseitigung Heinrichs durch Meuchelmord sich zum Ziele gesetzt. Niemals hat sich vielleicht Heinrichs kühle berechnende Ueberlegenheit, sein staatsmännischer Scharfblick in einem helleren Licht als darin gezeigt, wie er diesem Verrat der eigenen Gattin zu begegnen wußte. Ihn völlig ignorierend, zwang er sie, der Hinrichtung der Verschwörer beizuwohnen, um sie damit für immer vor ihren Parteigenossen zu kompromittieren. Jetzt, da der Gatte tot ist, tritt sie offenkundig auf die Seite seiner Gegner. Ihrer Weisung entsprechend wird der von ihm mit der stellvertretenden Regierung Siziliens betraute Herzog Markward Truchseß von Anweiler mit seinen Deutschen von der Insel vertrieben. Ihrem Sohne aber glaubte sie am besten dadurch die Krone ihres Erblandes zu erhalten, daß sie ihn am Pfingstfest 1198 mit all dem byzantinischen Zeremoniell und der orientalischen Prachtentfaltung, die ihr Vater König Roger II. bei feierlichen Anlässen eingeführt hatte, in der Königskapelle des Doms zu Palermo krönen ließ. Was aber hatte sie damit gewonnen? Auf dem nahen Festland behauptete und fühlte sich nach wie vor der Markgraf Dipold von Vohburg, von dem sterbenden Kaiser zum Grafen von Acerra und Regenten von Apulien und Calabrien während der Minderjährigkeit des Sohnes ernannt, als unumschränkter Gebieter. In Sizilien hatte sie bei der Partei, für die sie einst bereit gewesen, das Leben des Gatten zu opfern, mit Wortbruch und Intrige zu kämpfen. Um Thron und Reich dem Sohne zu retten, wußte sie schließlich keinen anderen Rat, als sich in die Arme des Oberhaupts der Christenheit zu werfen. Meinte sie wirklich, der Papst, der einst, allerdings ohne jede Berechtigung, ihrem Vater Roger als erbliches Lehen die Krone Siziliens übertragen hatte, würde sich aus allgemeiner Nächstenliebe für ihren Sohn bereit finden lassen, eine Schutzherrschaft, die ihn in nicht absehbare Kriegsabenteuer verwickeln konnte, zu übernehmen? Und wenn er



es tat, so war vorauszusehen, daß er sie sich teuer genug bezahlen lassen würde, mochte er auch an sich im Stillen voll Ungeduld auf den Augenblick warten, wo er sich in die inneren Verhältnisse des Inselreichs mischen konnte.

Schon siebzig Jahre lang hatte man in Rom mit scheelen Augen zugesehen, wie der sizilianische Staat in kirchlichen Dingen einer geradezu beispiellosen Unabhängigkeit sich erfreute. Nachdem König Roger II. dem Papste Innocenz II., der seit seiner Niederlage bei San Germano (Cassino) 1139 ein williges Werkzeug in der Hand des normannischen Siegers war, das Amt des Generallegaten in Sizilien für sich und seine Nachkommen endgültig abgezwungen, stand ihm das Recht zu, die Geistlichkeit ohne Zutun des Papstes selbst für die höchsten Stellen zu ernennen. Die Einmischung der Kurie in die kirchlichen Angelegenheiten des Landes war damit selbstverständlich so gut wie beseitigt. Und dann war durch den Ehebund, den im Januar 1186 die von dem letzten legitimen männlichen Sproß des normannischen Königshauses, Wilhelm II., dem Guten, als Thronerbin eingesetzte Konstanze und Heinrich, der elf Jahre jüngere, älteste Sohn Barbarossas, ohne vorherige Rücksprache mit dem Papst in Mailand geschlossen hatten, die seit Jahrhunderten von den deutschen Kaisern verfolgte Politik, ihre Herrschaft auch über Unteritalien auszudehnen, der Erfüllung nahe. Dadurch aber sah sich der Papst auf ein kleines, von allen Seiten eingeschlossenes Gebiet beschränkt und gegenüber einem solch gewaltigen Nachbarn zur völligen Ohnmacht verdammt. Die Kurie hatte infolgedessen die Erbfolgeordnung Wilhelms, obgleich sie in Uebereinstimmung mit den Großen seines Reiches geschah, nie anerkannt und später in dem nach Wilhelms Tod ausbrechenden Erbfolgestreit die Ansprüche des illegitimen Sprossen aus dem normannischen Königshause, Tancreds von Lecce, gegen Heinrich VI. unterstützt. Nun bot sich nach dem Tode Heinrichs durch das Ersuchen Konstanzens oder (nach anderer Lesart) des sterbenden

Kaisers selbst, der in einem vielfach als echt angezweifelten Testament den Papst zum Vormund seines verwaisten Söhnleins ernannt, der Kurie die willkommene Gelegenheit, sowohl die etwaige Wiedervereinigung von Deutschland und Sizilien unter Friedrichs Szepter für immer zu verhindern, als auch dem letzteren Lande die Vorrechte und Freiheiten zu entziehen, die es in kirchlicher Hinsicht genoß. Es kam nur darauf an, daß ein Mann auf dem Stuhl Petri saß, der die Gunst des Augenblicks in ihrer vollen Tragweite erfaßte und für die Kirche auszunützen verstand. Und dieser Mann war tatsächlich da!

Man muß es wohl eines jener dunklen Welträtsel nennen, nach deren Aufklärung wir vergeblich suchen, daß eben in jenen Tagen, da mit Heinrich VI. der Glanz des Weltkaisertums für immer ins Grab gesunken war, der greise, unfähige Papst Cölestin III. in dem erst siebenunddreißigjährigen Kardinal Lothar von Segni einen Nachfolger fand, der wie kein anderer befähigt war, die großartigen Herrschaftspläne Heinrichs für sich und die Kirche aufzunehmen. Niemand hätte es der kleinen, schmächtigen Gestalt mit den nachdenklichen, vergeistigten Zügen angesehen, daß dieser Priester, der erst in seiner stillen Gelehrtenstube nur wissenschaftlichen Arbeiten lebte oder Predigten, Hymnen und Gebete schuf, sich als Nachfolger Petri mit dem kühnen Plan tragen würde, die geistliche Macht auf den höchsten Gipfel zu heben und den ganzen Erdkreis zu seinen Füßen zu zwingen. Schon als Kardinal hatte er sich unter Cölestin durch seinen staatsmännischen Scharfblick ausgezeichnet. Nun, da er als Innocenz III. zur höchsten geistlichen Würde berufen ward, weiß er durch kluge Zurückhaltung, nur Schritt für Schritt nach dem Erreichbaren strebend, immer näher dem ersehnten Ziel zu gelangen. Durch die Gewalt seines Geistes, seine kühle Ueberlegenheit, sein kluges Ausnutzen menschlicher Schwächen erreichte er es, daß man ihn als den wahren Mittler zwischen

Gott und den Menschen betrachtete, der die Fürsten nach seinem Willen lenkte und Königsthrone vergab. Noch nie war es bis dahin vorgekommen, daß Könige, wie jetzt Peter von Aragonien und Johann von England, freiwillig ihre Kronen vor dem Statthalter Christi niedergelegt hatten, um sie aus seiner Hand als päpstliche Lehen wieder zu empfangen. Innocenz aber hätte nicht Innocenz sein müssen, wenn er sich mit diesem immerhin doch noch halben Erfolg begnügte. Für ihn, den klugen Rechner, war es klar, daß eine derartige, alles überragende Stellung auf die Dauer nur zu behaupten sei, wenn das geistige Ansehen des Papstes umfangreiche, weltliche Machtmittel unterstützten. Auf die Vergrößerung des Patrimoniums der Kirche mußte daher sein nächstes Streben gerichtet sein. Nichts lag näher, als sie auf Kosten der staufischen Ansprüche durchzusetzen, seit nach Heinrichs Tod Oberitalien, Tuskien, die Marken, die Romagna und das Herzogtum Spoleto sich von der deutschen Oberhoheit frei zu machen suchten. Innocenz war seit der Zeit, da er als Kardinal dem heiligen Kollegium angehörte, der Hauptförderer der päpstlichen Rekuperationspolitik gewesen. Nun zur höchsten geistlichen Macht gelangt, weiß er dem gärenden Haß gegen die Deutschen eine tiefere und festere Grundlage zu geben, dadurch, daß er das Nationalgefühl der Italiener weckt, um es zum eigenen Vorteil auszubeuten. Und der Erfolg zeigte, wie richtig er gehandelt. Zum erstenmal seit der Römerzeit beginnen sich diese als ein Volk zu fühlen und bieten dem Papst als einem der Ihren eine Art Schutzherrschaft über Oberitalien und Tuskien an. So, von der nationalen Bewegung getragen, wird es ihm ein Leichtes, die Reichsvögte Konrad von Urslingen aus Spoleto und Markward von Anweiler aus der Romagna und den Marken zu vertreiben. Binnen kurzem hat er den Kirchenstaat, den der gewalttätige Heinrich in seinem zielbewußten Einkreisungsverfahren auf Roms nächste Umgebung beschränkt hatte, nicht nur wiederhergestellt,

sondern ihm zugleich eine Ausdehnung verliehen, wie er sie vordem noch nie besessen. Diese Gebietserweiterung, die nicht nur die sogenannte Pipinsche Schenkung, sondern auch einen großen Teil der vielumstrittenen Erbschaft mitinbegriff, die einst die Markgräfin Mathilde von Tuskien dem päpstlichen Stuhl vermacht, konnte um so ungestörter sich vollziehen, weil inzwischen in Deutschland der unselige Thronstreit zwischen Philipp von Schwaben und den von den Welfen und ihren Anhängern aufgestellten Gegenkönig Otto IV. von Braunschweig, dem Sohne Heinrichs des Löwen, ausgebrochen war. Innocenz nahm zunächst eine zuwartende Stellung ein. Ihm, der mit Recht in Italien das Hauptfeld seiner politischen Tätigkeit sah, konnte es nur willkommen sein, wenn die beiden Gegner sich gegenseitig aufrieben und so keiner von ihnen Gelegenheit fand, in die italienischen Verhältnisse einzugreifen. Erst im Jahre 1201, als der Gang der Ereignisse ihn zwang, Farbe zu bekennen, trat er offen in ein Bündnis mit dem Welfen ein, weil ein solches ihm und der Kirche größeren Gewinn versprach, als eine Verbindung mit dem Staufer. Dieser plante zudem damals bereits eine Fahrt nach Italien. Nichts aber mußte dem Papst ungelegener kommen, als eine erneute deutsche Einmischung in die italienischen Verhältnisse, nachdem er selbst sich schon im Geiste als den Herren der ganzen Halbinsel sah. Mittelitalien war sein, Oberitalien ihm treu ergeben; in Unteritalien hatte er dadurch, daß er als Lehnsherr und Vormund des jungen Königs auftrat, wenigstens dem Namen nach zu gebieten, wenn er auch mit seinen immerhin geringen Streitkräften an ein Durchsetzen seines Willens bei dem dort herrschenden Wirrwarr gar nicht denken konnte.

Für die Uebernahme dieser Vormundschaft, um die ihn Konstanze in ihrer Not angegangen, hat er den Verzicht auf alle die Rechte, die seine Vorgänger einst den Normannenkönigen in bezug auf die Berufung und die Wahl

der Geistlichen, die Abhaltung von Kirchenversammlungen usw. bewilligt, und außerdem die Summe von tausend Goldgulden verlangt. Der Kaiserin blieb es erspart, den schimpflichen Vertrag zu unterzeichnen; ehe der päpstliche Gesandte damit eintraf, war sie am 27. November 1198 zur ewigen Ruhe eingegangen. Innocenz vermochte es nicht zu hindern, daß Friedrich kurz darauf in die Gewalt Markwards von Anweiler fiel, der nach dem Tode Konstanzens, von den Sarazenen zurückgerufen und aufs tatkräftigste unterstützt, sich im Herbst 1199 ganz Sizilien unterworfen hatte. Ebensowenig drang er mit seinem Willen in Unteritalien durch, wo sich nach wie vor Graf Dipold von Vohburg und Konrad von Marley, der Herr von Sora, als Usurpatoren königlicher Gewalt behaupteten. Nicht einmal so weit ward seine vormundschaftliche Autorität in Sizilien anerkannt, daß sie den von ihm dem Mündel geschickten Erzieher den Weg bis in das Innere der Palermitaner Königsburg bahnte, wo der junge Fürst gleich einem Gefangenen saß. Erst als Wilhelm Capparonus, jener sizilianische Edelmann, der nach Markwards Tod im Jahre 1202 die Herrschaft über Sizilien an sich gerissen, zwei Jahre darnach in Unterhandlungen mit dem Papste trat, fand der Kardinallegat Gerhard und der Priester Gregor von S. Galgano (später Kardinalpriester von S. Anastasia zu Palermo) bei dem Knaben Zutritt, um in Innocenz' Namen seine scheinbar gänzlich verwahrloste Erziehung zu übernehmen. Nun aber war es zu spät, aus dem selbstbewußten Staufersprößling einen gehorsamen Sohn der Kirche zu machen. Sarazenen waren bis dahin sein Umgang, seine Lehrmeister gewesen; sie hatten ihn nicht nur für morgenländische Sitten und Lebensansichten begeistert, sondern ihm auch weitherzigere Anschauungen über Religion und Welt beigebracht, als sie damals in dem der Kirche bedingungslos ergebenen Abendland gang und gäbe waren. Von ihnen hat er aber auch neben der Duldsamkeit gegenüber anderen Glaubensbekenntnissen die tiefe

Verschwiegenheit und Verstellung gelernt, deren sich ja leider so oft ein unterdrückter, verfolgter Volksstamm vor seinen Herren befleißigen muß. So kommt es, daß selbst Innocenz gänzlich ahnungslos über des Mündels wirkliche Denkweise bleibt, hier in einem Briefe (1204) dessen täglich zunehmende Weisheit und Einsicht rühmt und dort in einem Schreiben an König Peter von Aragonien vier Jahre darnach in die anerkennenden Worte ausbricht: „Mit beflügeltem Schritt betritt Friedrich die Jahre der Reife; den Alten durch seine Tüchtigkeit vorauseilend, legt er in bewunderungswürdiger Art die ersten Proben einer glücklichen Regierung ab.“ Man hat diese Worte des Papstes oft als ein Zeugnis seiner lauteren, väterlichen Gesinnung für den Mündel bezeichnet und nicht genug Worte der Verurteilung für den gefunden, der seinen Wohltäter so hinter das Licht geführt. Aber wie stand es denn in Wahrheit mit dem, was der Prinz dem Papst an Dankesschuld abzutragen hatte? Zwar den Thron seiner Ahnen hat er ihm erhalten. Als aber Walther von Brienne, der Schwiegersohn Tancreds von Lecce, des letzten Normannenkönigs, in eigener Person nach Rom kam, um dessen ehemaliges Vatergut, die Grafschaften Lecce und Tarent als sein Erbteil zurückzufordern, da hat der Papst ihm ohne weiteres die beiden Provinzen ausgeliefert. Der königliche Knabe in Palermo ward über diesen Eingriff in seine Rechte mit den leeren Trostesworten abgespeist, daß jeder irdische Verlust leicht zu ertragen sei, nachdem ja die Kirche Vater- und Mutterstelle an ihm vertrete. Und was Sizilien anlangt, so hat Innocenz es bei halben Maßregeln bewenden lassen, das aufrührerische Gebiet für ihn zurückzugewinnen.

Als Friedrich mit dreizehn Jahren selbst 1207 die Regierung antrat, da waren auf der Insel nur noch Messina und Palermo sein. Genuesen und Pisaner stritten miteinander um den Besitz von Syrakus; die Sarazenen führten von dem Innern der Insel her, wohin sie sich seit der Be-

drückung durch die Christen zurückgezogen, ungestraft ihre Raubzüge bis vor die Tore Palermos aus. Apulien und Kalabrien befanden sich zum größten Teil in der Hand der Aufständigen. Und trotzdem hat der Papst im Jahre 1207 von Friedrich als Entgelt für seine Verwaltung 128 000 Goldunzen und außerdem den Verzicht auf allen Grundbesitz von Monte Cassino, sowie auf die fruchtbaren Landstriche am Liris gefordert, womit er dann seinen eigenen Bruder als „Grafen von Sora" ausstattete. Ebenso wird es ihm Friedrich kaum gedankt haben, daß er ihm ohne sein Zutun die Gattin wählte. Die um zehn Jahre ältere Konstanze, die Witwe des Königs Emerich von Ungarn, eine Schwester König Peters von Aragonien, sollte nach des Papstes Dafürhalten ihm nicht nur Lebensgenossin, sondern auch mit ihrem gereifteren Urteil eine Stütze bei den Regierungsgeschäften sein. Das einzig Verlockende an dem ganzen Heiratsprojekt mag für Friedrich das in Aussicht gestellte Hilfsheer des spanischen Schwagers bei der demnächst in Angriff zu nehmenden Wiedereroberung seines Landes gewesen sein. Und wie schmählich wurde er hierin getäuscht! Mit der Braut kamen am 5. August 1209 nur fünfhundert katalanische und provenzalische Ritter an; und auch sie wußten der auferlegten Verpflichtung sich durch eilfertige Flucht zu entziehen, nachdem eine kurz nach der Hochzeit in Palermo ausbrechende Seuche ihren Führer Alphons, den Bruder der Königin, dahingerafft hatte. So ist Friedrich an der Seite einer ihm aufgedrungenen Gattin lediglich auf sich selbst und auf das Häuflein Getreuer, das ihn noch umgab, angewiesen. Aber wie oft in Zeiten der Gefahr und Bedrängnis der starke Wille eines zielbewußten Mannes das scheinbar Unmögliche schafft, so sehen wir auch diesen kaum zum Jüngling herangereiften Knaben, in dem die Tatkraft seines Vaters steckt, die aufständigen Untertanen zu Paaren treiben. Binnen kurzem ist das ganze Küstenland von Palermo bis Messina in seinen

Händen. Mit dem Erfolg wächst das Selbstgefühl, das Verlangen, auch über das, was er im heißen Kampfe errungen, zu herrschen. Wie hätte er da länger an seiner Seite einen Mann dulden können, den ihm einst das Geschick als Kanzler aufgedrängt und der nicht willens war, die Regierungsgeschäfte in die Hände dessen, dem sie gebührten, zurückzugeben. Mit einer Geschmeidigkeit ohnegleichen hatte dieser Kanzler, Walther von Palear, Erzbischof von Troja in Apulien, später von Catania, es verstanden, sich während der Minderjährigkeit seines Königs den stets wechselnden Verhältnissen anzupassen. So vermochte er sowohl unter Markward als unter Capparonus seine einflußreiche Stellung zu behaupten, die er, da im Lande ohnedies alles drunter und drüber ging, in der schamlosesten Weise mißbrauchte. Selbst als der junge König ans Ruder kam, scheute er sich nicht, ohne dessen Vorwissen die königlichen Siegel für seine eigenen Zwecke zu verwenden. Jetzt endlich, im Jahre 1210, wird mit Konstanzens Zustimmung der lästige, sich als Herr aufspielende Diener aus dem hohen Posten entfernt, und trotz des Widerspruchs seitens des Papstes zunächst nicht wieder eingesetzt.*) Dies männlich feste Auftreten macht dem jungen König um so mehr Ehre, weil er gerade damals dringend des Wohlwollens seines Vormunds bedurfte. Denn der Kampf zwischen Staufern und Welfen, der in Deutschland durch die ruchlose Ermordung König Philipps am 21. Juni 1208 zu Bamberg ein jähes Ende genommen, drohte sich nunmehr mit voller Stärke in Unteritalien zu erneuern.

Ganz schuldlos an dieser Wendung war Friedrich nicht. Unklugerweise hatte er zwei Jahre vorher sich die Gegner-

---

* Später ist das allerdings wieder geschehen; doch hat er im Jahre 1221 als einer der Führer der kaiserlichen Flotte während der ägyptischen Kreuzfahrt (S. 52) sie endgültig verloren, obgleich sich Papst Honorius aufs eifrigste für ihn ins Mittel legte und Walther sicher an dem mißglückten Unternehmen keine Schuld trug.

schaft Kaiser Ottos IV. zugezogen, dadurch, daß er, den Bitten eines schwäbischen Mönchs nachgebend, schwäbischen Klöstern Privilegien erteilte, die zuzugestehen nur dem Landesherrn erlaubt war. Damit griff er eigenmächtig in die Machtbefugnisse Ottos ein, der sich seit seiner Verlobung mit König Philipps ältester Tochter Beatrix als der allgemein anerkannte Gebieter des Herzogtums Schwaben betrachten durfte. Für Friedrich ist dies ganze Tun höchst kennzeichnend. Wir werden es bei ihm immer und immer wieder finden, daß er nie ein Anerbieten zurückweist, welches ihm in der Folge die Möglichkeit verschaffen konnte, Fäden zur Wiedergewinnung von längst eingebüßten Rechten seines Hauses anzuknüpfen. Den weitreichenden Arm Ottos hatte er dabei aber gewaltig unterschätzt. Allerdings hatte dieser noch am 22. März 1209 in dem Vertrag zu Speyer, der die Bedingungen enthielt, unter welchen er aus den Händen des Papstes die deutsche Kaiserkrone empfangen sollte, das sizilische Reich mit päpstlicher Oberhoheit anerkannt und beschworen, sich nie in dessen innere Angelegenheiten zu mischen. Aber schon an Weihnachten 1209, als sich Otto nach seiner Krönung am 4. Oktober mit Innocenz überworfen, hat er Verbindungen mit den sizilischen Großen angeknüpft und am 6. Februar 1210 einen Einfall in Apulien und Sizilien unter des treulosen Dipolds von Acerra Leitung beschlossen, welcher dann im November des gleichen Jahres ausgeführt wurde. Vergebens schleuderte der zornbebende Papst, der sich durch Ottos selbstherrliches Auftreten in Italien, durch die Wegnahme von Viterbo, Montefiascone und Acquapendente, also von Gebietsteilen des Kirchenstaats, in seiner eigenen Existenz bedroht fühlte, den Bannstrahl gegen den Wortbrüchigen. Dieser hatte inzwischen Aversa und Neapel unterworfen und ungehindert Tarent besetzt. Dort finden sich von den Sarazenen Siziliens Boten mit kostbaren Geschenken ein, die ihn zur Eroberung der Insel ermuntern. Und sie bitten nicht vergebens. Schon

laufen im Hafen der Insel Procida vierzig pisanische Galeeren ein, den Gewaltigen hinüber nach Sizilien zu bringen. Friedrich, nachdem er dem Herannahenden schon früher vergeblich als Friedenspfand seine feierliche Verzichtleistung auf das väterliche Erbe in Deutschland und eine bedeutende Geldsumme angeboten, sieht sich dadurch in eine äußerst gefährliche Lage versetzt. An einen Waffengang mit dem schlachterprobten, an der Spitze eines stattlichen Heeres erscheinenden Kaiser konnte er bei dem Chaos auf der Insel nicht denken. Es blieb als einziges Rettungsmittel nur schleunige Flucht. Eine Galeere, die das Königspaar mit seinem kaum einjährigen Söhnlein Heinrich hinüber nach Afrika in Sicherheit schaffen soll, wird ausgerüstet und liegt zum Auslaufen bereit: da dringt, erst gerüchtweise, dann immer greifbarere Gestalt gewinnend, den Verzweifelnden die erlösende Kunde ans Ohr, Otto sei plötzlich in Eilmärschen gen Norden gezogen, und habe Dipold von Acerra, den er zu Beginn des Jahres 1210 zum Großkapitän von Apulien und der Terra di Lavoro und außerdem zum Herzog von Spoleto ernannt, die Statthalterschaft in den eroberten Landstrichen übertragen. Noch schien es unklar, wer diese unerwartet glückliche Wendung herbeigeführt. Es war Innocenz, der mit Schrecken sah, wie der Kaiser, das einst so gefügige Werkzeug in seiner Hand, als Verfechter der Reichsinteressen immer mehr in die Fußtapfen des gefürchteten Heinrichs VI. trat. Dem zu begegnen, hatte er im Rücken Ottos ganz Mittel- und Oberitalien gegen ihn in Aufruhr gebracht und schon vorher nach Deutschland seine Boten gesandt, fanatische Bettelmönche, die dem Volke predigen mußten, daß das Oberhaupt der Christenheit demnächst an die Stelle Sauls einen David setzen werde. Dem Erzbischof Sigfrid von Mainz, dem zuverlässigsten Anhänger des Papstes, ward der Befehl erteilt, auf einer nach Bamberg einzuberufenden Fürstenversammlung (1211) die Exkommunikation Ottos zu verkünden und auf

Friedrich, den Staufersproß, als würdigsten Nachfolger hinzuweisen.

Kopfschüttelnd wurde der Vorschlag von den deutschen Fürsten entgegen genommen. Hatten sich doch die meisten unter ihnen offen für Otto, besonders nachdem er sich mit Philipps ältester Tochter Beatrix verlobt, als ihren rechtmäßigen Herrn erklärt. Noch lebhafter und nachhaltiger war das Volk für ihn eingetreten. Es war jene Zeit, da Walther von der Vogelweide seine patriotischen Streitgedichte gegen die unberufene Einmischung des Papstes in die inneren Verhältnisse Deutschlands verfaßte und in den weitesten Kreisen Entrüstung und Widerspruch gegen das unverantwortliche, selbstsüchtige Treiben der Kurie herrschte. Auch entsann man sich recht gut, daß derselbe Innocenz sich noch im Jahre 1200 in einem offenen Sendschreiben aufs energischste gegen die etwaige Wahl Friedrichs zum deutschen König erklärt, weil eine „Vereinigung Unteritaliens mit dem Kaisertum gleich verderblich für Reich und Kirche sei.“ Und jetzt schlägt er selbst diese Kandidatur vor. War es wirklich möglich, daß der sonst so unbeirrt auf das vorgesteckte Ziel lossteuernde Mann mit einemmale die Gefahr unterschätzte, die in dieser Verbindung lag? Hat vielleicht Friedrich den sonst Scharfblickenden so meisterhaft zu täuschen verstanden, daß dieser nicht die maßlose Herrschbegier in des Mündels Brust, sondern nur blinde Ergebenheit, unbedingten Gehorsam des Vormunds Befehlen gegenüber gewahrt? Oder sollte das Ganze nur ein Spiel, ein Schreckschuß für Otto sein, damit dieser um so reuiger in den Schoß „seiner Mutter“, der Kirche, zurückkehre? Das, was der Chronist des Königs Philipp August von Frankreich, Rigord, über den weiteren Verlauf der Dinge berichtet, scheint für die letztere Annahme zu sprechen. Darnach hat der Papst, als es wirklich auf der in Nürnberg September oder Oktober 1211 abgehaltenen Fürsten-

versammlung zur Wahl des Staufers kam, nur zögernd seine Einwilligung gegeben, weil die „römische Kurie gewohnt sei, die Würde zu beobachten und nur ungerne und mit Bedachtsamkeit Neuerungen zugestehe, dann auch, weil jener Sprößling nicht gerade ihr Liebling wäre". Wahrscheinlich hätte Innocenz, als es zum Treffen kam, seine Zustimmung doch noch verweigert, wenn nicht König Philipp August, der mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen Otto gemacht, aufs wärmste für den jungen Kaisersohn eingetreten wäre.

Den französischen König veranlaßten politische Erwägungen, auf der Wahl Friedrichs zu bestehen. Die Feindschaft, welche das den Welfen eng verwandte englische Herrscherhaus Anjou-Platagenet von jeher dem Geschlecht der Staufer entgegengebracht, hatte naturgemäß die letzteren früh zu einer Annäherung an Frankreich geführt, das sich in seiner Entwickelung dadurch gehindert sah, daß ein Teil seiner blühendsten Provinzen im englischen Besitz als Erblande des Königshauses waren. Aus diesem Grunde schlug Philipp August, dessen vornehmstes Streben seit seiner Thronbesteigung (1180) dahin ging, die Engländer vom Boden Frankreichs zu vertreiben und einen französischen Staat im heutigen Sinne zu schaffen, mit Freuden in das Bündnis ein, das Barbarossa ihm im Jahre 1187 zur Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen anbieten und das dann sein Sohn Philipp von Schwaben im Jahre 1198 erneuern ließ. Aber noch fehlte es an einem triftigen Grunde, Krieg gegen England anzuzetteln. Diesen gab ihm der Konflikt König Johanns ohne Land mit dem Papst wegen der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury, der zur Exkommunikation Johanns führte. Der Papst selbst betraute ihn mit der Vollstreckung des Banns an dem englischen Könige. Nachdem der Stein im Rollen, war Philipp August auch nicht gewillt, die einmal ergriffenen Waffen ergebnislos wieder niederzulegen, obgleich inzwischen

Johann dem Papst sich wieder genähert hatte. Sein Hauptbestreben mußte es zunächst sein, Johann möglichst zu isolieren. Das konnte bloß durch den Sturz von dessen mächtigstem Bundesgenossen Otto und durch die Erhebung einer Frankreich zum Dank verpflichteten Persönlichkeit auf den deutschen Thron geschehen. Philipp August wußte recht gut, wie viel durch Bestechung zu erreichen ist. Er hat deshalb auch mit seinem Geld nicht gespart, um die an Otto hangenden Fürsten zum Abfall von ihrem Herren und zum Anschluß an Friedrich zu bewegen. Daß es ihm übrigens bei seinen Plänen weniger auf eine Unterstützung als auf eine wohlwollende Neutralität von deutscher Seite ankam, beweist der am 18. November 1212 zu Vaucouleurs zwischen dem Dauphin Ludwig und Friedrich abgeschlossene Vertrag, worin dieser für alle bis dahin dargebotene Hilfe sich zu nichts weiter verpflichten muß, als den Feinden Philipp Augusts keinen Vorschub zu leisten und ohne dessen Zustimmung auf keine Friedensvorschläge einzugehen.

* * *

Durch zwei Edelleute aus Schwaben, Heinrich von Neifen und Anselm von Justingen, die Gesandten der deutschen Fürsten, ward noch im Herbst 1211 Friedrich die Berufung auf den Thron seiner Väter mitgeteilt. Der „apulische Knabe“, wie Otto ihn höhnend nennt, der noch eben für seine Krone gezittert, nahm diese unerwartete Wendung in seinem Geschick mit Hoheit und Zuversicht auf. Die Bedenken der sizilischen Großen, ja der eigenen Gattin, die alle nur Unheil aus einer Verbindung von Deutschland und Süditalien entspringen sahen, weist er mit sieghafter Beredsamkeit zurück. Keinen Augenblick schwankt er, den Weg zu gehen, den ihm als echtem Hohenstaufen die Ehre seines Hauses gebeut.

Einem Abenteurer gleich, ohne Heer, ohne Geldmittel, bricht er Mitte März des folgenden Jahres von Messina

auf. In Rom trifft er erst nach etwa fünf Wochen ein, da sich seine Abreise von Gaëta aus uns unbekanntem Grunde immer wieder verzögert. Dort in der ewigen Stadt steht er zum erstenmal dem Vormund persönlich gegenüber. Unter den Bedingungen, die ihm vorgelegt werden, ehe er die deutsche Krone empfangen kann, steht die Anerkennung der päpstlichen Lehnshoheit über Sizilien in allen ihren Konsequenzen und der Verzicht auf dieses Land zu Gunsten seines einjährigen Söhnleins Heinrich oben an. Ohne Zögern geht Friedrich darauf ein. Wie hätte er sich auch dagegen sträuben sollen, da des Papstes Machtwort ihm Geld und Anhänger verschaffte? Schon zu Rom schließt sich ihm der Markgraf Azzo von Este an. Doch ist es mit seinen Mitteln immer noch so schlecht bestellt, daß die staufertreuen Bürger von Pavia den genuesischen Schiffern das Geld für seine Ueberfahrt von Rom nach Genua bezahlen. Dort werden ihm von der Stadt 1500 Pfund geschenkt. Natürlich muß er diese Schenkung mit der Gewährung von allen möglichen Privilegien bezahlen. Dann wird die Fahrt durch das feindliche Gebiet von Oberitalien fortgesetzt. Schützend geben ihm Azzo von Este, der Graf von San Bonifacio und der Markgraf von Montferrat das Geleite. Trotzdem wäre Friedrich beinahe in die Hände der ihm in der Gegend von Lodi am Lambro auflauernden Mailänder gefallen. Nur mit knapper Not, auf ungesatteltem Roß über den Fluß setzend, vermag er ihnen zu entrinnen, während ein Teil des Trosses von ihnen aufgehoben wird. Zu Cremona angelangt, wagte er aus Furcht vor der drohenden Haltung der lombardischen Städte während dreier Wochen nicht weiter zu ziehen. Schließlich wird in aller Heimlichkeit am 20. August 1212 der Weg über Mantua nach Trient eingeschlagen. Dort schwenkt er, da die Herzöge von Meran und Bayern noch zu Otto stehen, nach dem gefahrvolleren Albulapaß ab. Es fehlt jede Nachricht darüber, wie die Reise von statten ging. Wir erfahren nur,

daß sich ihm in Chur als erste der deutschen Großen der dortige Bischof Arnold und der Abt Ulrich von St. Gallen, in der Folge bekanntlich einer seiner treuesten Diener, anschließen. Bald hat der Zug mit dem neuen Oberhaupt, um das sich nach und nach sechzig Mann scharen, Konstanz erreicht.

Da dringt die Kunde über den Bodensee herüber, daß Otto, der allerdings durch den Tod seiner ihm kurz vorher angetrauten, am 17. August 1212 verschiedenen Gattin Beatrix gewaltig an Ansehen eingebüßt, aber immer noch ein nicht zu unterschätzender Gegner war, mit 200 Rittern zu Ueberlingen am jenseitigen Ufer dem Räuber seiner Krone auflauere. Ein kritischer Augenblick! Denn gelingt es ihm, Friedrich nach Süden zurückzuwerfen, so sind dessen bisherige Erfolge mehr als in Frage gestellt. Alles kommt darauf an, ob Konstanz ihm freiwillig seine Tore öffnen wird, damit er dort einen Rückhalt gegen Ottos Uebermacht gewinne. Aber der Herr der Stadt, der Bischof Konrad von Tegernfeld, läßt sich fürs erste nicht dazu bewegen. Da ist es wieder Innocenz, dessen Machtwort durch den Mund seines Legaten, des Erzbischofs von Bari, entscheidend auf den Entschluß des Bischofs zu gunsten seines Mündels eingreift. Nun, nachdem Friedrich hier festen Fuß gefaßt, kann sich Otto am Bodensee nicht länger halten. Sein Versuch, sich darauf in Breisach zu verschanzen, wird durch die dortige Bürgerschaft vereitelt, die Mann für Mann zu dem wahren Erben Schwabens steht. Nur mit Mühe entkommt Otto an den Oberrhein.

Das Glück wendet sich immer mehr dem neu aufgehenden Stern zu. Versteht es doch auch der junge Staufer im Flug alle Herzen zu gewinnen! Wie vorteilhaft sticht seine leutselige Art, sein gewinnendes Lächeln gegen Ottos hochfahrendes, finsteres Wesen ab! Und dann, mit welch' vollen Händen er nach allen Seiten hin Geldsummen, Privilegien, ja Ländereien spendet! Allerdings schwindet dabei

der eigene Besitz, die schwäbische Hausmacht und das, was dem deutschen Oberhaupt an Rechten von Reichswegen zugehörte, immer mehr zusammen.

Doch was tut es? Hat er doch gerade dieser unerschöpflichen Freigebigkeit es zu danken, daß auf seinem Weiterzug rheinabwärts schon zu Basel Ottokar von Böhmen und dessen Verwandter, der Markgraf von Mähren, zu ihm übergehen. Und nun schließen sich ihm auch huldigend der Reichsprimas, Erzbischof Sigfrid von Mainz, Bischof Luitpold von Worms und der speyerer Bischof Konrad von Scharfenberg an. Natürlich wird auch ihnen dies Entgegenkommen reich gelohnt und dem letzteren, der schon Philipps von Schwaben unentbehrlicher Ratgeber war, die Reichskanzlerwürde und außerdem das Bistum Metz verliehen.

Die Fahrt durch das Elsaß nimmt allgemach den Charakter eines Triumphzuges an. Ohne Schwertstreich ist ganz Oberdeutschland sein. In Frankfurt treten inzwischen am 5. Dezember 1212 die deutschen Fürsten noch einmal zusammen, um die neue Königswahl endgültig zu beschließen, und schon vier Tage darnach wird durch den Erzbischof von Mainz mit nachgemachten Insignien — die echten waren in Ottos Hand — im Dom die Krönung des jungen Staufersprossen vollzogen. Von der allergrößten Wichtigkeit ist es, daß sich kurz darauf, auf dem Hoftag von Regensburg im Februar 1213 auch der Bayernherzog Ludwig I., der Kelheimer, bis dahin einer der treuesten Anhänger Ottos, für ihn erklärt; denn nun steht Friedrichs Herrschaft festgegründet in ganz Süddeutschland da.

Allerdings, diese glänzenden Erfolge hatte er in erster Linie Innocenz' überall hinreichendem Arm zu danken. Es war selbstverständlich, daß dieser für sein Eingreifen, seinen Schutz auch kein geringes Entgelt forderte. Die „Goldbulle von Eger" vom 12. Juli 1213, in der Friedrich und die Fürsten diese Dankesschuld abtrugen, wird immer ein dunkles Blatt in der Geschichte unseres Vaterlandes

bleiben. In ihr überliefert sich der Staufer mit gebundenen Händen der Kurie, wie einst sein Gegner Otto im Vertrag zu Speyer vom Jahre 1209, nur daß dieser sich an die Abmachungen in Wirklichkeit nicht kehrte. Nicht nur wird von seiten der Krone jegliches Vorrecht bei der Wahl der Geistlichen aufgegeben, sondern auf den Bezug der Regalien und Spolien* in den nicht besetzten Bistümern verzichtet, ein Recht, das wegen der großen dabei in Betracht kommenden Summen von Friedrich I. und Heinrich VI. aufs hartnäckigste verteidigt worden war. Ferner mußte er die Herrschaft der Kirche über alle jene Landesteile anerkennen, welche sie sich auf Kosten des Reichs seit Heinrichs VI. Tod angeeignet. Als unbestrittenes Eigentum fielen dieser also jetzt die mathildischen Güter zu, in einem Umfang, wie ihn bis dahin kein Kaiser hatte gelten lassen, Spoleto, die Marken, das ganze Land von Radicofani im Sienesischen bis Ceprano am Liris. Und nicht genug damit, muß sich der junge König auch verpflichten, dem Papste bei Eroberung von Gebieten Beistand zu leisten, auf welche dieser von altersher Anspruch zu haben glaubte. Noch einmal wird feierlich des Papstes Oberhoheit über Sizilien anerkannt und seinen Sendboten die volle Freiheit bei der Verfolgung der Ketzer in Italien gewährt.

Indes wäre es verkehrt, Friedrich wegen dieser Nachgiebigkeit den Vorwurf der Schwäche zu machen. So wie

---

* Regalien sind die Einkünfte aus erledigten Bistümern. Sie standen mit dem Lehnsrecht in Verbindung, vermöge dessen dem Lehnsherrn die Einnahmen des Lehnsgutes, wenn kein Vasall vorhanden war, zufielen. Spolie ist die Einziehung des beweglichen Nachlasses eines Bischofs, was dazu führte, daß häufig der Nachfolger nur die kahlen Wände vorfand. Das Regalienrecht hatte oft eine jahrelange Nichtbesetzung der geistlichen Aemter zur Folge, da sich die Krone auf solche Weise eine Erhöhung der Einnahmen verschaffen konnte. Friedrich hat von diesem Recht den ausgiebigsten Gebrauch trotz der päpstlichen Proteste gemacht.

die Dinge lagen, konnte er des mächtigen Arms der Kurie gar nicht entbehren. Ohne sie war er weder der Unterstützung der geistlichen, noch eines großen Teils der weltlichen Fürsten, mochten sie ihm eben auch laut zugejubelt haben, nichts weniger als sicher, wenn es nun in den Abrechnungskampf mit Otto ging, einen Kampf, den er bei den geringen Mitteln, über die er verfügte, gar nicht allein auszufechten imstande war. In der Tat haben ja für ihn Ottokar von Böhmen und der Markgraf von Meißen jenes Heer ausgerüstet, mit dem er noch im gleichen Jahre Otto entgegenzog. Dieser war inzwischen von seinem Erbland Braunschweig aus verheerend ins Magdeburgische und Thüringische eingefallen, hatte sich dann aber bei der Nachricht vom Herannahen Friedrichs (September 1213) in seiner Hauptstadt Braunschweig verschanzt. Dort hätte er wohl noch lange Widerstand leisten können, da die Gegner schon das wohlverteidigte Quedlinburg vergeblich berannten, wäre er nicht auf die Idee gekommen, daß ein endgültiger Sieg über Friedrich ohne die Niederwerfung seines mächtigen Verbündeten, des Königs von Frankreich, nicht möglich sei. So benützt er die günstige Gelegenheit, sich bei dem eben ausgebrochenen Krieg zwischen England und Frankreich seinem Oheim König Johann anzuschließen; ja, er übernimmt sogar den Oberbefehl über die verbündeten Engländer und Deutschen. Während König Johann von Poitou aus sich mit einem Eroberungszug gegen die westlichen französischen Provinzen begnügt, der bekanntlich nach anfänglichen Erfolgen ein klägliches Ende nahm, rückt Otto von den Niederlanden her gegen das Hauptheer der Franzosen, das in der Gegend von Bouvines in der Nähe von Lille steht, an. Dort kommt es am 27. Juli 1214 zur Schlacht. Im Lager Ottos, dessen Streitmacht dem französischen, von König Philipp August selbst geführten Heer weit überlegen war, befand man sich in einer so siegesgewissen Stimmung, daß man schon das Reich des Gegners verteilte. Aber es zeigte



sich wiedei einmal, was die Liebe zum Vaterland im Augenblick der Gefahr vermag. Noch vor Sonnenuntergang waren die verbündeten Engländer und Deutschen völlig aufs Haupt geschlagen. In Deutschland war es nun mit dem Welfenregiment zu Ende; aber auch für Frankreich brach mit diesem Tag eine neue Entwicklungsepoche an. Philipp August sah seinen Lebensplan, einen französischen Einheitsstaat zu gründen, in greifbare Nähe gerückt. Daß er diesen Staat nicht auf den Schultern des Adels, sondern auf denen eines freien Bürgertums aufbaute, war der Dank, weil Frankreichs Bürger ihrem König diesen wertvollen Sieg erfochten, während der Adel, England freundlich gesinnt, sich beiseite hielt.

Philipp August, der die politische Bedeutung dieses Tages für sich klar erkannte, sandte an Friedrich sofort als Zeichen seines Erfolges den Adler von Ottos Standarte, welchen man mit zerbrochenen Schwingen auf dem Schlachtfelde gefunden hatte. Der Staufer nahm die Kunde von der Niederlage des immer noch gefürchteten Nebenbuhlers mit hellem Jubel auf. Was kümmerte es ihn, in dem kein Funken deutschnationalen Fühlens war, daß sie bei den Besseren seines Volkes als Schmach empfunden wurde? Die Chronik des Klosters Lauterberg hebt es ausdrücklich hervor, wie sehr seit jenem Tage der deutsche Name bei den Galliern an Achtung verloren hat.

Friedrich für seine Person hatte allerdings allen Grund mit dem Erfolg zufrieden zu sein. Denn nun wurde er auch von den letzten Anhängern Ottos als Oberhaupt anerkannt. Besonders wichtig ist es, daß sich ihm schon vier Wochen nach der Schlacht bei Bouvines der mächtigste der niederrheinischen Fürsten, Herzog Heinrich von Brabant, seit kurzem Ottos Schwiegervater, freiwillig unterwirft. Auch der Dänenkönig Waldemar II. ward kurz darnach auf dem Hoftag zu Metz (im Januar 1215) als Bundesgenosse gewonnen und Otto dadurch seiner letzten Stütze beraubt.

Mit vollem Recht hat jedoch der mit dem Dänen abgeschlossene Vertrag die herbste Verurteilung erfahren. Denn ohne Bedenken tritt darin Friedrich die deutschen Provinzen zwischen Elbe und Eider, Nordalbingien und Slavien (Holstein, Lauenburg, Lübeck und Hamburg) ab, Gebietsteile, die einst Waldemar während des langen Bürgerkriegs zwischen Philipp von Schwaben und Otto als Parteigänger des letzteren mit dessen Zustimmung an sich gerissen. Als dann aber nach Philipps Ermordung Otto sich unbestritten in dem Besitz der obersten Reichsgewalt sah, suchte er dies undeutsche Handeln wieder wett zu machen, indem er dem Grafen von Schaumburg, dem Holstein als rechtmäßigen Herrn gehörte, und der sich mit dem Gedanken einer Wiedereroberung des Landes trug, seinen Beistand dafür in Aussicht stellte. Und nun lenkte Friedrich wieder in diese verwerfliche Politik ein, anscheinend doch nur um den Preis, daß Waldemar auf seine Seite trete und sengend und brennend in Ottos Land einfalle. Bei näherer Betrachtung läßt sich indes die Sache doch etwas anders an. Waldemar war der erklärte Schützling der Kirche und Friedrich hätte bei seiner Abhängigkeit von ihr es gar nicht wagen dürfen, die Bundesgenossenschaft von der Hand zu weisen, wäre auch der Preis noch so hoch gewesen. Wie sehr die Rücksicht auf die Kurie seine damalige Haltung bestimmte, geht schon daraus hervor, daß er, sobald er sich einer solchen entbunden glaubte, andere Saiten aufzog und im Jahre 1226 warm für die Zurückeroberung der an Dänemark verloren gegangenen Landesteile eintrat. Daß schließlich nicht er, sondern die deutschen Fürsten, an ihrer Spitze Graf Heinrich von Schwerin, sich den unverwelklichen Ruhmeskranz erwarben, sowohl Nordalbingien, als das schwer bedrohte Esthland und Livland dem Reiche gerettet zu haben, dafür darf man weniger Friedrich selbst, als die allgemein verbreitete und auch ihn völlig beherrschende Wahnidee verantwortlich machen, daß mit dem Empfang der Krone zu

Rom eine Art Weltkaisertum im Sinne der alten Römer verbunden sei. Dadurch wurden auch die besten unter den deutschen Kaisern immer wieder dazu verleitet, den Schwerpunkt ihrer ganzen Politik nach Italien zu verlegen, mochte auch inzwischen in Deutschland alles drunter und drüber gehen.

Friedrich, das geht klar aus verschiedenen seiner Handlungen hervor, hat sich dessen ungeachtet immer bestrebt, ein Erhalter und Mehrer des Reichs zu sein; nie hat er endgültig auf Rechte, die diesem zustanden, verzichtet, und wenn er sich solcher zeitweise entäußert, doch deren Wiedergewinnung stets im Auge gehabt. Wegzuleugnen ist es ja nicht, daß im Laufe seiner Regierung Deutschland mehr und mehr Italien gegenüber das Stiefkind geworden ist. Aber das ist nicht allein seine, das ist auch der deutschen Fürsten Schuld. Wie haben sie von Anfang an eifersüchtig darüber gewacht, ihr Geschöpf, für das ihnen der mittellos aus Sizilien anlangende Staufer galt, nicht zu mächtig werden zu lassen! Was Friedrich auch während seines ersten Aufenthalts in Deutschland versucht das während der langen Bürgerkriege schwer geschädigte Ansehen des Reichsoberhaupts zu heben, scheitert gewöhnlich an dem Einspruch der Fürsten. Wagt er es gar einmal, nach dieser Richtung hin selbständig vorzugehen, so wird er rasch in die ihm gesteckten Grenzen zurückgewiesen. Geschmerzt mag es ihn vor allem haben, daß man seinen Bemühungen, die stark zusammengeschwundene schwäbische Hausmacht durch allerdings nicht immer einwandfreie Mittel zu vergrößern, den schärfsten Widerstand entgegensetzt. So schlägt der Streit um das Erbe des Zähringischen Hauses, wobei er den Herzögen von Teck ihre Ansprüche an die Hinterlassenschaft abkauft, nur zum Teil zu seinen Gunsten aus. Wer wollte es daher einer so ausgeprägten Herrschernatur, wie der seinigen, verdenken, daß er sich mit ganzem Herzen wieder seinem Erbland Sizilien, wo er nach Gut-

dünken schalten und walten konnte, zuwandte und in Deutschland den Dingen, die er ja doch nicht zu ändern vermochte, ruhig ihren Lauf ließ.

Noch allerdings war die Brust des kaum Zwanzigjährigen von froher Hoffnung über seine hohe Bestimmung geschwellt, als er am 25. Juli 1215 zu Aachen, das ihm tags vorher die Tore geöffnet hatte, aus den Händen des Erzbischofs Sigfrid von Mainz noch einmal die Krone empfing, die ihn zum Gebieter von all den Landen zwischen Istrien und Friaul und der Rhone sonnigen Ufern bis zum düsteren Nordseestrand machen sollte.

Sein Widersacher Otto saß unterdessen untätig zu Cöln, wohin er sich in eiliger Flucht nach der Schlacht bei Bouvines gewandt. Aber auch hier ist seines Bleibens nicht mehr, als die Stadt wegen ihrer Unterwerfung mit dem neuen Reichsoberhaupt verhandelt. Trotzdem soll er bis zum letzten Augenblick gezögert und erst am Vorabend von Friedrichs feierlichem Einzug, am 3. August, heimlich die Abreise nach Braunschweig angetreten haben. Dort setzt er ungebeugt den Widerstand gegen den „Pfaffenkönig", wie er noch immer den Gegner spottweise nennt, nicht ohne Glück fort. An dem Schicksal des von allen Fürsten Verlassenen aber haben diese Erfolge nichts mehr ändern können. Ein früh Gealterter ist er mit dreiundvierzig Jahren am 19. Mai 1218 auf der Harzburg gestorben. Aber bis zum letzten Augenblick hat er sich als der wahre Herr Deutschlands gefühlt und sich im vollen Kaiserornat im Dom zu Braunschweig begraben lassen. Auch über die Kroninsignien hat er letztwillig, wie über sein Eigentum, verfügt, indem er seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Heinrich, anbefiehlt, sie erst zwanzig Wochen nach seinem Tode, und zwar nur einem Nachfolger zu übergeben, der einstimmig gewählt worden sei. Indessen blieben sie über ein Jahr in Heinrichs Hand, der mit ihrer Auslieferung einen regelrechten Schacher trieb. Erst auf dem Reichstag zu Goslar,

am Johannistag 1219, gelangten sie gegen die Summe von elftausend Mark Silbers in Friedrichs Besitz. Und nicht genug damit, wird dem Pfalzgrafen auch das Reichsvikariat in den Gegenden der Elbe und Weser mit landesherrlichen Rechten, also eine Art Fürstentum, verliehen. Friedrich erwuchs daraus allerdings der nicht zu unterschätzende Gewinn, daß der Pfalzgraf sich mit dem Laufe der Dinge aussöhnte und so die Nebenbuhlerschaft von Welfen- und Stauferhaus beseitigt ward.

* * *

Die Krönung zu Aachen, durch die sich Friedrich dem Ziele seiner Wünsche so nahe glaubte, sollte jedoch nach einer Richtung hin eine verhängnisvolle Bedeutung für ihn gewinnen; denn sie hat ihn zu einem Schritt veranlaßt, der sich wie ein schwarzer Schatten über den Glanz seiner ersten Regierungsjahre zog. Nach der Messe, die dem feierlichen Akte voranging, hatte er ohne vorherige Rücksprache mit der Kurie, mitsamt einer Menge deutscher Fürsten das Kreuzzugsgelübde in die Hände des Erzbischofs Sigfrid von Mainz abgelegt, einen Zeitpunkt für die Ausführung indessen nicht festgesetzt. Möglich, daß das Beispiel seiner Ahnen, die ja alle entweder selbst eine Heerfahrt nach Palästina zur Wiedereroberung des Landes geleitet oder wenigstens ausgerüstet haben, ihn in der Ekstase des Augenblicks zu diesem unbedachten Schritt hinriß, möglich aber auch, daß das Bestreben, Karl den Großen nachzuahmen und gleich ihm die Ungläubigen zu bekämpfen, dabei eine Rolle spielte. Wenigstens wäre einem Manne, der sich bis ins späte Lebensalter hinein gerne mit dem großen Karl vergleichen ließ, ein solcher Gedankengang um so eher zuzutrauen, weil sich gerade damals ganz Aachen mit dem erhabensten seiner Vorgänger beschäftigte. Eben in jenen Tagen war der mit Gold- und Silberreliefs reich geschmückte Schrein vollendet worden, in dem künftig die Gebeine des großen Kaisers

ruhen sollten. Die feierliche Ueberführung war auf den 27. Juli, also zwei Tage nach Friedrichs Krönung, angesetzt; und dieser selbst hat daran tätigen Anteil genommen, indem er, den Königsmantel ablegend, mit eigener Hand die Nägel an dem Schrein zuschlug.

Durch die voreilige Ablegung dieses Kreuzzugsgelübdes hat er der Kirche eine Handhabe gegeben, sich künftig in seine eigenen Angelegenheiten und die des Reiches zu mischen, was insofern von dem Kaiser immer lästiger empfunden werden mußte, weil er mit der Zeit mehr und mehr einsehen lernte, wie dringend seine Anwesenheit für die nächsten Jahre in Deutschland und auch in seinen Erblanden nötig sei, wenn er hier, wie dort seine Stellung befestigen wollte. Es blieb ihm daher keine Wahl als zu Ausflüchten und Vertröstungen auf die Zukunft zu greifen. Fraglich war es nur, wie lange die Kirche, die besonders seit dem Sieg von Bouvines als fordernde Gebieterin auftrat, sich diese Verschleppung gefallen ließ.

Da war es denn ein Glück für ihn, daß eben jetzt der willensstarke Innocenz mitten in den Vorbereitungen zum Kreuzzug, der auf sein Geheiß hin am 1. Juli 1217 angetreten werden sollte, kaum fünfundfünfzigjährig am 16. Juli 1216 zu Perugia starb. Noch acht Monate vorher hatte er sein Lebenswerk, dem Papsttum die höchste Gewalt auf Erden zu verschaffen, durch das berühmte Laterankonzil (11. Nov. 1215) gekrönt. Nie war die Beteiligung an einer Kirchenversammlung eine so große gewesen. Fast alle weltlichen Machthaber hatten Botschaften dazu gesandt; außerdem fanden sich einundsiebzig Patriarchen und Erzbischöfe und über zwölfhundert andere höhere Geistliche ein, den Worten ihres Oberhauptes gleich einer Offenbarung zu lauschen. Und in der Tat, vor dieser glühenden Beredsamkeit verstummte jeder Widerspruch. Selbst die Abgeordneten Mailands wagten nichts einzuwenden, als er die Gründe erörterte, die maßgebend für ihn zur Absetzung Ottos und

zur Erhebung seines Mündels auf den deutschen Thron gewesen, obgleich sie mit dem festen Entschluß gekommen waren, mannhaft für Otto gegen des Papstes Schützling einzutreten.

Mit seinem Nachfolger Honorius III., dem milden, nachgiebigen Greis, welchem die Riesenaufgabe zufiel, das Papsttum auf der schwindelnden Höhe zu erhalten, zu der Innocenz es siegreich emporgeführt, war zweifellos leichter zu unterhandeln, wenn sich auch die päpstliche Politik weiter in dem von Innocenz vorgezeichneten Gleise bewegte.

Friedrich, an sich durch den Tod Innocenz' von mancher Rücksichtnahme befreit, hätte nicht der in allen Listen erfahrene Sizilianer sein müssen, um diese Schwäche im päpstlichen Lager nicht zu seinem Vorteil auszunützen. Erst zaghaft und schüchtern, dann immer vernehmlicher kommt er mit Wünschen in betreff seines Erbkönigreichs hervor, die er seinem einstigen Vormund gegenüber nie auch nur andeutungsweise hätte äußern dürfen.

Ob der Verzicht auf Sizilien zu Gunsten seines Söhnleins Heinrich, wie er ihn im Jahr 1212 zu Rom dem Papst gegenüber geleistet, aufrichtig gewesen ist, das ist eine Frage, zu deren Lösung uns heute jeglicher Anhaltspunkt fehlt. Mag sein, daß die Aussicht, dafür den größten Thron der Welt zu besteigen, ihn den Verlust seines Erbreiches leichter ertragen ließ. Inzwischen aber hatte er gewahr werden müssen, wie es in Wahrheit um diesen Thron beschaffen war. Seine Versuche, die zusammengeschmolzene schwäbische Hausmacht zu vergrößern, waren, wie wir gesehen haben, größtenteils mißglückt; es blieb ihm also nur sein sizilisches Mutterland übrig, wenn er einen festen Rückhalt für die Durchsetzung seines Herrscherwillens gewinnen wollte. Trotz dieser Erkenntnis hatte er am 1. Juli 1216 zu Straßburg auf des päpstlichen Vormunds Verlangen nochmals das früher in Rom gegebene Versprechen erneut, weil „aus der Vereinigung von Kaisertum und Sizilien

dem apostolischen Stuhl sowohl, als seinen Erben leicht ein Unglück erwachsen könne.“ Wie wenig Ernst es ihm aber damit gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß er kurz vor des Innocenz’ Tod entgegen der getroffenen Vereinbarung, seinen Sohn in Sizilien zu erziehen, diesen mitsamt der Mutter nach Deutschland kommen ließ. Im Jahr darnach, am 5. Februar 1217, wagt er dann wieder einen Schritt vorwärts zu gehen, indem er ihn zum Herzog in Schwaben und nach dem Aussterben des Zähringischen Hauses zum Statthalter von Burgund ernennt. Damit war der Bestimmung des Innocenz’, daß kein König Siziliens deutscher Reichsfürst werden könne, ins Gesicht geschlagen. Obgleich man von Seiten der Kurie Einspruch erhob, blieb Friedrich dabei nicht stehen. Zweifellos hatte er schon damals die Wahl Heinrichs zum deutschen König im Auge. Dies Ziel zu erreichen, sehen wir ihn und seinen Kanzler, den gewandten, aalglatten Bischof Konrad von Metz und Speyer, ein äußerst geschicktes diplomatisches Spiel mit dem päpstlichen Hof einerseits und mit den deutschen Fürsten andererseits entfalten.

Vor allem galt es, den Kaiser von seinem Kreuzzugsgelübde für das Jahr 1217 zu entbinden. In anbetracht der verwickelten deutschen Verhältnisse, der dort wütenden Fehden, die erst geschlichtet werden mußten, geht Honorius, wenn auch ungern, darauf ein, weil er sich nur Erfolg von der ganzen Expedition versprechen konnte, wenn sie ein Mann von der alles überragenden Machtstellung eines Friedrich leitete. Man war davon in der kaiserlichen Kanzlei recht gut unterrichtet, ebenso wie man dort wußte, daß Honorius die Wiedereroberung des heiligen Landes als seine vornehmste Aufgabe ansah, und suchte nun, daraus möglichst viel Vorteil zu ziehen. Bei den Verhandlungen darüber, wann Friedrich sein Gelübde erfüllen solle, läßt man daher einfließen, wie wünschenswert die Ernennung eines Statthalters in Deutschland während einer so langen



Abwesenheit des Oberhauptes wäre und wie eine solche Maßregel auch auf die Beschleunigung des Antritts der Kreuzfahrt günstig einwirken müsse. Der Name Heinrich wird dabei nicht genannt; doch kann es der Kurie kaum zweifelhaft geblieben sein, worauf Friedrich abzielte, besonders, seit er im Jahre 1219 dem Sohn den Titel eines Königs von Sizilien entzog. Sie hatte aber all dem keine besondere Bedeutung beigelegt, da ein energisches Veto der deutschen Fürsten von vornherein sicher schien.

Wie groß mag daher des Papstes Bestürzung gewesen sein, als ihm am 13. Juli 1220 Friedrich offiziell anzeigt, man habe Heinrich am 23. April zu Frankfurt zum römischen König und zwar ohne Zutun des Vaters erwählt. In der Tat war dieser Entschluß der Fürsten ihm selbst in jenem Augenblick völlig überraschend gekommen. Noch wenige Tage vorher hatten sie ihre Zustimmung zu dem kaiserlichen Vorschlag versagt, so daß Friedrich schon jede Hoffnung auf eine glückliche Lösung der Frage in seinem Sinne aufgeben mußte. Ein zwischen dem Erzbischof Sigfrid von Mainz und dem Landgrafen von Thüringen ausgebrochener Streit, den man vergeblich von Seiten der Versammlung beizulegen suchte, soll Anlaß zu dieser Sinnesänderung gewesen sein. Denn nun hätten sich, wie erzählt wird, die deutschen Fürsten selbst überzeugt, daß dem Reiche während des Kaisers Abwesenheit ein Oberhaupt, dem alle gehorchen mußten, notwendig sei. Sei dem wie ihm wolle, fest steht jedenfalls, daß Friedrich die Erfüllung seines Herzenswunsches dem Betreiben der geistlichen Fürsten, die ja von Anfang an die Hauptstützen seines Thrones gebildet, verdankt. Er hat ihnen dies Verdienst unverzüglich und, leider muß es gesagt werden, auf Kosten der Reichseinheit gelohnt.

In dem berühmten Fürstenprivileg vom 26. April 1220 hat er sich zu ihren Gunsten der wichtigsten königlichen Privilegien entäußert. So tritt er ihnen das Vorrecht, Münzen

zu prägen, Zölle zu erheben, erledigte Lehen zu besetzen, innerhalb ihrer Territorien ab; ja, er verpflichtet sich, in ihrem Gebiet nie aus eigener Machtvollkommenheit, ohne vorherige Rücksprache mit dem jeweiligen Landesherrn Burgen oder Städte zu errichten. Und nicht genug damit, wird ihnen auch, wenigstens für die großen Städte, völlige Unabhängigkeit in Verwaltungssachen, wie in der Gerichtsbarkeit zugestanden. Er hat den geistlichen Fürsten damit eine Selbständigkeit verliehen, die über kurz oder lang zu einer Lockerung des ganzen Reichsverbandes führen mußte.

Ob Friedrich die Tragweite dieses Schrittes erfaßt hat? Wir wissen es nicht. Jedenfalls würde er sich aber kaum darum sehr gekümmert haben; denn sein Sinn war, nachdem er das Ziel seiner Wünsche erreicht, auf andere, wichtigere Dinge gerichtet. Schien doch jetzt durch die Erwählung Heinrichs zum deutschen König das Haupthindernis hinweg geräumt, das sich den auf die Zurückgewinnung Siziliens gerichteten Plänen Friedrichs entgegenstemmte. Heinrich saß ja nun, wenn auch nur als Stellvertreter des Vaters, auf dem deutschen Thron und mußte damit offenbar nach der mit dem Papst früher getroffenen Vereinbarung das Recht verwirkt haben, auch den Thron Siziliens einzunehmen. Dazu kam noch, daß er, der als deutscher König voraussichtlich für immer in Deutschland residierte, die Regierung eines so weit entfernten Landes unmöglich hätte leiten können. Schien es da nicht das Nächstliegende zu sein, daß man dem Vater von neuem, aber nun als Stellvertreter seines Sohnes, die Regierung Siziliens von Seiten der Kurie übertrüge? Diese aber wollte von solch' sophistischen Spitzfindigkeiten nichts wissen; sie hielt an der Ansicht fest, daß der Träger der deutschen Kaiserkrone nicht Herr in Sizilien sein könne. Doch brachte es die geschickte Diplomatie der kaiserlichen Kanzlei noch im Laufe des Sommers 1220 zu Wege, daß man sich in Rom zu dem Zugeständnis herbeiließ, Friedrich dürfe, wenn Heinrich ohne Erben

vor ihm sterbe, Sizilien auf Lebenszeit verwalten. Erst die Verhandlungen, die der Kaiserkrönung Friedrichs in Rom unmittelbar vorangingen, haben dann zu dem Ergebnis geführt, daß Honorius Friedrich stillschweigend als Herrscher von Sizilien duldete, so lange dieser keinen Anschluß seines Erbreiches, das er als „päpstliches Lehen" von seiner Mutter überkommen habe, an Deutschland anstrebe. Um dies auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, habe er dort ein anderes Siegel als hier zu gebrauchen, dürfe dort nur Eingeborene anstellen und überhaupt nichts unternehmen, was die Rechte der Kirche und ihr Eigentum schädigen könnte. Natürlich hat Friedrich dieses schließliche Eingehen der Kurie auf seine Wünsche durch weitgreifende Zugeständnisse erkaufen müssen. Wie einst Innocenz gegenüber, hat er nochmals auf alles Reichsland in Italien, auf das die Kirche Anspruch zu haben glaubte, verzichtet und die mathildische Schenkung, deren Umfang sich nie genau hatte feststellen lassen und die darum stets einen Zankapfel zwischen Papst und Kaiser gebildet, in ihrem weitest-dehnbaren Begriff, d. h. das ganze Land zwischen Po und Liris (Garigliano), als kirchliches Gebiet anerkannt. Außerdem wurde der Auszug zur Kreuzfahrt jetzt endgültig für das Frühjahr des nächsten Jahres anberaumt.

* * *

Ende August 1220 war Friedrich mit seiner Gemahlin Konstanze und einem kleinen Gefolge von Fürsten, die einst mit ihm zu Aachen das Kreuzzugsgelübde abgelegt, von Deutschland zur Kaiserkrönung nach Italien aufgebrochen. Vor dem Weichbild der ewigen Stadt traf er indes erst Mitte November ein. Im Angesicht Roms, auf dem Monte Mario, schlug er vorerst, altem Brauche zufolge, sein Lager auf. Dort nahm er die Huldigung derjenigen italienischen Städte, die bis dahin gezögert hatten, ihn als

ihren Herren anzuerkennen, von Lucca, Siena und Florenz, entgegen.

Erst am Krönungstage selbst, am Morgen des 22. November, zieht er unter Glockengeläute und dem Jubelruf der Menge, von den Magistratspersonen der Stadt und der gesamten Geistlichkeit geleitet, in Rom ein. Dort harrt seiner, inmitten der Kardinäle auf der obersten Stufe der Peterskirche thronend, Papst Honorius III. Ehe er jedoch Kuß und Umarmung von seiten des heiligen Vaters empfängt, hat er, demütig niederkniend, diesem den Fußkuß zu spenden. Friedrich hat ihn ohne Widerstreben geleistet.

Wie sehr hatten sich doch die Zeiten seit jener ersten Romfahrt des jugendlichen Friedrich Barbarossa geändert, da dieser zu Sutri sich geweigert hatte, dem von Segni herüberkommenden Papst Hadrian IV. entgegen zu ziehen, damit er nicht dem ehemaligen Bettlerknaben aus St. Albans die Steigbügel halten müsse. Entsetzt waren damals die Kardinäle vor diesem ausgeprägten Herrscherwillen nach Cività Castellana geflohen; und es bedurfte erst langer Verhandlungen, ehe sie wieder Vertrauen schöpften und der Monarch auf Zureden der deutschen Fürsten sich endlich entschloß, das Roß mit dem vor Furcht zitternden Papst wenigstens eine Strecke weit am kleinen See von Janula bei Nepi, wenn auch mit höhnischem Lächeln, entlang zu führen. Und dann erst das Krönungsprogramm! Wie strahlt aus jedem Wort das Selbstbewußtsein eines Mannes heraus, der sich als der Repräsentant einer auf der Mittagshöhe ihres Ruhmes stehenden Nation fühlt! Allerdings, dreiundzwanzig Jahre darnach hat auch er sich an den Stufen der Markuskirche im Staube vor Papst Alexander III. gebeugt. Schwere Jahre des Kampfes mit den lombardischen Städten, vor allem die Niederlage bei Legnano im Jahre 1176, die einen Teil von Oberitalien dem harten kaiserlichen Joch entzog, hatte diesen Wandel geschaffen. Aber noch war es damals nicht so weit gekommen, daß man es hätte wagen

dürfen, das Papsttum, obgleich es augenscheinlich über das Kaisertum triumphierte, mit der alles erleuchtenden Sonne, das letztere dagegen mit dem fahl schimmernden Mond zu vergleichen. Solches hat erst Innocenz' gewaltiges Wirken fertig gebracht. Und Honorius, mochte er für seine Person noch so milde und nachgiebig sein, war nicht gewillt, ein Titelchen von dem aufzugeben, was sein Vorgänger für die Kirche erkämpft.

Es wäre daher zwecklos gewesen, hätte Friedrich an dem Tag, an welchem er so Großes erreichte, sich all' den kleinen Demütigungen widersetzt, welche zu fordern das Papsttum sich selber glaubte schuldig zu sein. Interessant ist es dabei zu verfolgen, mit welchem Geschick man es verstand, die Menge immer wieder auf die alles überragende Stellung des heiligen Vaters hinzuweisen. Bei den einzelnen Phasen der Krönungszeremonie, der Salbung und Krönung des hohen Paares, der Kommunion darnach und der Erneuerung des Kreuzzugsgelübdes wird ein Prunk entfaltet, wie er bis dahin ohne Beispiel war. Um so überwältigender mußte daher auf die Zuschauer die Wirkung sein, als der eben noch mit den höchsten Insignien weltlicher Würde Geschmückte sich freiwillig all' dieser Abzeichen entkleidet, um bei dem dann beginnenden Hochamt dem im vollen Ornat prangenden Papst als einfacher Subdiakon zu assistieren. Nach beendeter Feierlichkeit muß er, wieder in die kaiserlichen Gewänder gehüllt, das Oberhaupt der Christenheit an der Freitreppe des Petersdoms erwarten, um ihm den Dienst des Zügelführens, gegen den sich einst sein Großvater so gesträubt, zu erweisen. Dann erst läßt sich Honorius herbei, ehe er sich nach dem Lateran zurück begibt, ihm nochmals zum Abschied den Friedenskuß zu spenden.

Während so das Papsttum nach außen hin über das Kaisertum den Sieg davontrug, war es doch Friedrich, der in Wahrheit den Erfolg auf seiner Seite hatte. Alles, was er

erstrebt, hatte er tatsächlich erreicht; und wie wenig er gewillt war, ferner den gehorsamen Sohn der Kirche zu spielen, davon legt Zeugnis ab, daß er die Großen Siziliens trotz des ausdrücklichen Verbotes seines Lehnsherrn, des Papstes, an den Krönungsfeierlichkeiten, die ja sein Mutterland gar nichts angingen, teilnehmen ließ. Auch, daß er nicht, wie von seiten der Kurie gewünscht worden war, nach der Krönung zurück nach Deutschland, sondern gen Süden in seine Erblande sich wandte, mußte um so mehr Verstimmung in Rom erregen, als kurz darauf die Kunde dorthin drang, der Kaiser habe in den südlich von Rom gelegenen Gebieten des Kirchenstaats, der Campagna und Maritima, bei seinem Durchzug das Fodrum, d. h. den Beitrag an Geld und Naturalien erhoben, den die italienischen Städte von altersher dem zur Krönung ziehenden Reichsoberhaupt zu leisten hatten. Die südlich gelegenen Städte waren naturgemäß bisher dabei nie in Frage gekommen, da der neue Kaiser gewöhnlich sofort den Rückweg in die nordische Heimat antrat. Nur der Nachgiebigkeit des Honorius war es zu danken, daß ein Konflikt damals noch vermieden wurde. Er schaffte den ganzen Streit dadurch aus der Welt, daß er die Abgabe auf seine eigene Kasse übernahm, doch mit dem Vorbehalt, dies werde einmal und nicht wieder geschehen. Allerdings hatte er ja auch Ursache, dem Kaiser entgegenzukommen. Nur durch dessen tatkräftige Unterstützung war es ihm kurz vorher gelungen, die im Kirchenstaat herrschende Anarchie niederzukämpfen. Und da bei der schlechten Regierung des Papstes und dem unruhigen Geist der Römer, die selbst eine so machtvolle Persönlichkeit, wie Innocenz III., zeitweise aus ihren Mauern vertrieben hatten, auf dauernden Frieden doch nicht zu rechnen war, so lag es im eigenen Interesse des Papstes, daß man es mit dem gewaltigen, hilfsbereiten Nachbarn nicht verdarb.

Andrerseits konnte auch Friedrich jetzt weniger als je

eine Störung der gegenseitigen guten Beziehungen im Ernst wünschen. Er hat seine Erblande in einer beispiellosen Verwirrung wiedergefunden. Der Graf Aldobrandini von Este, wie der Bischof Lupold von Worms, die er nacheinander als Beiräte der vormundschaftlichen Regierung der Kaiserin während seiner achtjährigen Abwesenheit ernannt hatte, waren den Aufständigen gegenüber völlig ohnmächtig gewesen. Noch hausten unbezwungen auf ihren festen Schlössern die aufrührerischen Barone, der Graf von Celano und Molise an der Spitze; noch brachen, ein Schrecken den friedlichen Einwohnern, die Sarazenen alljährlich plündernd und sengend aus den Bergen Siziliens vor; noch saßen in Syrakus als Herren die Genuesen und zwischen den Bischöfen von Palermo und Cefalù tobte um ihren gegenseitigen Besitz der Streit.

Es macht Friedrichs staatsmännischem Blick alle Ehre, daß er seine nächste Aufgabe nicht in der Niederwerfung der Friedensstörer, sondern in einer Neuregelung der inneren Verwaltung sah. Dadurch hat er dem erschütterten Königtum wieder einen festen Rückhalt und dem Lande selbst die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung gegeben. Dann erst wendet er seine ganze Kraft der Bezwingung der Aufständigen, in erster Linie des unbotmäßigen Adels zu. Allerdings stieß er dabei auf den hartnäckigsten Widerstand. Die Belagerung der unteritalienischen Feste Rocca Mandolfi des Grafen von Celano und Molise dehnte sich endlos in die Länge. Erst im April 1223 kam ein Vergleich nicht ohne Zutun der Kirche zustande, demzufolge der Graf die Feste mitsamt der Grafschaft Molise dem Kaiser übergab, diese letztere aber aus dessen Hand unter der Bedingung zurückerhielt, daß er auf drei Jahre gegen die Ungläubigen ziehe, ein Versprechen, das er indessen nicht erfüllt hat. Er lebte statt dessen als Schützling des Papstes unbehelligt in Rom und entblödete sich nicht, im Jahre 1229 dem päpstlichen Schlüsselheer beizutreten, das die Abwesen-

heit Friedrichs in Palästina benutzend, dessen Land mit Krieg überzog. Wie ist es dann aber zu verstehen, daß die Kurie damals im Jahre 1223 dem Grafen die Unterwerfung unter den kaiserlichen Willen angeraten hatte? Wahrscheinlich war man dort allmählich zur Erkenntnis gekommen, daß ein starkes, in sich geeintes Sizilien den festesten Stützpunkt für den in Aussicht stehenden Kreuzzug bot. Außerdem mochte man sich nachgerade davon überzeugt haben, daß Friedrich nicht eher sein Land verlassen würde, als Ruhe und Ordnung dort eingekehrt waren. Seine persönliche Beteiligung an der Kreuzfahrt aber wollte und konnte man nicht entbehren, da man sich nach den schlimmen Erfahrungen der letzten Kreuzzüge nur noch Erfolg von einer einheitlichen Leitung unter einem machtvollen Herrscher versprach. Denn die Begeisterung, die einstmals die weitesten Schichten der Bevölkerung in aller Herren Länder gleich einem religiösen Taumel ergriffen, hatte längst kühleren Erwägungen Platz gemacht. Man fing an, nicht mehr in den Sarazenen nur Söhne des Satans, die man erbarmungslos niederhauen müsse, zu sehen; im Gegenteil, man lernte auch an ihnen Züge des reinen Menschentums schätzen, welche man bis dahin nur Christen zugetraut. Außerdem ließen die engen Handelsverbindungen, die sich im Laufe der Zeit und gerade im Anschluß an die Kreuzzüge mit dem Orient angeknüpft hatten, und die dem Abendland einen ungeahnten Aufschwung brachten, die Dauer gegenseitiger, friedlicher Verhältnisse als wünschenswert erscheinen. Dazu kam schließlich auch noch, daß der Glaube an die Unbesiegbarkeit der christlichen Waffen stark erschüttert war. So krankhafte Unternehmungen, wie der Kinderkreuzzug vom Jahre 1212, konnten dem kühler die Sachlage Erwägenden nur lehren, daß mit unklarer, religiöser Schwärmerei allein ohne eine kräftige, weitausschauende Oberleitung gar nichts zu erreichen sei. In Deutschland vollends war die Lust zur Beteiligung, seit Barbarossa ein so tragisches Ende in des



Salephs kühlen Fluten bei Seleucia genommen, beinahe erloschen. Man wußte dort nur zu gut, wie oft den Kreuzfahrer statt reicher Schätze, ruhmvoller Abenteuer Strapazen aller Art, Hunger und Durst, Beraubung und Not, Tod oder Knechtschaft erwarteten. Gar mancher, der hoch zu Roß im kostbaren Waffenrock davongezogen, war als zerlumpter Bettler in die Heimat zurückgekehrt. Nicht selten mußte er dann noch Haus und Hof vernachlässigt oder von Fremden besetzt finden und sich eine neue Existenz zu schaffen suchen. Selbst den Fürsten war es meist nicht viel besser ergangen. Anstatt des blühenden Gebietes, das sie im vollen Frieden verlassen, starrte ihnen nur zu häufig ein durch innere und äußere Fehden zerwühltes, verwüstetes und verarmtes Land entgegen.

So war es denn nicht weiter zu verwundern, daß des Papstes Honorius Aufforderung zur Teilnahme an dem von seinem Vorgänger für den Juli 1217 geplanten fünften Kreuzzug fast überall kühle Ablehnung erfuhr. Selbst in Ländern, denen das Unternehmen mehr oder weniger zugute kommen mußte, wie in Byzanz, Syrien und Armenien, erweckte das päpstliche Schreiben, obgleich es mit beweglichen Worten die Not Palästinas schilderte, kaum einen Widerhall. Ausflüchte lächerlichster Art wurden hervorgesucht, sich der lästigen Pflicht zu entziehen. Den Vogel dabei hat wohl der König von Polen abgeschossen, der sein Fernbleiben damit entschuldigte, daß er weder Wasser noch Wein vertragen könne. Von sämtlichen europäischen Fürsten schlossen sich zunächst nur Herzog Leopold VII. von Oesterreich und König Andreas II. von Ungarn den Kreuzfahrern an; aber der letztere machte, ehe es zu größeren kriegerischen Unternehmungen in Syrien kam, bereits wieder kehrt, weil Unruhen in seinem Lande ausbrachen, unbekümmert darum, daß ihn der Patriarch von Jerusalem deswegen mit dem Banne belegte. Mangel an Einheitlichkeit in der Leitung — dem ungarischen König standen als gleichberechtigte

Heerführer der König von Jerusalem und derjenige von Cypern zur Seite — das Fehlen jedes sittlichen Ernstes, die Unterschätzung der Schwierigkeiten des Feldzugs, vor allem der gegnerischen Streitkräfte, drückten von Anfang an dem ganzen Unternehmen den Stempel eines abenteuerlichen Streifzuges auf. Die Nachsendung eines stattlichen Hilfsheeres aus Frankreich, welches Land ja schon seit Jahrzehnten die Hauptkosten der Kreuzzüge getragen, und das Eintreffen von dreihundert, durch die rheinischen Städte ausgerüsteten Schiffen ein Jahr darnach hat darin keine Wandlung gebracht. Was konnte man auch von solchen Hilfstruppen erwarten, welche ihr Ziel so wenig im Auge hatten, daß sie sich unterwegs von dem König von Portugal für einen Kriegszug gegen die Mauren Spaniens gewinnen ließen?

Es ist ja nur zu bekannt, wie die Venezianer sich die allgemeine Zerfahrenheit zu nutze machten. Da sie sich von einem christlichen Aegypten wesentliche Förderung ihres Handels mit dem Orient versprachen, so wußten sie den päpstlichen Legaten Pelagius davon zu überzeugen, daß erst in einer Eroberung dieses Landes die Gewähr für einen dauernden Besitz Palästinas gegeben sei. Demzufolge wurden alle zur Verfügung stehenden Streitkräfte der Kreuzfahrer dorthin gelenkt. Der Ausgang des ganzen Unternehmens kann bei alledem nicht überraschen. Nach anfänglichen Erfolgen, wie der Einnahme von Damiette am 5. November 1219, wurde im Juli 1221 ein Eroberungszug gegen Kairo unternommen, welcher zu einer völligen Vernichtung des christlichen Heeres durch den Sultan Aegyptens, El-Kâmil, führte. Bald ging auch Damiette wieder an die Ungläubigen verloren. Man durfte noch froh sein, daß Sultan El-Kâmil dafür einen achtjährigen Waffenstillstand anbot, den es im Hinblick auf Friedrich so weit einzuschränken gelang, daß nur ein gekrönter, christlicher Fürst das Recht habe, ihn vor Ablauf der Frist zu brechen.

Ein Schrei der Entrüstung über den Fall Damiettes und das Unterliegen der christlichen Waffen durchflog das ganze Abendland. Statt ruhig zu prüfen, wem die Schuld an diesem furchtbaren Mißgeschick beizumessen sei, wurde es ohne weiteres dem Kaiser, seinem Zaudern, sich persönlich an dem Kreuzzug zu beteiligen, in die Schuhe geschoben. So stellt der Troubadour Peirol in einem Spottgedicht den ganzen Hergang dar, als habe der ägyptische Geier den Kaiseradler vom weißen Turm Damiettes verjagt. In Wahrheit aber hatte die Flotte, welche der Kaiser im Sommer 1221 zur Unterstützung der Kreuzfahrer unter dem Grafen Heinrich von Malta und dem Kanzler Walther von Palear nach Aegypten gesandt, gar nicht mehr in die kriegerischen Ereignisse eingreifen können. Die Nachricht von ihrem Nahen war es vielmehr wahrscheinlich gewesen, die El-Kâmil zur Gewährung eines Waffenstillstandes unter so relativ günstigen Bedingungen bewog. Geleugnet kann allerdings nicht werden, daß das persönliche Erscheinen des Kaisers auf dem Kriegsschauplatz den Dingen leicht eine andere, bessere Wendung hätte geben können, weil man im gegnerischen Lager die übertriebensten Vorstellungen über die Machtfülle der Franken hegte. Statt dessen hatte er die deutschen Kreuzfahrer unter dem Herzog Ludwig von Bayern und dem Deutschordensmeister Hermann von Salza bereits in Frühjahr 1221 allein, allerdings unter dem Versprechen, daß er bald nachkommen werde, entlassen. Gerade diese Aussicht hatte aber die Kreuzfahrer zu dem unglücklichen Zuge in das Innere des Landes begeistert.

Der Kaiser stellte, als die Hiobspost vom Fall Damiettes nach Palermo drang, die Vorbereitungen für seine eigene Kreuzfahrt, die auf den 22. März 1222 verschoben worden war, sofort ein und wußte auch bei Honorius seinen Einfluß in der gleichen Richtung geltend zu machen. Denn wie hätte man jetzt unter dem Eindruck der furchtbaren Niederlage und bei der allgemeinen Kreuzzugsmüdigkeit auf

eine genügende Beteiligung rechnen können! Nur die diplomatischen Verhandlungen mit dem päpstlichen Hof wurden fortgeführt, und auf Friedrichs Veranlassung hin mit den Verhältnissen des Morgenlandes vertraute Personen, so vor allem der Patriarch und der Titularkönig von Jerusalem, Johann von Brienne, zugezogen. Denn nicht, wie einst Richard Löwenherz nach galanten Abenteuern begierig, sondern den Blick fest auf die Wirklichkeit, auf das Erreichbare gerichtet und darnach seine Vorkehrungen treffend, so nur konnte und wollte der Kaiser seine Fahrt nach dem heiligen Lande antreten. Pünktlich trafen der König und der Patriarch von Jerusalem zu dem für Dezember 1222 in Aussicht genommenen Kongreß, der Beschluß über den Kreuzzug fassen sollte, in Ferentino ein. Da der Papst aber kurz vorher schwer erkrankt war, so wurde die Versammlung bis zum März 1223 verschoben. Inzwischen mußte Friedrich, wie verabredet war, für den Unterhalt der beiden und ihres gesamten Gefolges sorgen. Als der Kongreß endlich zustande kam, fanden sich wohl zahlreiche geistliche Würdenträger, aber nicht ein einziger weltlicher Fürst dort ein. Auf Friedrichs Vorschlag hin wurde daher eine weitere Frist von zwei Jahren für den Beginn des Kreuzzugs angesetzt. In dieser Zeit sollte König Johann von Jerusalem auf des Kaisers Kosten nach Frankreich und England sich begeben und dort in Person für den neuen Kreuzzug werben. Es ist bekannt, wie er dort überall auf kühl ablehnende Mienen stieß. Beide Staaten waren mit den Vorbereitungen zum Krieg, der nach dem Tode Philipp Augusts im Juli 1223 zwischen ihnen auszubrechen drohte, vollauf beschäftigt. Außerdem sah Philipps Nachfolger, König Ludwig VIII., seinen Vorteil mehr in einer Einmischung in den in Südfrankreich wütenden Albigenserkrieg, als in einem Zug nach dem fernen Palästina. Denn dort lockte die Aussicht, den französischen Einheitsstaat nach Süden hin und zwar auf Kosten des alten römischen Reichs deutscher Nation zu

erweitern, wenn es ihm gelang, unter dem Deckmantel der Rechtgläubigkeit dem geächteten Führer der Albigenser, dem Grafen Raimund dem Jüngeren von Toulouse, sein blühendes Land abzujagen. Nur die Summe von 157 500 Mark Silber, die sein Vater im Testament zugunsten Jerusalems ausgesetzt, ward zum Teil Johann überliefert. Niedergeschlagen und mißmutig hat dieser letztere sich daraufhin nach Deutschland gewandt. Aber auch hier war seine Mission, obgleich ihm dabei der Deutschordensmeister Hermann von Salza, der einflußreiche Vertrauensmann Friedrichs, unterstützte, von geringem Erfolg begleitet. Selbst das Versprechen, den Teilnehmern am Kreuzzug freie Ueberfahrt und Verpflegung auf den kaiserlichen Galeeren zu gewähren, wirkte nicht; ebenso wenig waren die Fürsten durch Geldsummen zu gewinnen. Bloß Landgraf Ludwig von Thüringen, der Landesherr Hermanns von Salza, ließ sich schließlich bereit dazu finden.

Unter solchen Umständen war an den Aufbruch des Kreuzzugsheeres am Johannistag 1225, wie man geplant hatte, gar nicht zu denken. Sogar der Patriarch und König Johann traten für die Notwendigkeit einer erneuten Verschiebung ein. Trotzdem blickte Friedrich mit Besorgnis der päpstlichen Entscheidung entgegen; ihm mochte schon damals das Gespenst der Exkommunizierung vorschweben. Aus welchem Grund sonst hätte er die sämtlichen Prälaten seines Königreichs zu sich nach Foggia beschieden, und sie dort so lange festhalten lassen, bis die päpstliche Antwort eintraf? Der Zweck der ganzen Maßregel kann doch kein anderer gewesen sein, als die Verkündigung des Bannes, wenn er wirklich erfolgte, in seinen Erblanden zu verhüten! Es war ein Glück, daß der Papst gerade in jenen Tagen, wo Sorgen aller Art ihn bedrängten, kein Verlangen nach einem Bruch mit dem Kaiser trug.

Durch das Bestreben, überall in die weltlichen Angelegenheiten der Christenheit gleich seinem großen Vor-

gänger einzugreifen, ohne doch dessen überlegenes, staatsmännisches Geschick zu besitzen, sah er sich nur zu bald in kostspielige Unternehmungen verwickelt. Die Beteiligung an dem Albigenserkrieg und zugleich an dem Glaubenskampf mit den Mauren in Spanien, die Unterstützungsgelder, die dem im vierten Kreuzzug errichteten, aber den Todeskeim in sich tragenden lateinischen Kaisertum Byzanz zuflossen, machten die päpstlichen Kassen leer. Zudem waren wieder einmal in Rom wütende Parteikämpfe und zwar zwischen der Familie des Papstes selbst und der des Papstes Innocenz III., den Savelli und den Conti, ausgebrochen, die Honorius zwangen, nach Tivoli und von da nach Rieti zu flüchten. So ließ man sich denn herbei, auf die Wünsche Friedrichs um nochmalige Hinausschiebung der Kreuzfahrt einzugehen, aber unter welchen Bedingungen! Der Vertrag, der am 25. Juli 1225 zu San Germano (Cassino) in Anwesenheit des Kaisers zustande kam, bürdet diesem nicht nur die ganze Verantwortlichkeit, sondern auch einen großen Teil der Kosten für den nun endgültig auf den August 1227 angesetzten Kreuzzug auf. Hundert Transportschiffe und fünfzig wohlgerüstete Galeeren mit einer Besatzung von tausend Rittern, für deren Unterhalt er zwei Jahre lang zu sorgen sich verpflichtet, hat er zu stellen und außerdem Schiffe bereit zu halten, um zweitausend Ritter mitsamt ihrem Gefolge unentgeltlich nach Palästina hinüber zu befördern. Und damit nicht genug, sind hunderttausend Unzen Gold „zum Besten des heiligen Landes“ als Bürgschaft zu hinterlegen, daß er die Fahrt zur rechten Zeit antreten würde. Geschähe das nicht, so solle das Geld für ihn verloren, er selbst aber ohne Widerruf dem Kirchenbanne verfallen sein. Man begreift nicht recht, wie Friedrich diesen letzten Punkt so ruhig unterschreiben konnte. Hat er die Gefahr unterschätzt, oder hatte er selbst den still gehegten Wunsch, als König in Jerusalem so bald als möglich einzuziehen? Dies erscheint um so wahrscheinlicher,



als er gerade in jenen Tagen sich die Anwartschaft auf den Besitz des heiligen Landes erwarb.

Schon auf dem Kongreß zu Ferentino hatte der Papst ihm, der kurz vorher am 23. Juni zu Catania seine Gemahlin Konstanze verloren hatte, den Vorschlag gemacht, die Erbin des Throns von Jerusalem heimzuführen. Immer wieder hatte Friedrich die Entscheidung darüber hinausgeschoben, teils, weil ihn die Aussicht auf den Besitz Isabellens nicht reizte, teils, weil er wußte, daß ihr Vater, der schon öfters genannte Titularkönig Johann, welcher während ihrer Minderjährigkeit die Herrschaft führte, sich Hoffnung machte, der Schwiegersohn werde ihm den schmalen Küstenstrich bei Accon belassen, den letzten Rest, aus dem das Königreich Jerusalem damals noch bestand. Nun aber, wohl um dem Papst recht eindringlich seinen Eifer für die Sache des heiligen Landes zu beweisen, greift er selbst während der Verhandlungen zu San Germano auf den Vorschlag des Papstes, natürlich unter der stillschweigenden Voraussetzung, Palästina für sich zu erobern, zurück. Einen Monat darnach segeln vierzehn Schiffe unter dem Admiral Heinrich von Malta von Brindisi nach Accon ab, die erst vierzehnjährige, jugendschöne Braut abzuholen. Dort fand zunächst in der Heiligkreuzkirche die Trauung mit dem Stellvertreter des Kaisers, dem Erzbischof von Capua, statt. Als dieser ihr den Ring im Namen seines Herrn ansteckte, verwunderte sich, wie ein alter Schriftsteller erzählt, das Volk gar sehr, wie ein Mann eine Frau heiraten könne, wenn er selbst in Apulien und sie in Syrien sei.

Es wirft ein helles Streiflicht auf die ferneren Absichten des Kaisers, daß er darnach auch die Krönung seiner jungen Gattin zur Königin von Jerusalem verlangte. König Johann aber hat damals den Kaiser offenbar nicht durchschaut; sonst wäre er kaum so bereitwillig auf dessen Wunsch eingegangen. Auf seine Anordnung wurde die feierliche Zeremonie zu Tyrus durch den Patriarchen Raoul an der

Tochter kurz vor deren Abreise nach Italien vollzogen. Bald darauf aber muß Johann die wahren Pläne des Kaisers erraten haben. Wenigstens trat, wie erzählt wird, schon am Hochzeitstag — die Trauung des jungen Paares erfolgte am neunten November 1225 im Dom von Brindisi — ein Zerwürfnis zwischen Schwiegersohn und Schwiegervater ein, da Friedrich von Johann nicht nur den Verzicht auf alle königlichen Rechte, sondern auch die Summe forderte, welche ihm aus dem Vermächtnisse Philipp Augusts von Frankreich für die Verteidigung des heiligen Landes übergeben worden war. Dem König blieb keine andere Wahl als zu gehorchen. Von einem Schriftsteller der gegnerischen Seite, dem Fortsetzer der Erzählungen des Bischofs Wilhelm von Tyrus, wird als Grund des Streites angegeben, daß der Kaiser Isabella nicht als seine Frau behandelt habe und von Johann darüber zur Rede gestellt worden wäre. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls aber war Friedrich durchaus im Rechte, wenn er auf der Abtretung aller Ansprüche und Befugnisse bestand, die ihm als Gemahl der Erbin Jerusalems gebührten. Auch haben die Großen Jerusalems diese Rechte widerspruchslos anerkannt und dem Kaiser, der fortan auch Titel und Siegel eines Königs von Jerusalem führte, als ihrem Herren gehuldigt.

Was aber auch der Anlaß zu dem Zerwürfnis gewesen ist, jedenfalls ward Johann dadurch so aufgebracht, daß er künftig im kaiserfeindlichen Sinne wirkte und bei dem wider alles Völkerrecht verstoßenden Einfall des päpstlichen Schlüsselheeres in Unteritalien im Jahre 1229 sogar eine der Hauptführerrollen übernahm. Eine Versöhnung zwischen beiden ist daher auch nicht mehr zustande gekommen, obgleich der Papst, dessen besonderer Schützling Johann war, Friedrich wiederholt dazu ermahnte. Aber als Johann, dem später die Dornenkrone des lateinischen Kaisertums nach dem Vorschlag des Papstes aufs Haupt gesetzt wurde, völlig verarmt am 23. März 1237 bei der heldenmütigen Ver-

teidigung Konstantinopels gegen die andringenden Griechen und Bulgaren fast achtzigjährig fiel, da hat Kaiser Friedrich sich seiner Söhne angenommen, eine Tat, die um so mehr anzuerkennen ist, weil ihre Halbschwester Isabella längst nicht mehr unter den Lebenden weilte. Sie war schon wenige Tage nach der am 25. oder 26. April 1228 erfolgten Geburt ihres Söhnleins Konrad gestorben. Inwieweit der Streit mit dem Vater das Verhältnis der Ehegatten beeinflußt hat, wissen wir nicht. Sie haben während der drei Jahre ihrer Verbindung einander übrigens nur selten gesehen, da den Kaiser seine Herrscherpflicht gerade in jener Zeit häufig nach Ober- und Mittelitalien abrief. Fördernd wird es ja kaum für die gegenseitigen Beziehungen gewesen sein, daß die Kurie, auf deren Wunsch und Betreiben er die Heirat im Grunde geschlossen, aus mancherlei Gründen ihm gegenüber eine immer schroffere Haltung hervorkehrte.

Einen Zankapfel zwischen beiden bildeten seit Jahren die erledigten Bischofsitze zu Brindisi, Conza, Salerno, Capua, Aversa. Trotz wiederholter Mahnung des Papstes wollte Friedrich von ihrer Neubesetzung nichts wissen, offenbar, weil während der Vakanz von Diözesen deren Einkünfte in den königlichen Säckel flossen. Plötzlich lief aus Rom die Nachricht ein, man habe dort über seinen Kopf weg die betreffenden Bischofswahlen vollzogen. Der Kaiser, welcher bei den drückenden Verpflichtungen, die er durch den Kreuzzug übernommen hatte, mehr denn je außerordentlicher Einnahmequellen bedurfte, mußte um so erbitterter darüber sein, weil man Geistliche, die ihm nicht genehm waren, auf die betreffenden Bischofstühle berufen. Daß er ihnen seine landesherrliche Bestätigung versagte, war von seinem Standpunkt aus ganz richtig gehandelt, weil der Papst nicht das Recht besaß, so hohe Würdenträger ohne vorherige Vereinbarung mit ihm zu ernennen. Zu einer Besserung der Beziehungen zwischen beiden hat der ganze Vorfall sicher nicht beigetragen. Immerhin hätte er sich bei dem fried-

fertigen Charakter des Honorius wahrscheinlich zu gegenseitiger Zufriedenheit erledigen lassen, wäre die Ursache der wachsenden Verstimmung am päpstlichen Hof nicht eine viel tiefere gewesen. Man sah voll Unruhe und Mißtrauen, wie der Kaiser sich in die oberitalienischen Verhältnisse einzumischen und dort des Reiches Rechte wiederherzustellen suchte.

* * *

Seit Heinrichs VI. Tod war das Hauptstreben der Kurie darauf gerichtet gewesen, zu sorgen, daß ein so kühner Einkreisungsversuch, wie der des Kaisers, welcher die päpstliche Herrschaft auf Roms nächste Umgebung beschränkte, künftig zur Unmöglichkeit werde. Darum hatte man ja auch sich so gegen die Vereinigung von Deutschland und Unteritalien gesträubt. Der Gefahr des Erdrücktwerdens war nur erfolgreich zu begegnen, wenn sich Oberitalien als unabhängiges Land, einem Keile gleich, zwischen Deutschland und den deutschen Besitz in Mittelitalien einschob. Und in der Lombardei hatte man den Zeitraum, in welchem kein Kaiser mehr maßgebend in die inneren Verhältnisse eingriff — Ottos IV. Besitznahme im Jahre 1209 war zu vorübergehend gewesen, um bleibende Spuren zu hinterlassen — dazu benutzt, sich völlig von der deutschen Oberhoheit los zu machen.

Schon Friedrich Barbarossa hatte im Konstanzer Frieden vom 29. Juni 1183, der traurigen Folge jener furchtbaren Niederlage von Legnano, den lombardischen Städten Freiheiten gewähren müssen, die ihre Trennung vom Reiche anbahnten. Seit er ihnen das Recht der Selbstverwaltung, sogar z. T. die Ernennung der sonst vom Kaiser eingesetzten Konsuln, das Schließen von Bündnissen auf eigene Faust, die Befestigung ihrer Städte ohne vorher eingeholte Erlaubnis bei der kaiserlichen Regierung zugestanden hatte, konnte nur noch von einer allgemeinen Unterordnung unter

das Reich die Rede sein. Die Auflehnung Italiens gegen das deutsche Joch nach dem Tode Heinrichs VI. hatte dann auch mit den letzten Hoheitsrechten aufgeräumt. Dagegen fand in dieser Zeit, wie schon früher erwähnt, eine weitgehende Annäherung an den Papst statt, der ja auch als geborener Italiener sich seinen Landsleuten besser anzupassen wußte als der fremde Herrscher jenseits der Alpen. Auf Betreiben des Innocenz III. schlossen sich damals die lombardischen Städte zu einem Bunde zusammen, der anscheinend der Aufrechthaltung des Konstanzer Friedens, in Wahrheit aber der Abwehr deutscher Herrschaft galt. Allerdings hat der Papst dann im Jahre 1204, als das Kriegsglück sich von Otto weg und immer mehr König Philipp zuwandte, und letzterer wieder einen Römerzug ins Auge faßte, ein Doppelspiel gespielt, indem er zu gleicher Zeit mit dem siegreichen Staufer hinter dem Rücken der Städte unterhandelte. Doch das Endziel seiner Pläne, ganz Italien dem päpstlichen Staat einzuverleiben, hat er bei alledem nie aus dem Auge gelassen. An dieser Politik hielt man auch nach seinem Tode im Lateran fest; indessen begnügte sich sein schwächlicher Nachfolger Honorius mit der Neutralität des oberitalienischen Gebiets. Und nun wagte es der Kaiser, nachdem er schon entgegen den Wünschen der Kurie Sizilien für sich in Anspruch genommen, mit rauher Hand auch an diese empfindlichste Stelle der päpstlichen Politik zu rühren! Allen, die es hören wollten, hatte er zu San Germano erklärt, daß er die aufrührerische Haltung einzelner lombardischer Städte nicht länger dulden werde.

Es war nicht das erstemal, daß Friedrich es versuchte, sich der wichtigsten lombardischen Städte zu bemächtigen; aber niemals vorher war es in einer so offenen, zielbewußten Weise geschehen. Im Jahre 1218, nach dem Tod Ottos, hatte er dort schon einmal gemeinsam mit dem Papst eingegriffen, um der herrschenden Anarchie zu steuern. Seine damaligen Erfolge, vielmehr diejenigen seines Kanzlers,

des Bischofs Konrad von Metz, waren indessen nur vorübergehend gewesen, da keine genügende Truppenmacht hinter ihm stand. Lagen die Dinge in Oberitalien doch so, daß der Anschluß der einen Stadt gewöhnlich die Feindschaft einer anderen nach sich zog. So ging das an sich unsichere Mailand den Kaiserlichen dadurch verloren, daß Cremona, seine alte Rivalin, auf dem Hoftag zu Speyer im Dezember 1213 auf die staufische Seite getreten war. In den Städten selbst wurde die Parteinahme für den Kaiser häufig nur zur Befriedigung eigener Herrschergelüste oder der Rache an anderen benutzt. Das übertriebene Selbstbewußtsein der rasch emporblühenden Städte, der Unabhängigkeitstrieb bei Adel und Bürgerschaft, die Bedrückung der niederen Volksklassen hatten allmählich Zustände gezeitigt, die in ihrer Furchtbarkeit die verworrenen Verhältnisse Italiens zu Zeiten Karls V. noch weit übertrafen. Streitigkeiten der Städte untereinander führten zu blutigen, nimmer endenden Fehden, denen auch das Interdikt des Papstes keinen Einhalt tun konnte; und in den Städten selbst standen sich oft Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft mit dem Schwert in der Faust gegenüber. Die kleinen Fürsten Oberitaliens nahmen, statt sich mit ihrem Ansehen und ihren Reisigen diesem wüsten Treiben entgegenzustemmen, bald für den einen, bald für den anderen, wie es eben ihr Vorteil erheischte, Partei. Seit dem Jahre 1222 finden wir dann auch sie in zwei feindliche Lager geschieden. Den Anlaß dazu gab der Versuch des jugendlichen Azzo VII. von Este den greisen Gegner seines Hauses, Salinguerra Torello, aus dem Besitz Ferraras zu verdrängen. Er fand an dem Grafen von San Bonifacio, der über Verona gebot, einen Bundesgenossen, während für Salinguerra dessen Schwager, der später so berüchtigte Ezzelino da Romano, eintrat.

So wogte der Hader der welfischen und ghibellinischen Fürsten und Städte hinüber und herüber, so daß man oft

nicht mehr wußte, wofür und weshalb man sich gegenseitig bekämpfte, oder vielleicht morgen schon, ein neues Bündnis schließend, zu dem mit wehenden Fahnen überging, den man heute noch als bittersten Feind betrachtete. Allein, einem ehernen Felsen gleich, unerschütterlich, stand mitteninne die Kirche, immer überlegt, immer berechnend, kühl ihr Ziel verfolgend, ob auch der Weg dahin krumm oder gar über Leichen und Trümmer führte. Willkommenen Anlaß, sich unauffällig und überall in die oberitalienischen Verhältnisse einzumischen, boten ihr die von Friedrich bei seiner Kaiserkrönung erlassenen Ketzergesetze. Man betraute mit deren Vollstreckung für Reichsitalien von päpstlicher Seite den Kardinallegaten Hugo von Ostia, den späteren Papst Gregor IX., welcher außerdem seinen Einfluß für ein rasches Zustandekommen des Kreuzzugs geltend machen sollte. Friedrich unterstützte ihn dabei nach Kräften, weil er in dem Kardinalbischof einen wertvollen Helfershelfer für die eigenen Pläne erblickte. Zu spät aber ward er gewahr, daß dieser nur den einseitig kirchlichen Standpunkt vertrat und daher den Interessen des Kaisers, da wo sie sich nicht mit den seinen deckten, geradenwegs entgegenwirkte. Selbst die Inquisition, zu deren Durchführung die Kurie des kaiserlichen Armes nicht entbehren konnte, ward in diesem Sinne benutzt. Während man die armen Opfer durch greulige Qualen aller Art in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche und damit in die frühere Abhängigkeit zurückzukehren zwang, verstand man es meisterhaft, die Empörung der Bevölkerung darüber auf den Kaiser, als den Urheber der Ketzergesetze, zu lenken. So trat diesem überall in der Lombardei das höchste Mißtrauen entgegen, da man in ihm, dem Enkel Barbarossas, nicht mit Unrecht den erklärten Feind jeglicher städtischen Freiheit sah.

Als er daher für Ostern 1226 einen Reichstag nach Cremona ausschreibt, schließen sich verschiedene italienische Städte, Bologna und Mailand an der Spitze, im Kloster

San Zeno zu Mosio auf mantuanischem Boden (6. März 1226) zu einem Bunde gegen ihn zusammen, indem man behufs gegenseitiger Verteidigung eine Art von Bundesstaat unter einem Rektor als Schiedsrichter bei etwa auftauchenden Streitigkeiten errichtete. Denn obgleich nach dem Wortlaut der kaiserlichen Kundgebung die Beratung lediglich der Ausrottung der Ketzerei und den Vorbereitungen für den Kreuzzug gelten sollte, so wußte man doch aus gelegentlichen Aeußerungen Friedrichs nur zu gut, daß er in Wahrheit ein ganz anderes Ziel, und zwar die Wiederherstellung der Reichsrechte dem Konstanzer Frieden gemäß verfolgte. Und als nun gar die Kunde von seinem Nahen an der Spitze eines stattlichen apulischen Heeres nach Oberitalien drang, da glaubte man dort mit energischen Gegenmaßnahmen um so weniger zögern zu dürfen, weil zu gleicher Zeit vom Brenner her König Heinrich zur Unterstützung des Vaters mit deutschen Truppen herannahte, die nicht ohne Grund wegen ihrer überlegenen Tapferkeit in Italien gefürchtet waren. Die Vereinigung mit diesen hätte dem Kaiser einen gewaltigen Vorteil über seine Gegner verschafft.

Das zu hindern, griff man zu dem schon öfters mit Glück angewendeten Mittel; man schnitt den Deutschen den Weg nach Italien ab, indem man die Alpenpässe bei Trient besetzte. Vergebens versucht Friedrich deren Freigabe durch Verhandlungen mit den Bundeshäuptern zu erwirken. Mit Waffengewalt den Durchzug des Sohnes zu erzwingen und seine bunt zusammengewürfelten Truppen ins Treffen gegen die zielbewußt für Freiheit und Vaterland kämpfenden Lombarden zu führen, das konnte er nicht wagen. Während die deutsche Hilfsmacht unverrichteter Dinge in die Heimat zurückkehrte, trat er selbst den Rückmarsch durch die Romagna nach seinem Erbland an. Bald aber sieht er sich durch das Anschwellen der Flüsse infolge wolkenbruchartigen Regens aufgehalten. Es bleibt keine Wahl, man muß in dem feindlich gesinnten Bologna über-

nachten. Da, am Morgen darauf, greift eine Handvoll Bürger den Troß des abziehenden Heeres an. Wie Spreu vor dem Winde, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, stiebt dieser auseinander. Und nun teilt sich der panische Schreck gar noch den vorderen Scharen mit, so daß auch sie, ohne zu wissen warum, in wilder Flucht davonjagen. Erst am späten Abend finden sich die Trümmer des Heeres, völlig erschöpft und jeder Ordnung bar, in Modena wieder zusammen.

Was mag Friedrich, der, um dem Nachtquartier in Bologna zu entgehen, noch am dunklen Abend unter Lebensgefahr über die tosenden Wasserwogen gesetzt, empfunden haben, als er diese Heldentat seiner Mannschaften erfuhr! Verhehlen konnte er sich kaum, wie sehr das ärgerliche Ereignis dazu beitragen mußte, sein Ansehen bei dem Bunde zu schwächen. Dies war auch in der Tat der Fall und machte sich kurz darauf bei den vom Papst eingeleiteten Vermittlungsversuchen zwischen den beiden streitenden Parteien aufs unliebsamste geltend. Von seiten des Bundes wurden an den kaiserlichen Bevollmächtigten, Bischof Konrad von Hildesheim, so demütigende Bedingungen gestellt, daß Friedrich voll Entrüstung ausrief, er wolle lieber Beleidigungen auf sich sitzen lassen, als ein solches Ansinnen erfüllen. Verweigerten doch die Lombarden glatt jede Unterwerfung, selbst nur der äußeren Form nach, und machten Friedrich außerdem Zumutungen, wie sie sonst nur ein geschlagener Feind sich vorschreiben lassen muß. So sollte er künftig, wenn er mit dem Sohne auf oberitalienischem Boden eine Zusammenkunft vereinbare, kein eigenes kriegerisches Gefolge und Heinrich nie mehr als zwölfhundert Pferde mit sich führen. Selbst des Rechtes, während dieser Zeit die Reichsacht zu verkündigen, solle er sich begeben. Fast scheint es, als habe der Bund nur solche maßlose Forderungen aufgestellt, um Zeit zu gewinnen. Vermutlich hoffte man die ganze Angelegenheit dadurch in die Länge

zu ziehen und ihr dann, während der Kaiser nach Palästina zog, eine den lombardischen Wünschen völlig entsprechende Wendung zu geben.

Daß Friedrich nicht schon damals mit dem Schwert in der Faust diese offenbare Verhöhnung seiner Herrscherrechte zu strafen suchte, mag wohl seinen Grund darin haben, weil er nicht über genügende Streitkräfte verfügte. Sonst hätte er sich wohl kaum als einzige Antwort darauf mit der Verhängung der Reichsacht über die Aufständigen begnügt, die eine Verschärfung dadurch erfuhr, daß Bischof Konrad v. Hildesheim ihr den Kirchenbann beifügte. Aber dieser hatte damals, wo sich allerorts der Widerspruch gegen die Bevormundung durch die Kirche zu regen begann, viel von dem Schrecken früherer Jahrhunderte eingebüßt. Dazu kam, daß man sich dieses Strafmittels allzu häufig bedient und das Interdikt oft wegen geringfügiger Anlässe über Städte und ganze Landstriche verhängt hatte, unbekümmert darum, daß man damit den Betroffenen nicht nur die Segnungen der Religion, sondern auch jeglichen Rechtsschutz entzog. Eine Auflösung aller Ordnung war die unausbleibliche Folge, gegen welche mit Gesetzen einzuschreiten, schließlich die weltliche Obrigkeit sich genötigt sah. Sie stieß dabei fast nirgends im Volke auf Widerspruch; im Gegenteil, man unterstützte vielfach die Bestrebungen, sich im bürgerlichen Leben frei von der Kirche zu machen, mit Eifer. So konnte es sich ereignen, daß man in Pisa dreißig Jahre lang, von 1241—1271, nicht um die Befreiung vom Interdikt einkam, weil eine umfassende Gerichtsordnung, übrigens ein Unikum in jener Zeit, Eigentum und Recht des Einzelnen schützte. Auch in den größeren Städten der Lombardei hatte man durch entsprechende Vorkehrungen den furchtbaren Konsequenzen einer solchen Strafe vorgebeugt. Man nahm daher die Verkündigung des Bannes dort um so ruhiger entgegen, weil man in ihm an sich eine rasch vorüberziehende Wolke erblickte. Wußte man doch

nur zu genau, daß die Kurie der Beihilfe der Lombarden bei der Verfolgung ihrer eigenen Pläne auf die Dauer nicht entbehren könne. Und in der Tat hat diese Interessengemeinschaft ein halbes Jahr darnach für sie glänzende Früchte gezeitigt.

Friedrich, dem es, wie schon erwähnt, an den nötigen Hilfsmitteln zur Vollstreckung der Reichsacht gebrach, und dem doch alles daran gelegen sein mußte, keinen Feind im Rücken zurückzulassen, wenn er, wie verabredet, im August 1227 seine Kreuzfahrt antrat, hatte schließlich dem Papst das Schiedsrichteramt in der ganzen Streitsache übergeben. Wie entrüstet aber mag er dann über den am fünften Januar 1227 gefällten Schiedsspruch gewesen sein, wodurch den Lombarden, also den Beleidigern, volle Verzeihung und die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse in Oberitalien gewährleistet wird. Was wog es dagegen auf, daß man als Genugtuung der ihm angetanen Schmach seine Widersacher zur Aufbringung von vierhundert Reitern für den Kreuzzug und deren Unterhalt während zweier Jahre in Palästina verpflichtete, eine Genugtuung, die ja gar nicht persönlich ihm zugute kam und in der Folge überhaupt nicht erfüllt worden ist. Dennoch hat er ohne Zögern die für ihn demütigenden Bedingungen am 1. Februar 1227 unterschrieben, indes der Gegner zu den lächerlichsten Ausflüchten greift, um die Unterzeichnung des Friedensvertrags hinauszuschieben. „Er sei ins Wasser gefallen und unleserlich geworden, so daß man erst von Rom eine neue Abschrift haben müsse", wird den Boten des Papstes erwidert, die zur endgültigen Erledigung der Angelegenheit mahnen. So war die Sache noch nicht zum Abschluß gekommen, als Papst Honorius nach langem Kränkeln am 18. März 1227 starb.

Für den Kaiser bedeutete sein Heimgang einen furchtbaren Schlag. Denn wenn auch die lateranische Politik der kaiserlichen in vieler Hinsicht zuwiderlief und zuwiderlaufen

mußte, so hatte Friedrich doch immer in einem friedlichen Zusammenwirken beider das Ersprießlichste für die Erfüllung der eigenen Wünsche erkannt. Außerdem, hing nicht gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo das letzte Wort in der lombardischen Angelegenheit noch nicht gesprochen war und der Zeitpunkt doch immer näher rückte, der ihn vielleicht auf Jahre hinaus in die Ferne rief, so viel davon ab, wie sich die zweitgrößte Macht in Italien ihm gegenüber stellte? Und nicht bloß hier, sondern überall, wohin er auch den Arm zur Wiedergewinnung ehemaliger Reichsrechte streckte, war er auf den guten Willen der Kurie angewiesen. Hatte er doch jüngst nur deshalb seine Ansprüche auf das Arelat und Burgund zeitweilig aufgegeben, weil er hoffen durfte, der milde Honorius würde schließlich Mittel und Wege zu einem befriedigenden Ausgleich finden.

Bekanntlich waren diese beiden Länder schon im Jahre 1032 nach dem Ableben des letzten burgundischen Königs, Rudolphs III., infolge eines mit Kaiser Heinrich II. abgeschlossenen, von Konrad II. erneuerten Erbvertrags unter deutsche Oberlehnsherrschaft gekommen. Indes hatten von Anfang an der Adel und die hohe Geistlichkeit mit Erfolg jede deutsche Einmischung in die Regierung abgelehnt. Erst als durch die Heirat der Erbin von Hochburgund, Beatrix, mit Friedrich Barbarossa ein großer Teil burgundischen Gebiets als Eigentum an das staufische Haus fiel, setzte sich dieser zu Arles die Krone (1178) auf. Allein die deutschen Hoheitsrechte gingen, wie überhaupt der ganze Besitz, in den unruhigen Zeitläuften nach Heinrichs VI. Tod rasch wieder verloren; doch fehlte nur die energische Hand, um sie zurückzugewinnen. Friedrichs II. Versuch, 1220 in der Person des Markgrafen von Montferrat einen kaiserlichen Statthalter für Burgund zu ernennen, stieß kaum auf Widerspruch. Allerdings hatte Honorius vorher alle Prälaten des Landes zum Gehorsam gegen diesen ermahnt. Wie mußte es daher den Kaiser erbittern, als vier Jahre darnach, beim

Ausbruch des zweiten Albigenserkrieges, die Kurie ganz andere Saiten aufzog. Wenn man auch König Ludwig VIII. von Frankreich, den Anführer in dem gegen diese Glaubensfeinde gerichteten Kreuzzug, in seinem Bestreben, dabei Reichsgebiet an sich zu reißen, nicht unterstützte, so wollte man doch andrerseits von einer Zurückgabe an den Kaiser, wie dieser es forderte, nichts wissen. „Das Land müsse unter kirchlicher Verwaltung bleiben, bis das Gift der Ketzerei dort vertilgt sei", so lautete die Antwort. Was blieb Friedrich, der in dem inzwischen ausgebrochenen Streit mit den Lombarden der wohlwollenden Haltung des Papstes dringend bedurfte, übrig, als sich zu bescheiden und die Erledigung der leidigen Angelegenheit auf günstigere Zeit zu verschieben? Mit Honorius Tod aber waren solche Hoffnungen in weite Ferne gerückt. Von dem neuen Papst, der unter dem Namen Gregor IX. als achtzigjähriger Greis den apostolischen Stuhl bestieg, mochte sich Friedrich schon deshalb nicht viel Gutes versprechen, weil er der gleichen Familie, wie Innocenz III., dem Hause der Segni, entstammte. Es war vorauszusehen, daß er in die Fußtapfen des großen Verwandten zu treten sich bestreben würde. Auch hatte er sich ja bereits als Kardinalbischof Hugo von Ostia in der Zeit, da er die Funktionen eines Generallegaten des Papstes in der Lombardei ausübte (S. 62), als ein durchaus einseitiger Verfechter kirchlicher Interessen gezeigt. Und wenn trotzdem Friedrich noch im Zweifel gewesen wäre, schon der unerhörte Prunk, mit dem die Einsetzung des neuen Oberhauptes der Christenheit vor sich ging, hätten ihm über die Ziele, denen es nachstrebte, die Augen öffnen müssen. Der Verfasser der Vita Gregorii IX., der Lebensbeschreibung des Papstes, hat uns von dieser Feierlichkeit, die nach der von altersher üblichen Sitte in einem Zug vom Vatikan nach dem Lateran gipfelte, eine anschauliche Schilderung hinterlassen. Einem Cherub gleich, an der Spitze goldstrotzender Prälaten und Senatoren

der Stadt, ritt die stattliche Greisengestalt auf kostbar geschmücktem Zelter durch die mit golddurchwirkten Teppichen, Palmen und duftenden Blumen über und über geschmückten Straßen. Nie hatte ein Papst so hoheitsvoll wie er, die Aeltesten der griechischen Gemeinde Roms, die unterwegs ihrem neuen Gebieter ihre Huldigung darzubringen hatten, empfangen; nie hatte sich je der gedrückte Sohn Israels, den mit einem Schleier bedeckten Pentateuch auf dem Rücken, so tief in den Staub gebeugt, um aus den stolzen Augen den flüchtigen Gnadenblick zu erhaschen, durch den der Stellvertreter Christi ihm den ferneren Verbleib in der ewigen Stadt auch unter seinem Szepter gewährte. Fanfarengeschmetter, Glockengeläute, das zu hellem Jubel anschwellende Kyrie-Eleison aus vieltausendstimmigen Kehlen habe dann schließlich der bis zur Ekstase hingerissenen Menge die Ankunft des heiligen Vaters in der Papstresidenz des Laterans verkündigt.

Daß Gregor dies geflissentliche Zurschautragen der päpstlichen Herrlichkeit nicht aus Prunkliebe für sich selbst in Szene gesetzt, lag für den, der ihn kannte, auf der Hand. War doch auch ihm jener weltentsagende Hang eigen, der die ganze damalige Zeit beherrschte, und der sich am hervorstechendsten in dem Aufkommen der Bettelorden offenbart. Solche pomphaften Aufzüge — Gregor hat sich deren öfters gerade in den kritischsten Augenblicken seines Lebens mit Glück bedient — waren darauf zugeschnitten, dem wetterwendischen Volk der Römer, wie der ganzen Christenheit, recht eindringlich die alles überstrahlende Stellung des Papstes vor Augen zu führen, der sich als solcher „zwar geringer als Gott, aber größer als alle Menschen dünkte". Da Gregor mit dieser Ansicht eine tiefe wissenschaftliche Bildung und seltene Geistesgaben verband, so konnten seine Anhänger wohl hoffen, die Tage Innocenz' III. lebten in ihm wieder auf. Sie täuschten sich, da diesem willensstarken Greis mit der Feuerseele die Mäßigung, Ueberlegenheit und

Selbstbeherrschung seines großen Vorgängers fehlte. Besonders in den letzten Jahren vor seinem Tode, wo die bessere Einsicht immer mehr dem Eigensinn des Alters wich, wo vorgefaßte Meinungen an die Stelle ruhiger, sachgemäßer Prüfung traten und ein bis zur Blindheit gesteigerter Haß das klare Urteil verdüsterte, ist, wenn auch nicht die Macht, so doch das Ansehen der Kirche bedeutend zurückgegangen. Aber dem, welchem er feindlich gesinnt, mußte er bei solchen Eigenschaften ein furchtbarer Gegner werden, um so mehr, weil er, um ihn zu vernichten, auch vor unlauteren Mitteln nicht zurückscheute.

Das Endziel der kaiserlichen Politik hat er wohl von Anfang an durchschaut, obgleich es Friedrich nur einmal öffentlich, und zwar erst im Jahre 1236 ausgesprochen, daß sein Sinn auf nichts Geringeres gerichtet sei, als das Reich seines Vaters im vollen Umfang wiederherzustellen. Aber Gregor hatte ja als vornehmster Ratgeber des Honorius, wie kaum ein anderer, Gelegenheit, in diplomatischen Angelegenheiten vertraulich mit dem Kaiser zu verkehren. Und da sollte es dem schlauen, geschmeidigen Priester nicht gelungen sein, in Friedrichs Seele zu lesen, besonders wenn man bedenkt, daß er jahrelang im Auftrage des Papstes neben den kaiserlichen Bevollmächtigten tätig war, in der Lombardei wieder geordnete Zustände herbeizuführen? Schon daraus möchte man es erkennen, daß er sofort, wenn auch noch insgeheim, die Partei der Lombarden nimmt. Denn es ist einfach nicht wahr, wenn er dem Kaiser in einem Schreiben vom 16. April 1227 mitteilt, der noch immer von den Lombarden zurückbehaltene Friedensvertrag sei, mit den Unterschriften der Bundesrektoren versehen, eingetroffen; er könne jedoch dem kaiserlichen Boten nicht das kostbare Schriftstück selbst, sondern nur eine Abschrift anvertrauen. In Wirklichkeit war die Urkunde gar nicht in seiner Hand. Er hatte sie, als sie endlich nach wiederholten Mahnungen einlief, als ungültig zurückschicken müssen, da

die meisten der in Frage kommenden Städte gar nicht unterschrieben hatten. Ebenso entbehrte seine spätere Mitteilung, mit der Ausrüstung der als Sühne verlangten vierhundert Reiter für den Kreuzzug habe man bereits begonnen, jeder tatsächlichen Grundlage. Man dachte von seiten des Bundes gar nicht daran, diese Verpflichtung zu erfüllen, rechnete vielmehr darauf, daß man sich ihr völlig werde entziehen können, wenn nur erst der Kaiser ferne in Palästina weile.

* * *

Inzwischen war der für den Kreuzzug angesetzte Zeitpunkt immer näher herangekommen. Aus aller Herren Länder strömten schon Scharen von Pilgern in Italien zusammen, die indes weniger frommer Eifer, sondern des Kaisers reichlich gespendetes Gold, die Aussicht freier Unterkunft und Verpflegung auf seinen Schiffen in die Reihe der Kreuzfahrer trieb. So hatte der Landgraf Ludwig von Thüringen allein fünftausend Mark Silber empfangen, wofür er dann allerdings eine glänzende Gefolgschaft von Edlen und Rittern ausgestattet hat. Aus England fanden sich nicht weniger als 40000 Pilgrime ein; in Oesterreich war der Zudrang zur Kreuzfahrt so stark, daß Herzog Leopold mit Besorgnis dieser förmlichen Entvölkerung seines Landes zusah. Daß darunter wenig Kriegskundige, dagegen eine Unzahl zweifelhafter Existenzen, die nichts zu verlieren hatten, waren, erscheint selbstverständlich. Zum Glück wurden viele von ihnen infolge der Sommerhitze, die in den Julitagen des Jahres 1227 brütend über Italien lag, veranlaßt, wieder umzukehren. Ihr Gewissen hatten sie damit beruhigt, daß sie in Rom einem Betrüger, der sich den Unkundigen gegenüber für den Vikar des Papstes ausgab, einen Ablaß abkauften, wodurch sie von der Teilnahme losgesprochen wurden.

Am dritten August hatte sich der Kaiser mit denen, die bei ihren Vorsatz beharrten, zu Troja in Apulien ver-

einigt; am sechzehnten ward die Weiterreise nach Brindisi angetreten. Dort, in der verhältnismäßig kleinen Stadt war man auf die Unterkunft so gewaltiger Menschenansammlungen gar nicht vorbereitet. Wie so oft im Mittelalter bei derartigen Anlässen brach binnen kurzem eine verheerende Seuche aus, die bei der heißen Jahreszeit und in der ungesunden Gegend mit Windeseile um sich griff. Was nutzte es, daß viele ihre Rettung vor Ansteckung in schleuniger Flucht suchten; sie trugen den Todeskeim bereits in der Brust. Gleich einem Schlachtfeld war bald die nach Norden führende Straße von den Leichnamen der rasch Dahingerafften bedeckt. Trotzalledem wurde an dem für Ende August angesetzten Aufbruche festgehalten. Unter des Kaisers eigener Aufsicht erfolgte die Einschiffung des immer noch stattlichen Heeres. Erst als sie beendet, ging auch er mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, obgleich sie beide krank an der Seuche darniederlagen, am achten September mit drei Geschwadern in See.

So hatte sich also nach jahrzehntelangen Verhandlungen endlich der Wunsch der Kurie erfüllt. Der mächtigste Fürst des Abendlandes war ausgezogen, um an der Spitze eines gewaltigen Aufgebots der Christenheit ihre heiligsten Kultstätten zurückzugewinnen. Die Brust von Hoffnung geschwellt, harrten drüben über dem Meere die Franken ihres Befreiers, während die Sarazenen, durch den Hader ihrer Sultane in verschiedene feindliche Lager gespalten, voll Angst und Sorge die Kunde von dem Nahen dessen vernahmen, der ihnen als der einzige, unumschränkt über die Streitkräfte des Abendlandes verfügende Herrscher galt.

Wer beschreibt daher die Enttäuschung und die Wut Gregors, als wenige Tage darnach die niederschmetternde Nachricht in Rom sich verbreitet, der Kaiser sei in Otranto gelandet und habe den Oberbefehl an seiner Statt dem Herzog Heinrich von Limburg übertragen. Was half es, daß Friedrich sofort zwei Boten sandte, um dem Papst den

wahren Sachverhalt vorzustellen, wie unterwegs Landgraf Ludwig der Seuche erlegen und er selbst schwer leidend nur auf den Rat so gewichtiger Männer, wie des Patriarchen Gerold von Jerusalem und des Deutschordensmeisters, sich entschlossen habe, die Palästinafahrt bis zum Mai des nächsten Jahres zu verschieben und in der Zwischenzeit Heilung von seinem Leiden in den Bädern von Pozzuoli zu suchen? Der Papst in seiner grenzenlosen Empörung ließ die Abgesandten gar nicht vor. Für ihn, der ja schon mit steigender Sorge dem von Jahr zu Jahr größeren Erstarken der kaiserlichen Macht in Italien und Deutschland zugesehen, gab es kein Zaudern mehr, die furchtbare Waffe zu ergreifen, die Friedrich selbst im unbegreiflichen Leichtsinn zu San Germano dem Papst in die Hand gelegt (S. 55). „Ohne Prüfung der Umstände", wie der zeitgenössische Geschichtsschreiber Richard von San Germano* berichtet, schleudert Gregor selbst am 29. September in der Kirche zu Anagni nach der Predigt den Bannstrahl gegen den Ungehorsamen.

Der Kaiser hat die Verkündigung des Bannes zunächst als eine selbstverständliche Tatsache hingenommen; ja, niemand hat vorurteilsloser als er dessen Berechtigung anerkannt. Aber nur zu bald sollte er gewahr werden, daß des Papstes Handlungsweise lediglich dem Vorsatz, ihn zu vernichten, entsprang. Denn schon wenige Tage nach der Bannverkündigung erging ein Rundschreiben Gregors an die Bischöfe des Abendlandes, das die ungerechtesten, haltlosesten Anschuldigungen gegen Friedrich enthielt. Darin wird ihm in meisterhaft sophistischer Weise nicht nur die Schuld an dem Mißerfolg des ägyptischen Kreuzzugs, sondern auch an dem Ausbrechen der Seuche unter den Kreuz-

* Richard von San Germano, Notar daselbst, schrieb eine Chronik des Königreichs Sizilien vom Tode König Wilhelms II. bis auf die Zeiten des Kaiser Friedrichs II. oder von 1189—1243.

fahrern zugemessen. Außerdem werden ihm in der gehässigsten Form sein undankbares Verhalten gegen Innocenz III., wie überhaupt gegen die Kirche, Bedrückungen der sizilianischen Untertanen, vornehmlich der dortigen Geistlichkeit usw. vorgeworfen.

Friedrich hat den Fehdehandschuh zunächst nicht aufgenommen. Erst als Gregor am 18. November in feierlicher Weise den Bann in der St. Peterskirche zu Rom erneuert, erscheint ein kaiserliches Rechtfertigungsschreiben, das die päpstlichen Anschuldigungen maßvoll zurückweist, zugleich aber auch eine scharfe Kritik der den bürgerlichen Staat untergrabenden lateranischen Politik enthält. Die Kurie mußte es als eine unerhörte Herausforderung auffassen, daß der Jurist Roffredus von Benevent, der spätere Großhofrichter des Kaisers, auf dessen Befehl das Manifest den Römern öffentlich vorlas. Die Absicht, welche dabei verfolgt wurde, war ja auch durchsichtig genug; Friedrich wollte das rasch erregbare, aufruhrlustige Volk auf seine Seite bringen. Dies gelang um so leichter, als er schon vorher durch Bestechung die angesehensten Bürger der Stadt, vor allem die einflußreiche Familie der Frangipani für sich gewonnen hatte. In der Tat ist es denn auch wenige Tage nach Wiederholung des Banns am Gründonnerstag 1228 beinahe zu Mißhandlungen Gregors gekommen, denen er sich noch rechtzeitig durch die Flucht nach Rieti entzog. Der Kaiser hatte damit aber gar nichts gewonnen; denn uneingeschüchtert ließ von dort das Oberhaupt der Kirche seine Stimme immer lauter, immer eindringlicher gegen ihn ertönen. Wie weit man sich dabei von jeder Billigkeit und Mäßigung entfernte, ja, jede vernünftige Ueberlegung außer acht ließ, zeigt das an alle Prälaten und Bischöfe Siziliens erlassene Verbot, den Landesherrn bei seinen Vorbereitungen zum Kreuzzug irgendwie zu unterstützen. Trotzdem hat es dieser durchgesetzt, daß die Flotte, die ihn nach Palästina bringen sollte, wenige

Wochen nach der von ihm selbst bestimmten Zeit bereit zum Auslaufen war. Und nicht genug damit, hatte er auch die umfassendsten Vorkehrungen zur Sicherung seiner Staaten während der Dauer seiner Abwesenheit getroffen. Ja, für alle Fälle hatte er sein Testament gemacht und es auf dem letzten, von ihm abgehaltenen Hoftage zu Barletta am 1. Mai 1228 seinen Untertanen zur Kenntnis gebracht. Es muß ein sonderbarer Anblick gewesen sein, als der noch in der vollen Jugendkraft stehende dreiunddreißigjährige Herrscher auf dem großen freien Platz vor dem Schloß, wo man den Thronsessel weithin sichtbar allem Volk errichtet hatte, mit bewegter Miene der Verkündigung seines letzten Willens lauschte. Er gab darin Bestimmungen über die Nachfolge in seinen Erblanden und ernannte während seiner Abwesenheit Rainald von Spoleto, einen Sohn jenes Konrad von Urslingen, bei dem Friedrich die ersten Jahre seiner Kindheit verbrachte, zum Statthalter von Sizilien, dem er außergewöhnliche Rechte verlieh. Davon verlautete allerdings nichts, daß Rainald im Geheimen ermächtigt wurde, bei einem Einfall der Päpstlichen in das kaiserliche Gebiet den Kriegsschauplatz auf die sogenannten Rekuperationen hinüberzuspielen, jene einst dem Reich gehörenden Landstriche, welche Friedrich im Jahre 1212 an Innocenz III. hatte abtreten müssen. Kein Zweifel, daß dabei der stille Wunsch, sie vielleicht auf solchem Wege zurückzugewinnen, mitsprach, ganz abgesehen von dem militärischen Gesichtspunkte, daß man den Krieg in das Land des Gegners, dessen Angriff man mit Sicherheit erwarten mußte, hineinzutragen und dort die Entscheidung auszufechten suchte. Ein kaiserliches Heer wurde deshalb in den Abruzzen aufgestellt, zumal sich immer mehr das Gerücht verdichtete, auf päpstlicher Seite hielte man schon Söldnerscharen bereit, um sofort nach der Abreise Friedrichs in Unteritalien einzufallen. Im Widerspruch mit diesen Nachrichten schien es allerdings zu stehen, daß Gregor dem Kaiser als einem

Gebannten den Antritt des Kreuzzugs überhaupt untersagte. Auch in Andeutungen über die Entziehung des Lehnkönigtums hat er sich ergangen. Friedrich aber schiffte sich unbekümmert um das päpstliche Verbot am 28. Juni 1228 in Brindisi nach dem Morgenlande ein. Das Wort „Pirat", das ihm Gregor in haltloser Wut nachrief, verklang wirkungslos. So weit war man im Lateran von jeder klaren Ueberlegung entfernt, daß man dort mit Frohlocken die Kunde entgegennahm, Friedrich sei nur mit vierzig Galeeren ausgezogen. Dem Papst war es eben nicht mehr um einen glücklichen Ausgang des Kreuzzugs, sondern um die Demütigung seines gefährlichsten Nebenbuhlers in der Weltherrschaft zu tun. Je mehr dieser durch eine verunglückte Expedition nach dem Morgenland an Ansehen einbüßte, um so leichter mußte seine Niederwerfung in anderen Gebieten sein.

* *
*

Es macht Gregors staatsmännischem Scharfblick keine große Ehre, daß er dem Gegner, den er doch genügend kennen mußte, so geringe, politische Einsicht zutraute, dieser werde sich, wie ein Abenteurer, in ein Unternehmen einlassen, an dessen Ausgang für ihn so vieles hing. Galt es doch nicht nur die Rechte der Christenheit auf das heilige Land, sondern auch die seines kaum geborenen Söhnleins Konrad auf Jerusalems Thron zu schirmen. Man hatte eben weder im Lateran noch in der übrigen Welt eine Ahnung, welch einen wichtigen Faktor Friedrich bei seiner Heerfahrt in Rechnung ziehen konnte: El-Kâmil, der Sultan von Aegypten, hatte ihn selbst nach Asien gerufen!

Verbindungen mit morgenländischen Herrschern hatte Friedrich früh, wahrscheinlich bereits im zweiten Jahrzehnt seiner Regierung angeknüpft. Wenigstens befindet sich in der Kathedrale von Cefalù auf einem alten Gemälde eine wenig beachtete Inschrift, die von einer Gesandtschaft des

Bischofs Johann von Cefalù im Auftrag Friedrichs nach Syrien berichtet, um Handelsverträge zu erneuern. „Vade in Babyloniam et Damascum et filios Saladini inquaere“*. Anscheinend aber war man von beiden Seiten noch weit entfernt, dieser Gemeinsamkeit der Handelsinteressen eine Annäherung auf politischem Gebiet folgen zu lassen. Bei den Orientalen hatten sich übrigens damals schon die übertriebensten Vorstellungen von Friedrichs Herrschermacht verbreitet. Ihnen war er der unumschränkte Gebieter des Abendlands, der Herr der Herren, von dem die Sage ging, daß er einst kommen würde, ihnen das von Sultan Saladin 1187 zurückeroberte Jerusalem wieder zu entreißen.

Man sollte denken, gegen die von Westen drohende Gefahr hätten sich die Muhammedaner, vor allem ihre Fürsten, die aufs nächste untereinander verwandten Herrscher Aegyptens und Syriens, enge zusammenschließen müssen. Statt dessen brach unter ihnen der alte Bruderstreit, der schon die Söhne Saladins entzweit und ihrem Oheim Adil den Weg zum Throne Syriens gebahnt hatte, nach des letzteren Tod (1218) unter dessen eigenen Söhnen wieder aus, das Volk der Sarazenen in zwei feindliche Lager teilend. El-Asraf, der jüngste von ihnen, der sich in dem Besitz von Kelat in Mesopotamien durch den ältesten Bruder El-Muazzam, den Gebieter von Damaskus und Jerusalem, gefährdet sieht, sucht Zuflucht bei dem zweiten Bruder, dem Sultan Aegyptens, El-Kâmil. Beide erwarten, das Schwert in der Hand, voll Besorgnis des Bruders Angriff, der ihnen durch Besonnenheit, Mäßigung und Verstand weit überlegen war und in Dschelaleddîn, dem Fürsten des wilden, kriegerischen turkestanischen Nomadenstammes der Chowarezmier, einen nicht zu unterschätzenden Beistand fand. Als daher das Gerücht von den gewaltigen Rüstungen Kaiser

* Gehe nach Babylonien und Damaskus und suche die Söhne Saladins auf.

Friedrichs an das Ohr El-Kâmils drang, Rüstungen, die der Wiedergewinnung Palästinas, also wichtiger Gebietsteile von El-Muazzams Reich galten, da mußte jener in dem nahenden Frankenheer einen wertvollen Bundesgenossen gegen die Uebergriffe des Bruders sehen. Eine Gesandtschaft unter dem Emir Fachreddin geht unverzüglich (1227) nach Apulien ab, Friedrich als Preis für die erbetene Hilfe Jerusalem und alle Städte und Burgen, welche Saladin zu Ende des zwölften Jahrhunderts den Christen an der Küste Palästinas abgenommen, in Aussicht zu stellen. Nichts konnte dem Kaiser willkommener sein, als ein solcher Antrag zur Einmischung in die politischen Verhältnisse des Morgenlandes, besonders nachdem kurz vorher El-Muazzam Friedrichs Vorschläge der Auslieferung Jerusalems gegen eine beträchtliche Summe schroff zurückgewiesen. Da stirbt zu allem Unglück im November 1227 El-Muazzam, und läßt als Erben nur ein minderjähriges Söhnlein, Ennâsir Dâud, zurück. Nicht sobald hat El-Kâmil von dem Regierungswechsel vernommen, als er mit Heeresmacht gegen den Unmündigen zieht und ihn binnen kurzem aus Jerusalem verjagt. Dadurch hatte die Sachlage mit einem Schlag eine wesentliche Veränderung erfahren; denn nun war ihm selbst das Gebiet zu eigen, das er noch kurz vorher als fremdes Eigentum dem Kaiser angeboten. Ein Glück nur für Friedrich war, daß es mit der Eroberung des übrigen Landes langsam vorwärts ging, und daß Sultan El-Asraf sich dem bedrängten Neffen angeschlossen hatte. El-Kâmil hütete sich daher, die Beziehungen zu dem Kaiser völlig abzubrechen, um so mehr, weil er sich, wie alle seine Glaubensgenossen, eine übertriebene Vorstellung von dessen Streitkräften machte. Die Kunde von seiner Landung auf Cypern (21. Juli 1228) und der Art und Weise, wie er dort mit Nachdruck die einst seinem Vater zuerkannten Hoheitsrechte über die Insel geltend machte, war ganz dazu angetan, die Achtung und Furcht vor ihm ins Ungemessene zu steigern. Die Insel

hatte sich, nachdem im Jahre 1195 König Amalrich freiwillig Heinrich VI. gehuldigt und ihm die Schutzherrschaft angetragen, seit dessen Tod der Lehnspflicht wieder entzogen. Vergebens hatte Friedrich die ihm gebührende Obervormundschaft über den minderjährigen König Heinrich, einen Enkel jenes Amalrich, gefordert. Unbekümmert um den Einspruch, führte der Oheim des Königs, Johann von Ibelin, die Regentschaft. Jetzt endlich, auf dem Wege nach Palästina, sah Friedrich den Augenblick zum Einschreiten gekommen, um so mehr, weil man sogar von seiten der mit Ibelin unzufriedenen cyprischen Barone ihn um Uebernahme der Regierung bat. Aber durch die Art, wie Friedrich nach seiner Landung an der Südküste der Insel, in Limisso (Limasol), dem Vormund des elfjährigen Königs begegnet ist, schwanden diese Sympathien. Bei einem Festmahle, wenige Tage, nachdem Ibelin mit seinem Mündel in Limisso zur Begrüßung des Kaisers eingetroffen war, fordert er von dem ersteren die Herausgabe seiner Baronie Beyrut, „weil sie ihm nicht von Reichswegen verliehen sei", und die Rückerstattung der Einkünfte des Königreichs Cypern während der nun schon zehn Jahre währenden Obervormundschaft Ibelins. Und als der völlig Ueberraschte nicht sofort Folge leistet, schleudert ihm Friedrich die drohenden Worte entgegen :„Bei diesem Haupte, das so manche Krone trägt, ich will haben, was ich fordere, oder Ihr seid mein Gefangener." Nur der Vermittlung der übrigen Gäste war es zu danken, daß es nicht zum Aeußersten kam; denn schon war der Saal auf des Kaisers Befehl mit Bewaffneten umstellt.

Trotz dieser Erfahrungen hielten die mächtigsten cyprischen Barone an ihm, wohl aus Neid gegen Ibelin, fest; ja sie schlossen sich sogar seinem Zug in das Innere der Insel, nach der Bergveste Dieu d'amour bei Nicosia, wohin sich Ibelin geflüchtet, an. Zu einer Belagerung wurde aber nicht geschritten, wahrscheinlich, weil der Kaiser selbst die

Mühe und Langwierigkeit einer solchen scheute. Vielmehr kam, wieder durch die Dazwischenkunft der Barone, ein Vertrag zustande, demzufolge Ibelin seiner vormundschaftlichen Rechte zugunsten Friedrichs sich begibt und ihm, Beiruts wegen, als seinem Lehnsherrn huldigt. So war dieser im Handumdrehen Herr von Cypern geworden, über dessen einzelne Gaue er seine Beamte, die sogenannten „Baillifs", setzte.

Wenn auch dies selbstherrliche Verfahren des Kaisers — denn es war doch sehr fraglich, ob ihm wirklich das Recht zustand, sich in Cypern als unumschränkter Gebieter aufzuspielen, — im Abendland, selbst bei seinen Bewunderern, wie dem Troubadour Figueira, die herbste Verurteilung fand, so war es andrerseits, wie schon erwähnt, ganz dazu angetan, bei den Orientalen, die ja überhaupt ein ethisches Empfinden in unserem Sinne nicht kennen, einen tiefen Eindruck zu machen. Aber auch die christliche Bevölkerung Palästinas nahm daran keinen Anstoß; im Gegenteil, man sah voll freudiger Spannung dem Erscheinen dessen, der so fest und unentwegt alles unter seinen Herrscherwillen zu beugen wußte, entgegen. Vergessen war der Hader, der so lange Geistliche und Laien, Ordensritter und Priester, Franzosen, Deutsche, Engländer und Italiener untereinander entzweit, und der so viel dazu beigetragen, daß die Christen bei den Sarazenen längst jegliche Achtung eingebüßt hatten. Alle ohne Unterschied jubelten trotz des auf ihm lastenden Banns dem Kaiser, dem Bringer goldener Tage, wie sie glaubten, zu, als er am 7. September 1228 mitsamt dem cyprischen Königsknaben dem Schiff entstieg. Selbst die ihm sonst so feindlich gesinnten Ordensritter, die Templer und Johanniter, hatten sich zur üblichen Huldigung der Kniebeugung bequemt. Doch die Einigkeit dauerte nicht lange. Die Geistlichkeit ist die erste, die ihm, inzwischen eingetroffener Weisung des Patriarchen Gerold von Jerusalem zufolge, Friedenskuß und Teilnahme am Gottesdienst

verweigert. Dann treten zwei Franziskanermönche auf, welche im Namen des Papstes das Volk zur Widersetzlichkeit gegen den „Eidbrüchigen“ anstacheln. Vom Patriarchen heimlich und öffentlich unterstützt, finden ihre Wühlereien bald fast überall Eingang. Schon kann sich der Kaiser selbst auf seine Truppen, mit Ausnahme der Deutschen, Pisaner und Genuesen nicht mehr verlassen. Aber gerade unter diesen schwierigen Verhältnissen hat er eine Kraft und Tüchtigkeit, einen Scharfblick und eine Größe des Denkens entfaltet, die äußerst vorteilhaft gegen die Kleinlichkeit seiner Gegner absticht. Um den Spaltungen in dem an sich kleinen Heer — Friedrich hat über nicht mehr als etwa zehntausend Mann verfügt — vorzubeugen, geht er auf die anmaßende Forderung der Templer ein, daß künftig die notwendigen Befehle nicht in seinem Namen, sondern in dem Gottes und der Christenheit erteilt würden. Selbst des Oberkommandos hat er sich zugunsten Hermanns von Salza, des Marschalls Filangieri und des Connetabels Odo von Montbéliard begeben. Trotzdem blieben Reibereien nicht aus, als man endlich den Marsch gegen den Feind antrat. Unter Aergernissen aller Art war man endlich bis Jaffa vorgedrungen. Dort erfuhr man, daß eine sarazenische Heeresmacht unter El-Kâmil etwa eine Tagereise entfernt bei Nâbulus Sichem lagerte. Aber wie hätte man bei der völlig mangelnden Manneszucht im christlichen Heere an einen Angriff denken können? Der Kaiser nahm daher seine alte, schon bei El-Muazzam vergeblich versuchte Idee wieder auf, die Herausgabe Jerusalems auf friedlichem Wege zu erlangen. Thomas von Acerra und der syrische Baron Baliam von Sidon werden daher als seine Boten zu El-Kâmil beordert. Aber trotz der ehrenvollen Aufnahme, die man ihnen bereitet, trotzdem der Sultan die ihm überbrachten Geschenke Friedrichs durch noch kostbarere, durch orientalische Stoffe, Maultiere, Kamele und einen Elefanten, erwidert, sieht sich der Kaiser um keinen Schritt dem Ziel

seiner Wünsche näher gebracht. Wie hätte es auch El-Kâmil wagen dürfen seinen Glaubensbrüdern gegenüber, einen von diesen so heilig gehaltenen Ort, wie Jerusalem, ohne Schwertstreich an den auszuliefern, der seit seiner Ankunft im Morgenland infolge seiner geringen Streitmacht, die ihn nicht einmal gegen die Umtriebe der eigenen Untertanen schützte, bei den Muhamedanern den größten Teil seines Nimbus eingebüßt? Indessen lag die Sache auch für El-Kâmil nicht so ganz einfach, weil noch immer ein großer Teil des Landes dem Neffen gehorchte, und dessen Heer, mit dem El-Asrafs vereinigt, unbesiegt ihm gegenüberstand. Wer bürgte dafür, daß die beiden sich nicht eines schönen Tages mit Friedrich gegen ihn verbinden würden? Deswegen wollte El-Kâmil nicht ohne weiteres die von dem letzteren versuchten Anknüpfungen zurückweisen, ohne sich indessen in irgendwelche feste Abmachungen einzulassen. Erst als dann El-Asraf in der ersten Oktoberhälfte sich mit ihm verbündete und ihm so das unbestrittene Uebergewicht verschaffte, wurden die Verhandlungen so jäh und schroff, wie nur möglich, abgebrochen. Plänkeleien und Vorpostengefechte zwischen Franken und Sarazenen begannen als Vorspiel größerer kriegerischer Ereignisse. Friedrichs Lage war dadurch eine nahezu verzweifelte geworden. Lief er doch Gefahr, mit seinem Häuflein von dem übermächtigen Gegner einfach aufgehoben zu werden. Dazu stand noch die Möglichkeit offen, daß Ennâsir Dâud, der stolz, wie einst sein Vater, jeden Annäherungsversuch Friedrichs weit von sich gewiesen, sich schließlich auch mit seinen Verwandten aussöhnen und, mit ihnen vereint, sich gegen ihn als den gemeinsamen Glaubensfeind wenden würde. Nicht genug damit, stellen sich im christlichen Lager infolge eines wochenlang anhaltenden Sturmes, der das Landen von Schiffen an Jaffas steinigem Strand verbot, Hunger, Entbehrung und Mangel am Notwendigsten ein. Als man dann endlich wieder in Verbindung mit der Außenwelt treten konnte, da war

es nur, um die niederschmetternde Kunde zu hören, ein päpstliches Heer sei in Friedrichs Lande eingefallen und siegreich bis tief nach Apulien hinein vorgedrungen. Und, um all die Widerwärtigkeiten voll zu machen, sieht sich der Kaiser sogar in seinem Leben durch Nachstellungen der Templer und Johanniter bedroht. Wahrlich, es gehörte die Spannkraft eines außerordentlichen Geistes dazu, um diesem Ansturm von allen Seiten her nicht zu unterliegen! Ja, Friedrich hat noch Mut und Kraft und Ueberlegung gefunden, den abgerissenen Faden der Beziehungen mit El-Kâmil wieder anzuknüpfen, und zwar in so geschickter Weise, daß er sich binnen kurzem an dem schon fast aufgegebenen Ziel seiner Wünsche sah. Ohne Zweifel verdankte er diese günstige Wendung dem Emir Fachreddin, demselben, der schon in Apulien wegen eines Bündnisses mit ihm verhandelt und ihm in der Folge in herzlichster Freundschaft verbunden war. Diesem gelang es, den Sultan, der sich sowieso vor seinen Verwandten nicht sicher fühlen mochte und auch durch äußere Verwicklungen seine Stellung nur gefährdete, zu überzeugen, es sei besser, jetzt ein kleines Opfer zu bringen, als einem sicher zu erwartenden Ansturm der Franken, die doch nicht ruhen würden, bis sie in den Besitz des heiligen Landes gelangten, die Spitze bieten zu müssen. Friedrich sei ja mit der Abtretung weniger Gebietsteile zufrieden; mit leeren Händen, vor allem ohne die Wiedererwerbung Jerusalems, könne er unter keinen Umständen nach Italien zurückkehren. Eher werde er mit Anspannung aller Kräfte noch einmal das Glück des Schwertes versuchen. So kam dann am 18. Februar 1229 jener berühmte Vertrag zustande, in welchem sich der Sultan zur Auslieferung von Jerusalem, allerdings mit Ausnahme des Tempelbezirks, der darauf befindlichen Moschee El-Aksa und des Felsendoms (der Omarmoschee), verpflichtet. Außerdem sollten Nazareth und Bethlehem, das in strategischer Hinsicht so wichtige Sidon, die Burg Turon und die Zu-

gangsstraßen vom Meere aus zu diesen Stätten mit den daranliegenden Ortschaften wieder in christliche Hände übergehen.

Es ist wohl zu verstehen, daß dieser freiwillige, anscheinend durch nichts gerechtfertigte Verzicht des Sultans auf einen so heiligen Ort, wie Jerusalem, einen wahren Entrüstungssturm bei den Moslims erregte. „Unbeschreiblicher Jammer“, so erzählen die zeitgenössischen arabischen Berichte, „brach unter ihnen aus, als an sie der Befehl, Jerusalem zu räumen, erging. Es bedurfte energischer Maßregeln, sie endlich zum Weichen zu bringen. „Gott erbarme sich seiner“, rufen die mohamedanischen Schriftsteller jener Tage aus, wenn sie El-Kâmils Namen in Verbindung mit der Uebergabe Jerusalems an die Franken nennen. Und dabei kennen sie, wie es scheint, den vollen Umfang des Vertrages gar nicht; sie sind weder über die Größe der abgetretenen Landstriche, noch darüber unterrichtet, daß Friedrich die von El-Muazzam zerstörten Mauern Jerusalems wieder aufführen darf. Sicher hat sich El-Kâmil seinem Volk gegenüber gar nicht die volle Wahrheit zu sagen getraut, um nicht noch mehr böses Blut zu erregen.

Man sollte meinen, diesem Schmerzensschrei der Araber habe auf der gegnerischen Seite eitel Frohlocken entsprochen. War ja nun doch der Christenheit ihre heiligste Kultstätte zurückgegeben; ungekränkt konnte der Pilger, wenn er am Grab des Herrn sein Gebet darbringen wollte, seine Straße ziehen. In der Tat war auch der Jubel im Heere, das mit Friedrich die Nöte und Anfechtungen der letzten Wochen geteilt hatte, über dies unerwartet glänzende Ergebnis groß. Anders dachten der Patriarch von Jerusalem und seine Anhänger, welche darin nicht mit Unrecht eine schwere Schlappe für ihren päpstlichen Oberhirten sahen. Außerdem mag es der Patriarch wohl auch als eine Kränkung empfunden haben, daß man seine Einwilligung nicht vor der Unterzeichnung des Vertrags eingeholt. Geleugnet kann

allerdings nicht werden, daß dieser auch manches Bedenkliche enthielt. So mußte es dem strenggläubigen Christen ein Dorn im Auge sein, daß er einen so heiligen Ort wie den Berg Moria, auf dem der Tempel Salomos gestanden, mit den Moslims teilen solle. Auch daß Ennâsir-Dâud, der eigentliche Herr von Jerusalem, sich weigerte, den Vereinbarungen beizutreten, ward nicht ohne Grund als eine Gefahr für die Zukunft empfunden; denn wie leicht konnte bei der Unsicherheit der morgenländischen Verhältnisse der Fall sich ereignen, daß er, den Oheim verdrängend, als Sieger wieder in sein ehemaliges Reich einzog. Auch war es klar, daß das Einhalten des Vertrages einzig und allein von El-Kâmil und dessen persönlichen Beziehungen zum Kaiser abhing. Das hat sich ja auch nach seinem Tode gezeigt, wo Jerusalem 1239 den Franken, und zwar eben durch Ennâsir verloren ging. Außerdem mochte es bei den Bessergesinnten Kopfschütteln erregen, daß der Kaiser sich außerdem in dem Vertrag zu einem „zehnjährigen Waffenstillstand" verpflichtet hatte, währenddessen er weder mit Franken noch mit Sarazenen gegen El-Kâmil ein Bündnis schließen, ja im Falle eines vorzeitigen Bruchs dieses Waffenstillstandes seitens der Christen mit dem Sultan gegen die eigenen Glaubensgenossen gemeinschaftliche Sache machen sollte.

Im Augenblick aber wurden all' diese Bedenken durch die Botschaft übertönt, der Kaiser sei wirklich und wahrhaftig am 17. März 1229 in Jerusalem als Herrscher eingezogen. Erst nach und nach erfuhr man im Abendland, wie man kirchlicherseits ihm und den Seinen diesen Triumph verbitterte. Der Patriarch von Jerusalem trat jetzt feindlicher denn je gegen Friedrich auf. Selbst Gregor IX. hat es später zugegeben, wie jener in seinem Bericht über das Abkommen den wahren Sachverhalt in gehässiger Weise verschleiert hat.

Zuerst ward den Kreuzfahrern der Besuch der heiligen

Orte, die Teilnahme am Gottesdienst, ja der Eintritt in Jerusalem während der Anwesenheit des Kaisers verboten. Das aber wirkte nicht; denn das Verlangen, frei und unbehindert, ohne Furcht vor den Moslims, die so oft die Andächtigen bedrängt hatten, dem Grabe des Herrn zu nahen, war zu groß, als daß auch nur einer von ihnen bei der feierlichen Besitzergreifung Jerusalems zurückgeblieben wäre. Peinlicher aber wird schon empfunden, daß man dem Kaiser als einem aus der Kirche Ausgestoßenen die Krönung verweigerte. Man mochte, wie Friedrich selbst, der Ansicht gewesen sein, mit der Einnahme Jerusalems sei der Bann erloschen. Nur mit Mühe gelang es Hermann von Salza, dem treuen Eckart, der seinen Herrn durch alle Fährnisse bisher begleitet, diesen von seinem Vorhaben abzubringen, die nun auf eigene Faust veranstaltete Krönung durch einen feierlichen Gottesdienst einzuleiten. Aber was muß es für ein niederschmetternder Anblick für alle diejenigen gewesen sein, die noch am Tage vorher dem Befreier Jerusalems zugejubelt, als sie ihn nun am Morgen des 18. März sang- und klanglos die Stufen zum Hochaltar der Grabeskirche hinanschreiten und sich die dort liegende Krone selbst aufs Haupt drücken sahen. Das also war der Dank der Kirche für all die Strapazen, die Sorgen und Mühen, für die fast übermenschlichen Geldopfer, die er und sein Land seit Jahren für die Zurückgewinnung Jerusalems gebracht! Dennoch hat der Kaiser an diesem Tag bitterer Enttäuschung nur Worte der Entschuldigung, der Milde und der Versöhnlichkeit gegen seinen päpstlichen Widersacher in einer Ansprache an die Pilger gefunden. Um so unverhohlener bricht dann sein lange mühsam zurückgedrängter Ingrimm aus, als am 19. März der Erzbischof von Caesarea plötzlich im Auftrag des Patriarchen seinetwegen Jerusalem mit dem Interdikt belegt. „Die heiligen Orte“, so ruft er, von innerer Erregung bebend, dem Bischof

zu, „welche so lange unter sarazenischer Herrschaft seufzten und endlich durch Gottes wunderbare Hilfe befreit wurden, sind, durch dies verwerfliche Untersagen alles Gottesdienstes bar, der alten Gefangenschaft und dem alten Elend preisgegeben.“ Die feindselige Haltung der Templer und Johanniter, die sich weigerten, bei Wiederaufbau der Stadtmauern behülflich zu sein, hat ihm dann wohl vollends Jerusalem verleidet. Das, was der englische Geschichtsschreiber, der Benediktinermönch Matthäus Paris (Parisius) außerdem von den Templern und ihrem Anschlag auf das Leben des Kaisers berichtet, entbehrt wohl der Begründung. Demnach hätten diese El-Kâmil darauf aufmerksam gemacht, wie leicht Friedrich durch Meuchelmord beiseite zu schaffen sei, wenn er, wie er beabsichtigte, die Taufstelle am Jordan aufsuche. Der Sultan aber, größer denkend als sie, übergab ihr verräterisches Schreiben dem Kaiser.

Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls hat dieser am 20. März ganz plötzlich die heilige Stätte verlassen und sich, von der Masse der Pilger begleitet, in Eilmärschen zurück nach Accon begeben. Aber auch dorthin hat ihn der nimmerruhende Haß der Kirche verfolgt. Das erste, was geschah, war, daß der Patriarch nun auch diese Stadt mit dem Interdikt belegte. Dann wurden die Bettelmönche, diese wohlorganisierte Hülfstruppe des Papstes, gegen den Kaiser aufgeboten, damit sie sich in bitteren Schmähungen und Verleumdungen gegen ihn ergingen. Was nützte es, daß er die größten Schreier unter ihnen fassen und mit Knütteln durch die Stadt treiben ließ? Das Volk nahm für die Gemaßregelten Partei und bei dem sich daraus entspinnenden Handgemenge wurden die Kaiserlichen zurückgedrängt. Und dabei kann er sich diesem widerlichen Treiben nicht einmal durch schleunige Abreise entziehen. Wochenlang muß er auf die sieben Galeeren warten, die ihn zurück nach der Heimat bringen sollen. Bis zum letzten Augenblick ist er Kränkungen jeder Art ausgesetzt. Obgleich man die Ab-



fahrt heimlich betrieb, hatte die Menge doch davon Kunde erhalten. Brüllend und johlend lauerte der Janhagel dem Abziehenden auf, den mit Kot und Unrat bewerfend, welchem er bei seiner Ankunft, wie einem halben Messias, zugejauchzt.

Der Kaiser hat auch diese Demütigung schweigend hingenommen. Seine Seele durchzogen andere, schwerere Sorgen, als sie die gedankenlose Rohheit eines wetterwendischen Pöbels, dem er ja voraussichtlich für immer den Rücken kehrte, zu erregen vermag. Galt es doch, den Feind im eigenen Lande zu bestehen! Durch Heinrich von Malta, den Befehlshaber der sieben Galeeren, hatte er erst genaue Nachrichten über die Ereignisse erhalten, die seit seiner Abwesenheit von Italien dort vorgefallen waren, hatte er erfahren,daß ein päpstliches Schlüsselheer unter König Johann von Brienne, seinem Schwiegervater, und dem Kardinal Colonna gleich nach seiner Abreise in Unteritalien erschienen und in kurzer Zeit siegreich bis Capua vorgedrungen sei. Das eigenmächtige Vorgehen Reinalds von Spoleto, der, statt der Weisung Friedrichs gemäß den Angriff Gregors abzuwarten, schon die Kriegsfackel in das ehemalige Reichsgebiet der Mark Ankona und des Herzogtums Spoleto warf, als der Papst die Untertanen Friedrichs ihres Treueids entband und diesen selbst seiner Staaten verlustig erklärte, hatte den willkommenen Anstoß zu dem längst geplanten Eroberungszug abgegeben. So sehr auch Gregor danach trachtete, ganz Unteritalien durch Waffengewalt an die Kirche zu bringen, so suchte er doch immer, um seines Ansehens willen, dem Gegner die Rolle des Angreifenden zuzuschieben. Daß Friedrich ihm, solange er noch im Lande weilte, den Gefallen nicht getan, hat seine Erbitterung gegen diesen „König der Pestilenz", wie er ihn gelegentlich in seinen Briefen nennt, nur noch mehr erregt. Rainalds Schritt, z. T. von dem selbstsüchtigen Verlangen eingegeben, für sich auf diese Weise das einst seinem Vater gehörige Herzogtum Spoleto wieder zu gewinnen, war um so unüberlegter, als

der Papst gerade damals ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Lombarden eingegangen war, das ihn deren Hilfe bei seinem Vorgehen gegen den Kaiser in Aussicht stellte. Ihnen schien jetzt, wo Friedrich fern in Syrien weilte, der richtige Augenblick gekommen, für immer die Zugehörigkeit zum Reiche zu lösen. Auch hatte gerade in den letzten Jahren die kaiserliche Partei in Oberitalien schwere Einbußen dadurch erlitten, daß Friedrich in der Ueberzeugung von seinem Gottesgnadentum es offenbar nicht verstand, die demokratischen Neigungen seiner lombardischen „Bundesgenossen", wie sie sich selbst nannten, zu schonen. Im Jahre 1227 hielten nur noch Cremona, Pavia, Parma, Modena und Imola bei ihm aus; sogar das bis dahin treu ergebene Genua hatte er in ein freundliches Verhältnis zum Bunde getrieben, weil er ihm eigenmächtig Städte, wie Savona und Albenga, wegnahm. Und nun traten auch noch die kleinen Machthaber Oberitaliens, Ezzelino da Romano, Azzo von Este, der Graf von San Bonifacio und Salinguerra von Ferrara der lombardischen Liga bei. In Wahrheit hatte dieser Anschluß allerdings nicht viel zu bedeuten, da nach wie vor der eine oder andere unter ihnen mit den Kaiserlichen heimlich in Verbindung blieb und Habsucht und Herrschbegier doch binnen kurzem unter ihnen Feindschaft säen mußte. Auch mochten sich die Anhänger des Staufers zum Trost sagen, daß Vielköpfigkeit in der obersten Leitung noch nie etwas Rechtes zu Wege gebracht. Und in der Tat scheint man auch zu keinem rechten Entschlusse über die zu ergreifenden Schritte gekommen zu sein, vielleicht, weil keiner sich als erster ins Treffen wagen wollte. Man begnügte sich, dem Papst die Verantwortung für das ganze Vorgehen zuzuschieben.

Dieser hatte inzwischen überall, besonders in Deutschland und Unteritalien, Stimmung für die Zurückgewinnung seines „Lehnkönigreichs Sizilien" zu machen gesucht. Aber nirgends konnte er sich großer Erfolge rühmen. In Deutsch-

land stieß er nicht nur bei Bürgern, sondern auch bei den Geistlichen auf energischen Widerstand. Die Bischöfe, die er in Harnisch durch die gehässige Art gebracht, wie er die Verdienste Friedrichs um das heilige Land zu verkleinern suchte, weigerten sich geradezu, seine Bannflüche gegen ihren Herrn zu verkünden. Auch die Art, wie die päpstlichen Sendboten nicht bloß gegen den Kaiser, sondern auch gegen die Weltgeistlichen agitierten, wie sie diese überall beiseite schoben und sich in alle Schichten der Bevölkerung eindrängten, war nicht dazu angetan, dem Papst Sympathien zu erwecken. So blieb dessen Versuch, den Bürgerkrieg in Deutschland zu entfachen und einen Gegenkönig in der Person Herzog Ludwigs I. von Bayern oder Herzog Ottos von Lüneburg aufzustellen, ohne Wirkung. Andrerseits geschah aber von Seite der deutschen Fürsten nichts, diesem ganzen Treiben zu steuern; ja der Reichsverweser Ludwig von Bayern trat sogar zur päpstlichen Partei über. Von andern Ländern, vor allem von England und Frankreich wurde der Zehnte zum „Glaubenskrieg", wie ihn der Papst nannte, gegen Friedrich eingefordert. Auch hier erhob sich der schärfste Widerspruch. War es doch gegen alles Völkerrecht, das Land eines Kreuzfahrers während dessen Abwesenheit mit Heeresmacht zu überziehen; und hier war es der oberste Friedensfürst, der solchen Frevel begann! Wir besitzen noch ein 1228/29 gedichtetes Sirventes von dem Troubadour Guilhem Figueira, wo er dieser allgemeinen Entrüstung Worte verleiht: „Rom! ein schlimmes Gewerbe treibt der Papst, er hadert mit dem Kaiser und macht ihm das Recht der Krone streitig, er vergibt des Kaisers Feinden; und eine Vergebung ohne Grund und Recht ist nicht schön, in Wahrheit nur zu schändlich."

Aber unbekümmert um die öffentliche Meinung wurden die päpstlichen Umtriebe fortgesetzt. So hatte sich denn doch schließlich aus aller Herren Länder eine stattliche Truppenmacht von „Schlüsselsoldaten", wie sie hießen, weil

ihnen der Schlüssel Petri als Abzeichen auf die Schulter geheftet wurde, zusammengefunden. Sie wurden, wie schon erwähnt, den Heerführern Johann von Brienne, dem Kardinal Colonna und dem Kardinalbischof Pelagius von Albano unterstellt. Die Energielosigkeit des kaiserlichen Feldherrn, des Großhofjustitiars Heinrich von Morra, der statt den Feind anzugreifen, in einer zuwartenden Stellung in der Terra di Lavoro verharrte, hat den Päpstlichen einen raschen Erfolg verschafft. Es gelang ihnen, nicht nur unbehindert bis Capua vorzudringen, sondern auch Rainald v. Spoleto, der von der Mark Ankona her Heinrich zu Hilfe eilen wollte, in Sulmona einzuschließen. Dadurch ward dann der Krieg auch im Fluge in die Capitanata über Benevent und Monte Fusco (nordöstlich von Avellino) getragen. Aber obgleich dort eine Stadt nach der anderen von Friedrich abfiel, so daß bald ganz Apulien als päpstlich betrachtet werden konnte, blieb der Kardinallegat unbegreiflicherweise bei Monte Fusco stehen. Man begnügte sich, in den „eroberten Gebieten" Regierungshandlungen vorzunehmen, und sprach nur noch von dem „sogenannten Kaiser", von dem man außerdem das Gerücht ausstreute, daß er gestorben sei, statt den Augenblick zu benützen und rasch Apuliens Häfen zu besetzen, obgleich man alles Ernstes den Gedanken einer Gefangennahme Friedrichs bei seiner Rückkehr ins Auge faßte.

So gelang es diesem, unbehindert am zehnten Juni 1229 in Brindisi zu landen. Wie Spreu vor dem Winde stob bei dieser Schreckenskunde des Pelagius Heerhaufe auseinander, in die allgemeine Flucht auch König Johann und den Kardinal Colonna ziehend, die sofort die Belagerung von Sulmona aufgaben und sich mit Pelagius zu vereinigen strebten. Erst bei Capua fühlte man sich so weit in Sicherheit, daß man wagte, sich hinter dem Volturnus zu verschanzen. Es ist später versucht worden, die feige Haltung des päpstlichen Heeres dadurch zu erklären, daß die Führer ihrer Leute, denen sie lange keinen Sold hatten auszahlen

können, nicht mehr sicher waren; und in der Tat haben ja auch die als Hilfstruppe beigegebenen Lombarden öfters deswegen mit ihrem Abzug nach der Heimat gedroht und ihn bei der Nachricht von der Rückkehr des Kaisers auch ausgeführt. Sei dem, wie ihm wolle, das verlorene moralische Ansehen war nicht wiederherzustellen. Alle Bessergesinnten jubelten dem Kaiser zu, dessen Herannahen allein schon genügt hatte, die eingedrungenen Heerhaufen zu vertreiben. Aber das erwartete rasche Vorgehen gegen den Feind blieb aus, so daß die apulischen Städte, welche sich für den Papst erklärt hatten, nach wie vor in ihrem Widerstand verharrten. Ja, Friedrich versuchte es sogar, eine Verständigung mit dem Papst durch den Deutschordensmeister und die Erzbischöfe von Bari und Reggio herbeizuführen. Vergebens! Gregor, welcher es einzig und allein auf die Vernichtung des Gegners abgesehen, wollte von einem friedlichen Ausgleich nichts wissen. Am 23. Juli ward der Bann wiederholt und zugleich in einem öffentlichen Manifest dem Kaiser jegliches Verdienst um die Sache des heiligen Landes abgesprochen, weil er Antiochien und andere wichtige Gebiete, vor allem den Tempel Salomonis (die Omarmoschee) in den Händen der Ungläubigen gelassen. Eine Vereinbarung, wie die mit El-Kâmil getroffene, sei eine Schmach für die Christenheit.

Und wieder wurden, wie im Jahre vorher, die päpstlichen Legaten in alle Länder Europas, besonders nach Spanien, Frankreich und England beordert, dort trotz des energischen Widerspruchs der Bevölkerung den Zehnten von allen Besitztümern für den Fortgang des Krieges mit Friedrich einzutreiben. Man weiß wirklich nicht, was man an diesem fanatischen Greis mehr anstaunen soll: die Art, wie er seine eigenen Angelegenheiten zu solchen der ganzen Christenheit stempelt, oder die Blindheit, mit der er sich in ein kriegerisches Unternehmen stürzt, das seine eigenen Kräfte weit übersteigt. Und dabei der feste Glaube, daß

sich doch alles für ihn zum Guten wenden müsse, selbst dann noch, als im September 1229 das Spiel so gut wie verloren war! Wie hätte er sonst zu jener Zeit noch den Gedanken fassen können, im Lande Friedrichs, in den Abruzzen, eine Sperrfestung, die Stadt, die später von Friedrich wirklich gebaut wurde und den Namen Aquila erhielt, zu gründen?

Ungleich maßvoller und zielbewußter ist man dagegen im Lager des Kaisers vorgegangen. Man hat sich dort keinen Augenblick verhehlt, wie notwendig ein glänzender Erfolg auf dem Schlachtfeld schon um des moralischen Eindrucks willen sei. Der Juli und der August liefen unter umfassenden Rüstungen hin. Außerdem wurde dem kaiserlichen Heere dadurch eine unerwartete Verstärkung zuteil, daß ein widriger Wind viele der aus Palästina heimkehrenden deutschen Ritter und Reisigen statt nach Venedig, ihrem eigentlichen Reiseziel, in Apuliens Häfen verschlug. Mit Freuden erklärten sie sich bereit, an dem Feldzug gegen den Papst teilzunehmen.

Am 31. August ist Friedrich aus Barletta, wo sich das Heer versammelt hatte, ausgerückt, und hat, ohne die aufständigen Städte Apuliens zu berühren, über Avellino am 8. September Capua erreicht. Bei der Nachricht von der Ankunft des Kaisers auf dem Kriegsschauplatz zogen König Johann und Pelagius ihre Truppen bei Teano zusammen, das an der Straße von Capua nach Monte Cassino liegt. Zu einer Schlacht aber kam es nicht. Denn als das Gerücht laut wurde, Friedrich beabsichtige, durch Besetzung des Gebirges die Schlüsselsoldaten von Monte Cassino abzuschneiden, fand die päpstliche Oberleitung keinen besseren Ausweg aus der drohenden Klemme, als Hals über Kopf den Rückweg dorthin anzutreten, ein Rückzug, der schon am Paß von Mignano in wirre Flucht umschlug und um so beschämender für die Päpstlichen war, weil ein großer Teil von ihnen, darunter sogar König Johann selbst, bis Rom

zurückeilte, um Ruhe vor den vermeintlichen Verfolgern zu finden. Die Uebrigen hatte Friedrich in Monte Cassino eingeschlossen. Seines Reiches Grenzen hat er jedoch nicht überschritten, so verlockend auch die Aussicht sein mochte, jetzt, wo Gregor vergeblich alle Prälaten des Abendlandes zu seinem Schutze aufrief, durch Wegnahme päpstlicher Gebiete die von ihm so sehnlichst erstrebte Verbindung zwischen Unter- und Reichsitalien herzustellen. Der Augenblick wäre um so günstiger gewählt gewesen, weil auch hier infolge des glänzenden Sieges der Modenesen über Bologna an der Scoltenna, einem Nebenflusse des Panaro, (5. September 1229), die kaiserliche Partei wieder die Oberhand gewonnen. Trotzdem hat Friedrich sich mit einem in San Germano (Cassino) am 5. Oktober erlassenen Manifest begnügt, worin er seinen Anhängern in der Lombardei die raschen Erfolge mitteilt und sie ersucht, ihn bei ferneren kriegerischen Unternehmungen zu unterstützen. Ja, er hat selbst diese Forderung zurückgezogen, als Gregor jetzt endlich, widerwillig genug, sich bereit finden ließ, den Erzbischof Berard von Messina und den Deutschordensmeister als Friedensunterhändler zu empfangen.

Was nur hat den Kaiser zu dieser ganzen Handlungsweise, zu diesem an Schwäche grenzenden Entgegenkommen bewogen? Der Schlüssel dazu läßt sich unschwer finden, wenn wir die damaligen Verhältnisse ein wenig schärfer ins Auge fassen. Wäre der Papst nur ein Landesfürst wie die anderen gewesen, der sich irgendwelche Uebergriffe erlaubte, so hätte Friedrich zweifellos nicht so viel Federlesens mit ihm gemacht. So aber war er das Haupt der Christenheit und die Idee von dem göttlichen Ursprung dieses seines Hohenpriesteramtes, die alle Fürsten unter den Schemel seiner Füße zwang, eine Idee, die Gregor VII. zuerst aufgestellt, und die dann Innocenz III. bis in die letzten Konsequenzen durchgefochten hatte, war viel zu tief in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen, als daß

ein Einzelner es hätte wagen dürfen, ihr entgegenzutreten. Wohl war damals viel von Vergewaltigung durch den Klerus auf bürgerlichem und geistigem Gebiet die Rede, wohl wurden bittere Klagen laut über die Habgier und das Ausbeutesystem der Kirche, das im schroffen Widerspruch zu der schlichten Lehre Christi in den Evangelien stand; wohl wagte der eine oder der andere, sich dagegen aufzulehnen: an eine Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern im Sinne der späteren Reformation, an eine Los-von-Rom-Bewegung hat aber niemand gedacht. War daher nicht zu fürchten, daß dieselbe Welt, die heute Friedrich wegen seiner raschen Bezwingung der Schlüsselsoldaten zugejubelt, morgen gegen ihn die Waffen erhöbe, wenn er es versuchte, Gregor aus seinem eigensten Besitztum zu verdrängen? Dazu kam noch, daß der Papst über ein Hilfsmittel verfügte, welches einst Deutschlands Fürsten Gregor VII. auf dem Reichstag zu Tribur 1076 in seltsamer Verblendung selbst zugestanden hatten, und welches den unter ihnen, auf den es Anwendung fand, bis ins innerste Lebensmark treffen mußte: das Recht, die Untertanen von dem Treueid gegen ihren Herrscher zu entbinden. Hatte es doch der Kaiser eben schon zu seinem Schaden in Sizilien erfahren, wie schnell diese Maßregel alle Bande des Gehorsams und der Ordnung sprengte. Schien es daher nicht klüger, durch Milde und Nachgiebigkeit sich einen Gegner zu verpflichten, dem mit Gewalt ja doch nur schwer beizukommen war? Aber niemals wieder ward von dem, der diese Rolle freiwillig auf sich nahm, mehr Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung gefordert als hier, wo sich der Besiegte als Sieger geberdet, immer neue, immer größere Bedingungen stellt, ohne auch nur das leiseste Einlenken auf Friedrichs Wünsche einer Lösung des Bannes zu verraten. Vergebens ward nach hartem Kampf das Opfer gebracht, jenen in Monte Cassino eingeschlossenen Truppen des Kardinals **Pelagius** den verlangten, freien **Abzug** zu ge-

währen. Wirkungslos war die den Mönchen in Monte Cassino wegen ihres Abfalls von der kaiserlichen Sache zugesicherte Verzeihung, obgleich sie die Zurückerstattung ihrer von Friedrich beschlagnahmten Güter, eines wahrhaft fürstlichen Besitzes, ohne Einschränkung in sich schloß. Und damit nicht genug, wollte Friedrich sogar seiner Herrscherrechte über die Abtei zugunsten Hermanns von Salza bis zum offiziellen Friedensschluß sich entäußern. Der Grund, warum der Papst diese Friedensunterhandlungen nur zögernd führte, liegt heute klar. Er wollte ohne vorherige Vereinbarung mit den Lombarden keine Entscheidung herbeiführen und legte diesen alle Vorschläge, die Friedrich ihm gemacht, zur Begutachtung vor. Die Lombarden aber ließen Gregor monatelang auf Antwort warten, weil es ihr eigenstes Interesse gebot, die Verhandlungen möglichst lange hinzuschleppen, damit der Kaiser die Hand zu einem Rachezug gegen sie nicht frei bekam. Außerdem mochte wohl Gregor immer noch im stillen auf auswärtige Hilfe hoffen, sei es von Frankreich, wo er die Erzbischöfe und Bischöfe zur Heeresfolge aufgeboten, sei es von Deutschland, wo sein Legat Otto von St. Nikolaus nun seit Jahresfrist auf den Sturz der staufischen Dynastie hinwirkte. Und dann, hatte ihm nicht eben der Himmel einen sichtbaren Fingerzeig gegeben, daß er mit ihm im Bunde gegen seine Feinde sei? Waren doch die übermütigen Römer, nachdem sie ihn vor zwei Jahren aus ihrer Stadt vertrieben, in seinem Exil zu Perugia als Flehende erschienen, um ihn kniend zur Rückkehr zu bewegen! Sie glaubten in der furchtbaren Tiberüberschwemmung vom 2. Februar 1230, wo das Wasser bis zu den Stufen der Peterskirche stieg und totbringende Krankheiten sich darnach einstellten, eine göttliche Strafe für jene Verjagung des Papstes zu erkennen. Wie ein Triumphator hielt er seinen Wiedereinzug in die ewige Stadt. Durfte er sich da nicht der frohen Hoffnung hingeben, daß der Höchste auch die

anderen zu seinen Füßen zwingen würde, die es gewagt hatten, ihre Hand gegen den Gesalbten des Herrn auszustrecken? Dadurch steifte sich Gregors Nacken immer mehr; und die Friedensaussichten rückten in so weite Ferne, daß der Kardinal Thomas von Capua, der bis dahin mit unverdrossener Geduld die Verhandlungen zwischen Kaiser und Papst geleitet, bei letzterem um die Enthebung von einem so undankbaren Amte einkam. Schon sah sich Friedrich, der in unbegreiflicher Sorglosigkeit die deutschen Kreuzfahrer aus seinem Heere in die Heimat entlassen, genötigt, neue Werbungen auszuschreiben. Der Wiederausbruch des Krieges war stündlich zu erwarten. Da, in letzter Stunde, traten die deutschen Fürsten, welche Friedrich schließlich um ihre Mitwirkung zur Beilegung des Streits angerufen, für ihren Herrn ein. Die Herzöge Leopold von Oesterreich und Bernhard von Kärnthen an der Spitze, weisen sie den Papst auf das Gefährliche seiner Handlungsweise hin. Dadurch, daß er die Lombarden, also Reichsuntertanen, in seine Streitsache mit Friedrich hereingezogen, sei diese letztere, welche zuerst nur den Lehnskönig Siziliens anging, eine Sache des Reiches geworden, der sie nicht ruhig zusehen dürften; bei einer Erneuerung der Feindseligkeiten würde man sie daher unfehlbar an der Seite des Kaisers finden. Das wirkte! Gregor gab seine Einwilligung, daß man sofort unter ihrem Vorsitz die Verhandlungen zu Capua wieder aufnahm. Trotzalledem wurde den ganzen Sommer hindurch keine Einigung erzielt. Die Schuld daran trug jedoch nicht der Papst, sondern die Städte Gaëta und S. Agatha. Sie hatten sich ein Jahr vorher Gregor freiwillig angeschlossen, von diesem dafür allerlei Privilegien erhalten, und weigerten sich nun, unter das frühere Regiment zurückzukehren. Schließlich schlug man den Ausweg ein, die Erledigung der heiklen Angelegenheit einstweilen auszuschalten. Bekanntlich hat Friedrich auch erst drei Jahre nach dem Friedensschluß Gaëta zurückgewonnen.

Nun stand der Beendigung des jahrelangen, verderblichen Streites nichts mehr im Wege. Die ganze Christenheit atmete auf, als die Botschaft von Mund zu Munde drang, in der Nacht des 22. Juli 1230 hätten die Glocken von San Germano (Cassino), wohin man schließlich die Versammlung verlegt, den zwischen Papst und Kaiser geschlossenen Frieden eingeläutet! Am folgenden Tag hat dann dieser letztere in der dortigen Hauptkirche vor den deutschen Fürsten, den Kardinälen und Großwürdenträgern Siziliens seine Unterwerfung unter den Willen der Kirche feierlich gelobt. Die Lösung vom Bann ist aber doch erst fünf Wochen später zu Ceperano durch die Kardinäle Johann, Bischof der Sabina, und Thomas, Priester von S. Sabina, erfolgt. Man hatte sie noch einmal von erneuten Forderungen abhängig machen wollen, denen aber Friedrich diesmal ein so energisches Nein entgegensetzte, daß die Kurie sich gezwungen sah, nachzugeben.

Der Friede von San Germano, wie er in der Geschichte heißt, hat schon damals, wie heute noch, die widersprechendste Beurteilung erfahren. Dem einen galt er als ein Sieg, dem anderen als eine Niederlage der Kirche, von besonders bigotten Gemütern wurde er sogar als ein ihr angetaner Schimpf empfunden. Im großen und ganzen aber hatte Gregor allen Grund zu triumphieren. Auf was hatte Friedrich alles verzichten, was von den ihm gebührenden Rechten opfern müssen, lediglich um das Eine, die Lösung vom Bann zu erreichen! Es mochte noch hingehen, daß er allen denjenigen, die für den Papst gefochten, volle Verzeihung angedeihen lassen mußte, obgleich diese Bestimmung auch die gegen ihn wirkenden Geistlichen seines Königreichs und die ihm so feindlich gesinnten Templer und Johanniter in sich schloß, denen er noch außerdem die weggenommenen Güter zurückzuerstatten hatte. Tiefer schnitt es schon in seine Zukunftspläne ein, daß er geloben mußte, niemals den Kirchenstaat in seiner seitherigen

Ausdehnung anzutasten. Vollends aber lief es seinem Streben nach absoluter Herrschaft in Sizilien zuwider, daß er dort Zugeständnisse machen mußte, die auf eine völlige Lostrennung des Klerus vom weltlichen Regiment hinzielten. Zwar auf den geforderten Verzicht der Krone zugunsten der Kurie bei Besetzung hoher geistlicher Stellen ist er nicht eingegangen. Dafür hat er aber jede Einmischung in die Wahlangelegenheiten der Kirchen und Klöster, für die künftig nur die allgemeinen kirchlichen Vorschriften gelten sollten, aufgegeben, und außerdem den Klerikern Befreiung von außerordentlichen Steuern und eigene Gerichtsbarkeit zugesichert. Zweifellos hat er dabei dem Druck der deutschen Fürsten nachgegeben. Denn diese walteten nur deshalb so eifrig ihres Mittleramtes, weil sie um jeden Preis den Wiederausbruch eines Kampfes verhindern wollten, bei dem sie, so weit Reichsitalien in Frage kam, dem Kaiser Heeresfolge hätten leisten müssen; sie versagten ihren Beistand, sobald dessen eigenste Angelegenheiten neue Verwicklungen heraufzubeschwören drohten. Höhere Gesichtspunkte lagen ihrem engherzigen, nur aufs allernächste gerichteten Denken fern.

Friedrich seinerseits mag sich damit getröstet haben, daß diese einem geschlagenen Feind eingeräumten Zugeständnisse vielleicht mit der Zeit eine erhebliche Besserung in den gegenseitigen Beziehungen herbeiführen könnten. Hat er doch damals immer noch an die Möglichkeit eines endgültigen Ausgleichs zwischen Papst- und Kaisertum, ja an ein Zusammenwirken beider in den wichtigsten Machtfragen, die die Menschheit bewegten, geglaubt. Diesem Ziel galt sicher auch sein kurz darnach dem Papst in dessen Vaterstadt Anagni abgestatteter Besuch. Ob eine Einigung zustande kam, ist nicht recht ersichtlich, da niemand als der Deutschordensmeister Hermann von Salza diesen am 1. und 2. September 1230 im Vaterhaus Gregors stattfindenden Unterredungen beiwohnen durfte. Aber der Gesamteindruck,

den beide Parteien davon gewonnen hatten, muß doch ein recht befriedigender gewesen sein. Wenigstens wird von zeitgenössischen Schriftstellern erzählt, der Kaiser, von den Kardinälen und Edlen der Stadt geleitet, sei leuchtenden Auges und mit heiterem Lächeln auf den Lippen zu seinem Gefolge zurückgekehrt, das seiner am Fuß des Hügels harrte, an dessen braunem, schroffem Gestein Anagni gleich einem Adlerneste hängt. Ebenso atmet sein damals allen christlichen Königen entbotenes Sendschreiben eitel Lust und Freude über den Friedensschluß.

Auch Gregor spricht sich in einem gleichzeitigen Brief an die Lombarden, worin er sie zu einem maßvolleren Auftreten dem Kaiser gegenüber ermahnt, in anerkennenden Worten über jene Zusammenkunft aus. Allerdings mochte er sich nicht lange seines Sieges freuen. Es wird ihm kaum verborgen geblieben sein, wie sehr es Anstoß erregte, daß er denselben Gegner, den zu bekämpfen ihm eben noch jedes Mittel recht gewesen, dessen Unglaube und Unsittlichkeit er in den schwärzesten Farben geschildert, nun wegen seiner Demut und kirchlichen Gesinnung bis in den Himmel erhob. Wie stach dagegen des Kaisers zielbewußte und doch so gemäßigte Haltung während der ganzen Dauer des Streits vorteilhaft ab! Es zeigte sich immer deutlicher, wie sehr das Papsttum durch den Frieden von San Germano in moralischer Hinsicht verloren, während die schwindende Größe des Kaisertums dadurch neues Ansehen gewann. Nicht nur im Abendland, sondern auch bei Griechen und Sarazenen ward Friedrichs Name voll Ehrfurcht und Bewunderung genannt. Man drängte sich herzu, den Mann von Angesicht zu sehen, der so rasch das geistige Oberhaupt der katholischen Christenheit bezwungen und der dann im Triumph ein solches Maßhalten gezeigt hatte. Niemand vielleicht hat sprechender dieser allgemeinen Stimmung Ausdruck gegeben, als der arabische Schriftsteller Abu al Fadayl, wenn er bei der Schilderung von Friedrichs Per-

sönlichkeit in die Worte ausbricht: „Seit der Zeit Alexanders gab es in der Christenheit keinen Fürsten wie diesen, nicht allein in Anbetracht seiner Macht, sondern auch wegen der Kühnheit, mit der er gegen den Papst, ihren Kalifen, aufzutreten wagte, ihn bekämpfte und in die Flucht jagte." Von Johann Vatatzes, dem griechisch-katholischen Kaiser von Nicäa, der in der Folge Friedrichs Schwiegersohn wurde, langte sogar eine Gesandtschaft an, dem Papstbezwinger ein Bündnis anzubieten, welches ihm die Aussicht auf die Erlangung der Kaiserkrone von Byzanz eröffnet hätte.

Ob und wie lange das Papsttum diese Steigerung der Machtfülle des Kaisertums auf Kosten der eigenen ertragen würde, war nicht vorauszusehen.

II.

Einer unserer bedeutendsten Historiker der Gegenwart hat Friedrichs Regententätigkeit in zwei Epochen geteilt, über deren erste „verhängnisvoll die Kreuzzugsidee hängt, während die andere den Kampf mit den lombardischen Städten ausfüllt, die sich schließlich zu einer Existenzfrage der staufischen Königsmacht überhaupt herausbildet". Ehe jedoch Friedrich den verhängnisvollen Schritt tat, der ihn und sein Haus dem Verderben entgegenführte, waren ihm nach dem Frieden von San Germano noch Jahre äußeren Glanzes und steigender Herrschermacht beschieden. Er hat sie zunächst auf den inneren Ausbau seines Erbreiches verwandt, das sich eben jetzt nach dem Kriege in heilloser Verwirrung befand.

Alles, was er dort in den zwanziger Jahren für die Einrichtung eines festen Verwaltungssystems getan, war während der Folgezeit in die Brüche gegangen. Aber einem so energischen Willen, wie dem Friedrichs, konnte es nicht schwer fallen, an das einmal Geschaffene wieder anzuknüpfen. Und in der Tat ist binnen weniger Monate des Jahres 1231 unter seiner eigenen Leitung ein Gesetzeswerk entstanden, so bedeutend, daß es auf Jahrhunderte hinaus die Grundlage aller bürgerlichen Ordnung in Sizilien bildete. Mit Staunen gewahrte es die Welt, wie derjenige, der eben erst sein Schwert in die Scheide gesteckt, aus einem Kriegsmann im Handumdrehen zum Gesetzgeber seines Volkes wird; bei keinem Herrscher des Abendlandes war man je einer solchen Vielseitigkeit begegnet. Kein Staat hatte

damals auch nur annähernd etwas Aehnliches wie diese sogenannten „Konstitutionen von Melfi“ aufzuweisen. Friedrich hat dabei allerdings weniger Neues geschaffen, als klug an das schon Vorhandene angeknüpft und diesem feste Gestalt gegeben. So wurde bei der Abfassung das von dem ersten König Siziliens, Roger, stammende Gesetzbuch benutzt, das unter dessen Nachfolgern außer Kraft getreten war. Von ihm hat vor allem Friedrich den streng monarchischen Standpunkt übernommen, der dort allerdings noch auf dem altgermanischen Feudalwesen fußte, während der Kaiser von dem Bestreben ausgeht, ein autokratisch regiertes Staatswesen zu errichten. Möglich, daß ihm nach dieser Richtung hin das Gesetzbuch Kaiser Justinians als Muster vorgeschwebt. Wenigstens laufen hier, wie dort, alle Fäden der Verwaltung in der Hand des einen, des absoluten Herrschers, zusammen, ein System, das man bis dahin im Abendland überhaupt nicht gekannt. Auch die ganze Ordnung der von ihm bis ins Kleinste organisierten Finanzwirtschaft, besonders der Versuch, den Handel mit Getreide, Salz, Eisen, Kupfer usw. als Reservatrecht der Krone vorzubehalten, ist wahrscheinlich ebenfalls im Hinblick auf byzantinische Gesetze, die aus dem achten Jahrhundert stammende Ekloga Kaiser Leos III., des Isauriers, entstanden, wo Handel und Industrie überhaupt Staatsmonopol ist. Ebenso scheint des Kaisers Leo Schöpfung der menschlich schöne Zug entnommen, der uns Friedrichs Werk trotz aller Schwächen so sympathisch macht, das Bestreben, den Bauern aus der drückenden Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern zu befreien — ein Problem, das bekanntlich heute noch in Sizilien seiner Lösung harrt — und ihn zu einem dritten Stand zu erheben. Sonst allerdings blieben die bürgerlichen Verhältnisse durch Friedrichs Konstitutionen ziemlich unberührt; das Hauptaugenmerk war auf die Erzielung neuer Einnahmequellen für den Staatshaushalt und auf die Ausbildung einer Beamtenhierarchie gerichtet, die gleich einem zwangläufig

in einander greifenden, wohlfunktionierenden Räderwerk alle Schichten der Bevölkerung durchdringen und die Durchführung der landesherrlichen Verordnungen überwachen sollte. Mögen aus dieser Neuordnung der Dinge auch für Sizilien später noch so große Schäden entsprungen sein, jedenfalls ist dadurch Friedrich im Augenblick zum reichst dotierten Herrscher des Abendlandes geworden.

Der Papst konnte nur mit Mißbehagen diesem Erstarken des Nachbarn zusehen*. Denn unschwer läßt sich in dem ganzen Gesetzeswerk das Bestreben erkennen, einen bürgerlichen Staat auf Kosten des geistlichen Uebergewichts zu gründen. Wohl gehört vieles von den Konstitutionen, wie sie uns heute vorliegen, einer bedeutend späteren Epoche von Friedrichs Regierungszeit an, da immer weiter an ihrem Ausbau gearbeitet wurde**; aber es hat damals schon zweifellos Bestimmungen enthalten, welche die Geistlichkeit nach vieler Richtung in die Hände des weltlichen Regiments gaben. Wie wäre sonst Gregor dazu gekommen, dem Erzbischof Thomas von Capua, der neben Friedrich als der eigentliche Schöpfer des ganzen Werkes zu gelten hat, Vorwürfe wegen seiner Beteiligung zu machen? Weiter wagte er jedoch damals nicht zu gehen, weil er der Mithilfe des Kaisers bei seinen im Jahre 1231 energisch wieder aufgenommenen Ketzerverfolgungen dringend bedurfte.

* * *

* Welch ein Dorn im Auge ihm die Konstitutionen waren, das hat er übrigens zwei Jahre darnach bewiesen durch die Herausgabe der fünf Bücher der Dekretalen. Es wäre ihm sicher nicht eingefallen, das kanonische Recht bis in alle Einzelheiten so genau festzulegen, wenn er nicht in Friedrichs Kodex einen gefährlichen Vorstoß gegen die Einrichtungen der kirchlichen Verwaltung hätte sehen müssen.

** So ist die Einteilung in Bücher und Titel dem ursprünglichen Werk nicht eigen; auch das Schlußwort, das Peter de Vineïs als Urheber nennt, hat als Zusatz einer viel späteren Zeit zu gelten.

Schon im zweiten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts hatte die von Südfrankreich ausgehende Bewegung der Albigenser gegen die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche festen Fuß in den oberitalienischen Städten gefaßt, äußerte sich aber dort bei dem ungebildeten, abergläubischen Volk in ganz besonderer Weise; es sproßten eine Menge von Sekten empor, die sich zum Teil in den größten Albernheiten und Angriffen gegen den Glauben der katholischen Christenheit gefielen. Als Bevollmächtigter des Honorius ist Gregor schon, solange er Kardinal war, mit Feuer und Schwert gegen sie vorgegangen. Indessen genügte die weltliche Macht, über welche die Kirche verfügte, zu ihrer völligen Niederwerfung nicht; man bedurfte dazu eines stärkeren Armes. Und dieser ward nur zu schnell in der Person Kaiser Friedrichs gefunden. Bereits den bei seiner Krönung erlassenen Gesetzen waren Edikte gegen die Ketzer beigefügt. Im Jahre 1224 wurden sie in verschärfter Weise erneuert, dem verstockten Sünder neben der Verwüstung und Wegnahme seiner Güter der Feuertod angedroht. Aber der Fanatismus beruhigte sich auch dabei noch nicht. Selbst dem reuig in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche Zurückkehrenden dürfe keine Verzeihung werden; in ewiger Kerkernacht solle er begraben sein. Es war im Februar 1231, daß diese unerhörte Bestimmung bei jenem furchtbaren Gericht zur Anwendung kam, das der Papst vor der Kirche S. Maria Maggiore in Rom mit den der Ketzerei angeklagten Laien und Geistlichen vornahm. Daß Friedrich sich damit einverstanden erklärte, indem er ein Jahr darnach dieser unmenschlichen Maßregel des Papstes Gesetzeskraft für Reichsitalien verlieh, wird immer als Makel an seinem Namen haften. Kann sein, daß er, wie er des öfteren betont, wirklich in den Ketzern Rebellen gegen die Obrigkeit sah; in letzter Linie war sein Vorgehen doch nur von höchst egoistischen Beweggründen eingegeben. Durch sein Entgegenkommen glaubte er von seiten der Kurie auf größere Nachgiebigkeit hoffen zu



dürfen, wenn er bei anderen Gelegenheiten um so rücksichtsloser seinen Willen durchzusetzen strebte. Auch mochte er vielleicht glauben, Gregor werde ihn selber zum Vollstrecker der Ketzergesetze bei den Lombarden ernennen. Damit hätte er seinen ganzen Streit mit diesen auf das kirchliche Gebiet hinüberspielen und sie von ihrem bisherigen Bundesgenossen, dem Papst, völlig isolieren können. Aber dieser dachte gar nicht daran, seine Schützlinge ihrem Feinde mit gebundenen Händen zu überliefern. Friedrich mußte sich vielmehr bequemen, ihn bei den immer noch schwebenden Verhandlungen mit den lombardischen Städten als Schiedsrichter anzunehmen. Ebenso wenig war man päpstlicherseits geneigt, den Kaiser in Tuskien, wo infolge der reichsfeindlichen Haltung von Florenz die kaiserliche Regierung in die Klemme geraten war, tatkräftig zu unterstützen. Allerdings hatte Gregor die welfischen Städte Toskanas, Florenz an der Spitze, zum Niederlegen der Waffen ermahnt, aber wohl weniger darum, weil er dem Kaiser einen Dienst erweisen, als weil er die Bundesgemeinschaft von Florenz mit dem antipäpstlichen Lucca nicht länger dulden wollte. Sein Einschreiten nützte aber gar nichts! Selbst der über Florenz verhängte Bannfluch blieb ohne Wirkung; unbeirrt fuhr man dort fort, im Verein mit Lucca das kaiserlich gesinnte Pisa zu bekriegen. So sah sich Friedrich in dem Kampf mit den aufrührerischen Städten auf sich selbst und seine ungenügenden Streitkräfte angewiesen. Noch mehr aber mag er gegen den Papst dadurch verstimmt worden sein, daß er diesem geloben mußte, die noch für das Jahr 1231 in Aussicht genommene Zusammenkunft mit seinem Sohne Heinrich und den deutschen Fürsten zu Ravenna solle nur friedlichen Zwecken dienen. Daß der Papst versprach, er wolle bei den Lombarden seinen ganzen Einfluß aufbieten, damit sie nicht, wie das letztemal bei dem Reichstag zu Cremona, den Deutschen den Eintritt in Italien durch Sperrung der Alpenpässe verwehrten, konnte

doch kein Aequivalent für eine solch unerhörte Zumutung sein! Dennoch ist es damals noch zu keinem Bruch zwischen Papst und Kaiser gekommen. Der Grund lag wohl darin, weil Friedrich eben jetzt zur Regelung seiner eigenen, traurigen Familienverhältnisse der Mithilfe des Papstes bedurfte. Damit sind wir an einer der trübsten Episoden in Friedrichs Dasein angelangt. Dasselbe Schauspiel, welches das Haus der Salier in den letzten Regierungsjahren Heinrichs IV. dargeboten und das die Person dieses Kaisers zu einer so tragischen macht, sollte sich jetzt bei den Hohenstaufen wiederholen: auch hier hob der Sohn die Hand wider den Vater auf!

* * *

Seit Friedrich im Jahre 1220 zur Kaiserkrönung nach Rom gezogen war, hatte er seinen Erstgeborenen, der nur um sechzehn Jahre jünger als er selber war, nicht mehr gesehen. Ebenso wie das Geschick Deutschlands hat er auch dessen Erziehung fremden Händen überlassen. Ein Glück nur, daß beides seit dem Jahre 1221 in den Händen eines Mannes lag, der durch eisernen Willen und unbestechliche Pflichttreue weit über alle anderen deutschen Fürsten jener Zeit hinausragte. Wenn einer geeignet war, ordnend und heilend in die schon damals ziemlich verfahrenen Verhältnisse unseres Vaterlandes einzugreifen, so ist es eben jener vom Kaiser zum Reichsgubernator und Vormund seines Sohnes ernannte Erzbischof Engelbert von Cöln gewesen. Es gehörte eine Persönlichkeit, wie die seinige, dazu, um, ohne Rückhalt bei den deutschen Fürsten zu finden, mit aller Energie gegen die seit Philipps Tagen allerorts wütenden Fehden aufzutreten. Wohl hat auch er sie nicht ganz unterdrücken können, aber sie blieben unter seiner Faust doch wenigstens auf einzelne Gebiete beschränkt; und in den übrigen Landstrecken hatten Bürger und Bauer sich einer lange nicht gekannten, glücklichen Entwicklung zu erfreuen.

Aber wie immer, wenn einer allein das Panier unbestechlicher, unerschütterlicher Rechtlichkeit erhebt, sieht auch er sich bald von zahlreichen Feinden umstellt; ja, es brechen sogar Streitigkeiten in seinem eigenen Erzbistum aus. Was nützt es, daß sich schließlich der sonst so Unerschrockene mit einer Leibwache umgibt; am Ende ist er doch im Jahre 1225 durch die Hand eines Meuchelmörders, und zwar die des eigenen Neffen, gefallen.

Einen Ersatz für ihn zu finden war schwer. Der Reichsgubernator in seiner Doppelstellung als Vormund des jungen Heinrich und als Vertreter kaiserlicher Interessen ruhte nicht auf Rosen. Es entsprach Friedrichs selbstherrlichem Wesen durchaus, daß er, ob er auch die Dinge in Deutschland meist laufen ließ, wie sie wollten, plötzlich, ohne Vorwissen des Gubernators, in Reichsangelegenheiten eingriff, und zwar in einer jenem oft ganz zuwiderlaufenden Weise. Dies mochte noch angehen, so lange es sich um die innere Verwaltung, so um die Erteilung von Schutz- und Freiheitsbriefen, um gerichtliche Entscheidungen handelte, obgleich es das Ansehen der stellvertretenden Regierung gerade nicht hob, wenn sie Beschlüsse, die sie eben erlassen, auf höherem Befehl wieder zurückziehen mußte. Von weittragenderer Bedeutung aber mußte eine solche Zwiespältigkeit in der obersten Leitung bei Verwicklungen mit dem Ausland sein. Schon bei der Abrechnung mit dem Dänenkönig Waldemar II. machte sie ihren lähmenden Einfluß geltend.

Es sei hier nur kurz auf den Gang der Ereignisse hingewiesen, daß Waldemar bei einem Aufenthalt auf der Insel Lyoe bei Fünen am 6. Mai 1223 in die Hände des Grafen Heinrich von Schwerin fiel und daß dieser seinen hohen Gefangenen, den er auf das feste Schloß Dannenberg hatte bringen lassen, dem Reiche für die Summe von 52000 Mark Silber anbot. Aehnliche Verhältnisse, wie einst bei der Gefangennahme des Königs Richard Löwenherz lagen damit vor; wieder konnte man die Freigabe eines Herr-

schers abhängig von wichtigen Zugeständnissen an Deutschland machen, was um so wertvoller war, als sich ja deutsche Provinzen, wie Slavien und Nordalbingien, noch immer in den Händen des Dänenkönigs befanden. Aber Friedrich war weit davon entfernt, die ganze politische Lage mit der gleichen, kalten Ueberlegenheit, wie einst sein Vater bei England, auszunutzen, nicht etwa, weil es ihm an dessen Wagemut gebrach, sondern weil ihm das deutschnationale Fühlen fehlte, das die selbstsüchtige Politik Heinrichs doch lebensvoll und warmherzig durchdrang. Gewiß wünschte er die im Jahre 1214 verlorenen Landstriche auf solch' einfache Weise wiederzugewinnen und ging daher auch mit Freuden auf das Ansuchen des Reichsgubernators ein, ihn bei den Verhandlungen mit dem Grafen Heinrich von Schwerin wegen Auslieferung Waldemars an das Reich zu unterstützen. Infolgedessen war man auch rasch auf dem Hoftag zu Nordhausen am 24. September 1223 zu einer Einigung mit dem Grafen wegen der Höhe der Abfindungssumme gekommen. Aber die endgiltige Zustimmung des Kaisers zu dem abgeschlossenen Vertrag war nicht zu erlangen; vielmehr zeigte sich dieser, wohl in Rücksicht auf die Kurie, mit der er es nicht verderben durfte, und die mit vollem Nachdruck gegen die völkerrechtliche Festnahme ihres Schützlings eintrat, zu Zugeständnissen diesem letzteren gegenüber bereit. Von einer einfachen Losgabe des Gefangenen, wie es der Papst forderte, wollte er allerdings nichts wissen. Aber er hinderte es nicht, daß von nun an bei den Verhandlungen, die der Deutschordensmeister in seinem Auftrag mit dem Gefangenen auf Schloß Dannenberg führte, nicht mehr, wie bisher, als Hauptbedingung für die Freilassung die Auslieferung des Gebiets zwischen Elbe und Nordalbingien, sondern die Höhe des Zuschusses, welchen Waldemar für den damals geplanten Kreuzzug Friedrichs zu leisten hätte, obenan stand. So kam schließlich ein Vergleich zu Wege, der einem Verzicht



auf die strittigen Gebiete von Reichswegen, wenn auch unter Bemäntelungen und Verklausulierungen, gleichkam. Zum Glück sind die Dänen darauf nicht eingegangen. Vier Monate darnach hat das Glück der Waffen zu gunsten Deutschlands entschieden. Immer wird ein Ruhmesblatt in der Geschichte unseres Vaterlandes jener Januartag des Jahres 1225 bleiben, wo bei Mölln Heinrich von Schwerin, vom Kaiser und fast ganz Deutschland in der Stunde der Gefahr im Stich gelassen, mit seinem kleinen Häuflein über die dänische Uebermacht obsiegte und dadurch alle die verlorenen Provinzen dem Reiche zurückgewann. Auch in Livland standen die Deutschen mit Erfolg gegen die Dänen auf. Noch am Ende des Jahres 1225 war diese schwer bedroht gewesene deutsche Kolonie durch eigene Kraft wieder dem Reichsverband einverleibt. Waldemar, der am 21. Dezember 1225 aus der Haft entlassen wurde, suchte mit dem Schwert in der Faust das Verlorene zurückzuerobern, obgleich er feierlich vorher auf die Gebiete von der Eider bis Pommern verzichtet hatte. Aber die Schlacht bei Bornhöved (südlich von Kiel) am 22. Juli 1227 hat dann auch der dänischen Herrschaft südlich der Eider, desgleichen in Livland und Estland ein Ende gemacht.

Eine weitere Stärkung hat hier das Deutschtum wenige Jahre später durch die Niederlassung des deutschen Ordens in den Ostseeprovinzen erfahren. Aus der Gründung eines Marienhospitals zu Accon im Jahre 1190 von Seiten Lübecker und Bremer Kaufleute hervorgegangen, hat dieser „Orden St. Mariens zum Deutschen Haus", unter welchem Namen ihn Papst Coelestin III. im Jahre 1197 als solchen anerkannte, rasch zu ungeahnter Blüte sich emporgeschwungen. Aber erst unter Friedrich II., der in ihm das beste Rüstzeug gegen die ihn anfeindenden Templer und Johanniter erblickte, und den ja auch eine innige Freundschaft mit dem Großmeister des Ordens, Hermann von Salza, verband, erhielt er seine weltgeschichtliche Bedeutung. Noch

heute trifft man in Unteritalien zahlreiche, auf den Deutschorden hinweisende Namen an, die letzten Erinnerungen an die vielen Güter, die ihm der Kaiser besonders im Jahre 1229 verlieh. Aber so ausgedehnt diese Schenkungen auch gewesen sind, an politischer Tragweite stehen sie völlig hinter jenem Dekret zurück, in welchem Friedrich dem Orden nicht nur den Besitz des Kulmerlandes, jene berühmte Schenkung des Herzogs von Masovien aus dem Jahre 1226, bestätigt, sondern ihm auch das Eigentumsrecht an allem Land zuerkennt, welches ihm in der Folge als erobertes Gebiet dort oben zufallen würde. Damit waren dem Orden die Wege geebnet, von denen aus seine ganze segensreiche Wirksamkeit als Kolonisator der Ostseeprovinzen ihren Ausgang nahm.

* * *

Noch mehr als in der dänischen Frage mußte das Ansehen der stellvertretenden Regierung in Deutschland leiden durch das unerwartete, ihre Maßregeln geradewegs durchkreuzende Eingreifen des Kaisers bei dem in den zwanziger Jahren drohenden Ausbruch eines Krieges zwischen England und Frankreich. Es mag ja immer die Haltung, welche Engelbert dabei einnahm, und die ihn verleitete, eigenmächtig Verhandlungen wegen eines etwaigen Bündnisses mit England anzuknüpfen, lediglich durch die Handelsinteressen seines Cölner Territoriums bestimmt worden sein, die dringend einen Anschluß an das Inselreich verlangten. Aber richtig war es doch nicht, daß der Kaiser, ohne jenem Kenntnis davon zu geben, zur selben Zeit, am 20. November 1223, in Catania ein Bündnis mit Frankreich abschloß. Es wirft übrigens ein Licht auf die durchaus selbständige Stellung des Reichsgubernators, daß dieser die nachträglich eingeholte Zustimmung zu dem Vertrag verweigerte. Aerger über die Durchkreuzung seiner Pläne aber lag dem großdenkenden Mann dabei fern. Sein politischer Scharfblick

hatte in der steigenden Macht des westlichen Nachbarn eine wachsende Gefahr für das eigene Vaterland erkannt. Dieser durch die Unterstützung Englands von seiten des Reiches zu begegnen, schien ein Gebot der Klugheit zu sein. Und leider, wie sehr gaben ihm die späteren Ereignisse recht! Man vergegenwärtige sich nur, wie rücksichtslos schon im Jahre 1226 Ludwig VIII. die zum arelatischen Reiche gehörige Grafschaft Toulouse, also deutschen Besitz, seinem Lande einverleibte, wie dann die Zerstückelung des Arelats infolge weiterer Uebergriffe der französischen Könige immer größere Fortschritte machte, bis es schließlich ganz an Frankreich fiel. Schon Friedrich II. mußte es erleben, daß Karl von Anjou, der spätere Vernichter seines Hauses, den kaiserlichen Statthalter aus Arles verjagte und sich selbst an dessen Statt vom dortigen Bischof als Landesherrn huldigen ließ. Der Gegenkönig Friedrichs und dann seines Sohnes Konrad IV., Graf Wilhelm von Holland, hat schließlich nichts besseres zu tun gewußt, als gegen die Summe von zehntausend Mark die letzten Ansprüche Deutschlands an das Arelat dem Herzog von Burgund zu veräußern.

Der Weisung des Kaisers, sich in Begleitung König Heinrichs nach Vaucouleurs zu begeben, um dort mit Ludwig VIII. sowohl die Stellung Deutschlands zu Frankreich als auch die von Friedrich in Aussicht genommene Heirat seines Sohnes mit einer französischen Prinzeß zu besprechen, ist dagegen Engelbert ohne Zögern nachgekommen. Aber es gelang nicht, ihn von dem Werte des einen, wie des anderen Projektes zu überzeugen, obgleich der französische König alle Minen der Beredsamkeit springen ließ, weil ja erst durch die Zustimmung des Gubernators jener wichtigste Punkt des Vertrags von Catania Geltung erhielt, worin der Kaiser sich verpflichtet hatte, beim Ausbruch eines französisch-englischen Kriegs sich nicht nur für seine Person jeglicher Bundesgenossenschaft mit dem englischen

Königshaus zu enthalten, sondern auch eine solche Annäherung den deutschen Reichsangehörigen zu verbieten. Engelbert hat im Gegenteil seine gegen Frankreich gerichtete Politik fortgesetzt, und eine Verbindung des deutschen Kaisersohnes mit der Schwester des englischen Königs Heinrich III., Isabella, ins Auge gefaßt, um ihn für immer dem französischen Einfluß zu entfremden. Der Kaiser hat sonderbarerweise diesem eigenwilligen Treiben seines Vertreters ruhig zugesehen; ja, es scheint fast, als habe Engelbert nicht ohne Glück es versucht, ihn zu Gunsten Englands umzustimmen. Erst als sich im Sommer 1225 die deutschen Fürsten sowohl gegen die Ehe mit einer auswärtigen Fürstentochter als gegen ein deutsch-englisches Bündnis erklärten, und Herzog Leopold VI. von Oesterreich bei ihm zu San Germano erschien, um seine Einwilligung zur Heirat des Kaisersohnes mit Agnes, der Tochter Otakars I. von Böhmen, zu erlangen, hat er in völlig überraschender Weise Stellung zu der ganzen Frage genommen. Weder Isabella noch Agnes, sondern Herzog Leopolds Tochter Margarethe wurde von ihm zur Gemahlin des Sohnes erkoren. Der Gubernator, der Margarethe dem englischen König als Gattin zugedacht, sah dadurch seine Pläne durchkreuzt, an denen er mit unbegreiflicher Zähigkeit noch festhielt, als das Spiel für ihn längst verloren war. Doch hat dadurch weder sein Wirken zum Heile des Vaterlands, noch seine väterliche Gesinnung dem jungen König gegenüber irgendwelche Trübung erfahren. Ohne ein Wort des Unmuts hat er sich der kaiserlichen Entscheidung gefügt, und, ehe er vom Hof zu Frankfurt schied (Oktober 1225), sein Erscheinen bei dem im November zu Nürnberg stattfindenden Beilager des jungen Paares als sicher in Aussicht gestellt.* Statt dessen aber breiteten dort seine Dienstmannen die blutigen Kleider des

* Allerdings wird von einer Quelle berichtet, daß der Kaiser dem Erzbischof seiner Würde als Reichsverweser enthoben und auf Herzog Leopold von Oesterreich übertragen habe.

meuchlings Erschlagenen racheheischend vor den Neuvermählten aus. Was half es, daß, wenn auch erst nach Jahresfrist, die grausamste Vergeltung dem landflüchtigen Mörder wurde, der aufs Rad geflochten unter furchtbaren Qualen seinen Geist aushauchte; Engelberts starker Arm war und blieb dem Reiche verloren. Allerorts loderten sofort die durch ihn mühsam erstickten Fehden wieder auf.

Besonders war den Fürsten ein Dorn im Auge die immer mehr anwachsende Macht der Reichsstädte, die unter Engelberts weiser Führung eine weitgehende Selbständigkeit innerhalb ihrer Mauern und einen starken Einfluß auf das umgebende Land erlangt hatten. Der neue Gubernator, Herzog Ludwig I. von Bayern, der Kelheimer, den Friedrich übrigens erst nach Jahresfrist (auf dem Reichstag zu Cremona) ernannte, besaß weder politische Einsicht, noch Selbstverleugnung genug, die Städte, diese Vorkämpfer einer neuen, glänzenden Entwicklungsperiode unseres Vaterlandes, tatkräftig gegen die Uebergriffe der Fürsten zu schützen. Im Gegenteil, ganz im Sinne der letzteren, wurden schon auf dem ersten, von ihm abgehaltenen Hoftag zu Würzburg im November 1226 einzelnen Städten, so Oppenheim, die Privilegien wieder entzogen, die ihnen erst kurz vorher der Kaiser verliehen. Noch schlimmer als den Reichsstädten erging es den bischöflichen Städten, die sich, wie Cöln oder Cambrai, gegen die Tyrannei ihres Oberhirten aufgelehnt hatten; sie wurden ganz in deren Hand zurückgegeben. Damit nicht genug, ward auch der Bund, den vor nicht langer Zeit sämtliche Städte des Mittelrheins zur Abwehr eines gemeinsamen Feindes geschlossen, als gesetzwidrig aufgelöst, und den Städten für immer die Vereinigung unter einander zu politischen Zwecken untersagt.

In diesem Vorgehen des Gubernators liegt schon der Konfliktstoff verborgen, der ihn immer mehr von seinem jungen Herrn, dem König Heinrich, trennte. Denn dieser hat bereits damals aus seinen Sympathien für die Städte

kein Hehl gemacht. Zum Bruch zwischen beiden ist es indes erst zwei Jahre darnach, an Weihnachten 1228, gekommen. Man sagt, der König habe sich von der zweideutigen Haltung seines fürstlichen Ratgebers der Kurie gegenüber überzeugt. Ob Ludwig wirklich dazumal schon den Abfall vom staufischen Haus plante, den er öffentlich erst im Jahre 1229 durch seinen Uebertritt zur päpstlichen Sache ausgeführt, bleibe dahingestellt. Es ist ebensogut möglich, daß der Gang der Dinge umgekehrt verlief, und daß Ludwig erst aus Empörung über die rücksichtslose Art, mit dem man ihm sein Amt entriß, den Verrat ausgeübt. Nach der Unterwerfung des Herzogs, die Heinrich im raschen Eroberungszug durch Bayern (Juli 1229) gelang, fand dann allerdings zu Nürnberg im Juni 1230 eine Aussöhnung zwischen beiden statt; ein Anteil an der Regierung aber wurde dem Bayernherzog nicht mehr eingeräumt. Vielleicht hat man deshalb auch in breiten Schichten der Bevölkerung nicht an die Aufrichtigkeit jener Versöhnung geglaubt; denn als am 15. September 1231 Herzog Ludwig auf der Donaubrücke zu Kelheim durch die Hand eines Unbekannten fiel, den des Herzogs Begleiter sofort in der ersten Wut niederstießen, wurde laut der Kaiser oder sein Sohn der Urheberschaft an dem Meuchelmord bezichtigt. Wohl hat der Sohn des Getöteten, Pfalzgraf Otto, nach einer persönlichen Rücksprache mit Friedrich im Jahre 1235 sich von der Haltlosigkeit eines solchen Verdachts überzeugt und dem auch öffentlich Ausdruck gegeben. Trotzdem wollte das Gerücht nicht zum Schweigen kommen; ja, auf dem Konzil zu Lyon hat es Innocenz IV. in seiner blinden Rachsucht sogar dazu benutzt, um den Gegner, auf dessen Untergang er abzielte, als einen gottlosen Frevler hinzustellen, dem nicht einmal das Leben der ihm Nächststehenden heilig sei und der darum als unwürdig erfunden werden müsse, fürderhin der Welt vornehmste Krone zu tragen.

Es war kein glücklich gewählter Augenblick, in welchem Heinrich, nur auf die Reichsdienstmannen, die Ministerialen und kleineren Herren in Schwaben gestützt, sich entschlossen hatte, Deutschlands Regierung in die eigene Hand zu nehmen. Suchte doch gerade damals der Kardinallegat Otto von St. Nikolaus, welchem Heinrich den Aufenthalt in Deutschland verboten hatte, von der französischen Grenze aus die deutschen Fürsten zur Wahl eines Gegenkönigs zu bestimmen. Noch aber saß zum Glück im Volk die Anhänglichkeit an das staufische Herrscherhaus zu tief, als daß er sich hätte großer Erfolge rühmen können. Auch war ja gerade jetzt der Kaiser mit einem Schlage eine der populärsten Persönlichkeiten geworden, nachdem er von seiner Palästinafahrt als Befreier Jerusalems zurückgekehrt. Als daher der Legat im Sommer des Jahres 1230 in der Eigenschaft eines „Kirchenvisitators" sich den Weg nach Deutschland bahnte und dort seine Maulwurfsarbeit begann, stieß er im Volke überall auf Widerstand. Nur die weltlichen Fürsten nahmen ihm gegenüber eine für sie wenig ehrenvolle, abwartende Stellung ein, wurden schließlich aber ebenfalls in das gegnerische Lager getrieben, als der Legat in seiner „reformatorischen Tätigkeit" die Rechte der geistlichen Fürsten und Herren einzuschränken suchte. Der junge König hatte daher alle Fürsten hinter sich, als er auf dem von dem Kardinallegaten Otto angesetzten Provinzialkonzil zu Würzburg (Mitte Februar 1231) sich gegen die geplante Vergewaltigung der Geistlichkeit auflehnte. Infolgedessen wurden die Verhandlungen abgebrochen. Der Legat reiste wenige Wochen darnach wutschnaubend ob des Mißlingens seiner Pläne nach Rom zurück. Dort hat man Heinrich diesen Triumph nie vergeben.

Mit dem Verschwinden des gemeinsamen Widersachers war leider schnell die kaum erzielte Einigkeit der Fürsten und der königlichen Regierung dahin. Die Spannung, welche

zwischen ihnen, seit dem kurz vorher abgehaltenen Hoftag zu Worms (19. Januar 1231) herrschte, war zu groß. Heinrich, der in den Städten seine natürlichen Verbündeten gegen die wachsende Uebermacht der ihn immer mehr in den Hintergrund drängenden Fürsten sah, hatte jenen allerlei Freiheiten zugebilligt und nach Kräften die Entstehung eines neuen Städtebundes, der sogenannten „Eidgenossenschaft" unterstützt. Zu Worms hatten ihn dann die Fürsten gezwungen, nicht nur alle den Städten gewährleisteten Privilegien zurückzuziehen, sondern auch ihren Zusammenschluß ohne Erlaubnis des jeweiligen Landesherrn zu verbieten. Auf dem ebenfalls zu Worms abgehaltenen Reichstage (29. April bis 1. Mai 1231) werden ihm dann noch weitere Zugeständnisse abgezwungen, die ein völliges Aufgeben der bisherigen städtefreundlichen Politik zu Gunsten der fürstlichen Alleinherrschaft bedeuteten. Jegliches Selbständigkeitsgelüst der Städte wurde energisch im Keime erstickt, indem man ihnen alles Anrecht auf Selbstverwaltung nahm — selbst die Innungen der Handwerker wurden untersagt — und ihr Wachstum dadurch zu unterbinden suchte, daß man den Zuzug der Landbevölkerung nach den Städten verbot.

Noch tiefer in den Lebensnerv des Reiches einschneidende Wunden aber wurden dem Königtum auf dem Reichstag dadurch geschlagen, daß den Fürsten eine völlig selbständige Stellung eingeräumt wurde. Ihnen sollte von nun an das freie Verfügungsrecht über ihr Gebiet zustehen. Die königliche Regierung hatte sich künftig jeglichen Einflusses auf dessen Verwaltung, auf das Gerichtswesen, der Oberaufsicht über den öffentlichen Verkehr und die Befestigungen zu enthalten; ja sie mußte versprechen, überhaupt keine neuen Städte und Burgen „zum Nachteile der Fürsten" zu errichten. Damit war tatsächlich das von den Ottonen neu geschaffene Reich Karls des Großen aus allen Fugen gegangen, und Deutschland in eine Menge selb-

ständiger, kleinerer Gebiete geteilt. Während Frankreich durch eine entgegengesetzte Politik immer mehr erstarkte, wurde das einst so mächtige Reich dadurch der Zerrissenheit, Ohnmacht und schließlichen Auflösung mit unfehlbarer Sicherheit entgegengeführt. Ein weiteres, großes Zugeständnis, dessen Tragweite er vielleicht gar nicht erkannte, machte Heinrich den weltlichen Fürsten des Reiches — bei den geistlichen war es schon in dem bereits genannten Fürstenprivileg 1220 geschehen — damit, daß er sich des Zoll- und Münzrechtes entäußerte. Denn dadurch ward dem Reich eine seiner wenigen Einnahmequellen, die ihm noch geblieben waren, geraubt, ein Verlust, der sicher neben dem Aufkommen der Fürstenmacht das Seine zum völligen Rückgang der kaiserlichen Obergewalt in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beigetragen hat. Daß die Loslösung der einzelnen reichsfürstlichen Gebiete aus dem engeren Reichsverband unter der einschränkenden Bedingung erfolgte, künftig den höheren Ständen bei Einführung neuer Steuern oder bei Gerichtssachen eine beratende Stimme einzuräumen, war wohl für die Länder selbst, wie auch für die Entwicklung der deutschen Verfassungsgeschichte von Bedeutung, dem deutschen Königtum in seinem schwer geschädigten Ansehen war damit kaum gedient. Wenn es hinfort seinen Willen den Fürsten gegenüber geltend machen wollte, war es nur noch auf die eigene Hausmacht und die Unterstützung der Reichsstädte angewiesen, die der Krone als unmittelbare Vasallen unterstanden.

Man kann daher wohl verstehen, daß Friedrich seine Einwilligung zu den Wormser Beschlüssen nur zögernd, erst ein Jahr darnach auf dem Hoftage zu Aquileja, mit einigen Einschränkungen gegeben hat. Er konnte dem Sohn die verhängnisvolle Wendung der Dinge um so weniger verzeihen, als dieser die Schuld daran zum großen Teil selber hatte. Sein herrisches Auftreten, die Zurücksetzung

seiner fürstlichen Standesgenossen gegenüber den Dienstmannen, die absichtlich zur Schau getragene Verbindung mit den Städten, hatte ihm längst die gesamten Fürsten entfremdet. Besonders war man empört, als dieser Knabe sich Eingriffe in die landesherrlichen Hoheitsrechte erlaubte, indem er bei dem Streit des Lütticher Bischofs mit seinen Untertanen die letzteren offen unterstützte. Der Kaiser, der wußte, wie empfindlich man nach dieser Richtung hin in Deutschland war, hatte sich von jeher gehütet, in die inneren Angelegenheiten der Fürsten sich einzumischen. Und nun war es von Seiten des Sohnes in recht ungeschickter Weise und zu einem recht unglücklich gewählten Zeitpunkt geschehen!

Dazu kam, daß Heinrich immer ungeduldiger auf eine Scheidung von Margarethe, der ihm vom Vater angetrauten Gattin, hindrängte, obgleich gerade diese Verbindung eine Erweiterung der zusammengeschmolzenen schwäbischen Hausmacht in Aussicht stellte. Schloß sie doch bei der kinderlosen Ehe des einzigen Bruders der Margarethe, Herzog Friedrichs des Streitbaren, die Anwartschaft auf den Besitz des reichen österreichischen Landes in sich, was jetzt, wo der Kaiser nichts weiter als der primus inter pares gegenüber den Fürsten war, von der größten Wichtigkeit für die Behauptung der Führerschaft des staufischen Hauses in Deutschland sein mußte. Wenn es auch in der Folge den Vorstellungen des kaiserlichen Sendboten, des Friedrich treu ergebenen Abtes von St. Gallen, Konrads von Bußnang, gelang, Heinrich von seinem Vorhaben abzubringen, so war doch eine tiefe Mißstimmung gegen den Sohn in des Vaters Seele zurückgeblieben. Sie wurde genährt dadurch, daß immer lautere Klagen über dessen Mißregierung, die zunehmende Unsicherheit im Herzogtum Schwaben, über das ausschweifende Leben Heinrichs und vor allem über dessen dem Vater geradezu entgegenarbeitende Politik laut wurden. Ob Friedrich damals schon die Ab-

sichten des Sohnes durchschaute, die ihn zur Auflehnung gegen den eigenen Vater hintrieben? Jedenfalls aber war er von tiefem Mißtrauen gegen ihn erfüllt; und dies Mißtrauen war die Veranlassung, daß er den Austrag seines Streites mit den Lombarden, den er schon ins Auge gefaßt hatte, auf günstigere Zeiten verschob, und des Papstes unerhörten Zumutungen für den auf den 1. November 1231 nach Ravenna berufenen Reichstag (S. 106) nachgab, weil er, wenn es wirklich zum Bruch mit Heinrich kam, die Unterstützung des heiligen Vaters nicht gut entbehren konnte.

Tatsächlich wurden auf das Geheiß des Kaisers in Deutschland gar keine kriegerischen Vorkehrungen für die Fahrt nach Italien getroffen. Er selbst ging seinem Versprechen gemäß nur mit geringem Gefolge nach Ravenna. Trotzdem war man in der Lombardei fest entschlossen, auch diese friedliche Zusammenkunft nach besten Kräften zu erschweren. Es war schon ein schlimmes Zeichen, daß bei dem Gerücht von der Ankunft des Kaisers in Oberitalien der lombardische Bund, den eben noch tiefgehende Spaltungen durchzogen, von neuem sich zusammenschloß. Es wird ihn daher kaum die Nachricht unerwartet getroffen haben, daß die Lombarden wieder, wie in den Jahren 1226 und 1228, die Alpenpässe gesperrt. Aber wie hätte er ohne Heer, auf die wohlwollende Haltung des Papstes angewiesen, es wagen können, gegen die Aufständigen mit Gewaltmaßregeln vorzugehen? Wieder hat er sich, wie einst nach dem Reichstage zu Cremona, mit der Verhängung der Reichsacht und mit der Uebertragung des Schiedsrichteramtes an den Papst begnügt, obgleich er sich von dem letzteren kaum Gutes versprechen konnte, nachdem eine ihm so wenig wohlgesinnte Persönlichkeit, wie der uns schon bekannte Legat Otto von St. Nikolaus, und der Bischof von Palestrina, Jakob Pecoraria, der ein eifriger Verfechter der lombardenfreundlichen Politik am päpstlichen Hofe war, die Verhandlungen führen sollten. Als aber diese beiden

Kardinäle, der Würde der kaiserlichen Majestät ins Gesicht schlagend, nach Uebernahme ihres Mittleramtes anstatt zu ihm, sich zuerst nach Bologna zu den Bundeshäuptern begaben, um deren Meinungen zu hören, riß ihm die Geduld. Mag sein, daß er außerdem von befreundeter Seite einen Wink bekam, wie tief sich die Kardinäle schon mit dem Feinde eingelassen — sollte doch König Heinrich nach den in Bologna getroffenen Abmachungen der Durchzug durch Oberitalien nur mit hundert Reitern gestattet sein — Tatsache ist, daß er bei der Nachricht von ihrer baldigen Ankunft in Ravenna Knall und Fall mit seinem Gefolge die Stadt verließ, ohne sich irgend jemandem gegenüber über Ziel und Zweck dieser rätselhaften Reise zu äußern.

Zu aller Ueberraschung tauchte er einige Tage darnach in Venedig auf. Hoch zu Roß zieht er unter dem Jubel der Venezianer neben ihrem Oberhaupt, Jakob Tiepolo, in den Dogenpalast als Gast der Republik ein. Kopfschüttelnd sahen Freund und Feind diesem neuen Anknüpfungsversuch des Kaisers zu, wußte man doch, wie wenig die Lagunenstadt bisher mit ihm sympathisiert hatte. Was mochte den Herrscher, den doch sonst ein bis ins Unnatürliche gesteigerter Stolz auf seine alles überragende Stellung in der Welt erfüllte, dazu bringen, den engherzigen, nur ihr eigenes Interesse verfolgenden Venezianern eine Freundschaft aufzudrängen, die ganz und gar nicht nach deren Sinn war? Man kann sich diese Handlungsweise bei einem Mann, der nichts ohne reifliche Ueberlegung tat, nur dadurch erklären, daß er den Deutschen einen Weg nach Italien durch das Friaul bahnen wollte, weil dieser in seinem letzten Teile durch venezianisches Gebiet führt. Denn dadurch war mit einem Schlage die Sperrung der Alpenpässe durch die Lombarden hinfällig geworden. Außerdem wird für die Annäherung auch das Bestreben maßgebend gewesen sein, sich bei der wachsenden Entfremdung Genuas ihrer großen

Nebenbuhlerin zu versichern, um die verlorene Stütze bei überseeischen Unternehmungen, besonders in Syrien, zu gewinnen, und zugleich dem Handel Siziliens ein neues Absatzgebiet zu schaffen. Nur möchte man wünschen, es sei der ganze Schritt von Seiten Friedrichs in würdigerer Weise und nicht so impulsiv, mit dem Einsetzen der vollen, eigenen Persönlichkeit geschehen. Hoffte er vielleicht, dies letztere sowie die ausgesuchten Artigkeiten, welche er den Venezianern während jenes kurzen Aufenthaltes erwies, würden imstande sein bestimmend auf die Politik des selbstsüchtigen Krämervolkes einzuwirken? Wie sehr hat er sich dann getäuscht! Die Venezianer nahmen den Handelsvertrag, den ihnen Friedrich aufdrängte, gerne an, weil er ihnen wesentliche Vorteile in Bezug auf Aus- und Einfuhr in Sizilien bot. So ward ihnen dort unter anderem volle Handelsfreiheit zugebilligt, während der Sizilianer nur die Erzeugnisse seines eigenen Landes auf den Markt von Venedig bringen durfte. Aber im übrigen hielten sie durchaus an ihrem bisherigen Standpunkt fest; ja, die gegenseitigen politischen Beziehungen haben sich im Gegenteil durch dies allzu energische Eingreifen des Kaisers wesentlich verschlechtert.

Dieser Fall, durch persönliches Entgegenkommen und bestrickende Liebenswürdigkeit den Gang der Ereignisse zu seinen Gunsten lenken zu wollen, steht bei Friedrich übrigens nicht vereinzelt da. Schon der aller Welt unerwartete Besuch bei Gregor in Anagni war ohne Zweifel dieser Ansicht entsprungen. Noch deutlicher tritt dies in dem Verhalten gegen Friedrich den Streitbaren, den Schwager seines Sohnes Heinrich, ein halbes Jahr nach dem Besuch in Venedig vor. Dieser hatte, obgleich er nun schon seit zwei Jahren über Oesterreich herrschte, weder um die Belehnung durch den Kaiser nachgesucht, noch sich zu irgendeinem der ausgeschriebenen Hoftage begeben. Möglich, daß die Sorge, man könne die Mitgift seiner Schwester

Margarethe, die er noch immer dem Schwager vorenthielt, von ihm fordern, Anlaß zu diesem störrigen Benehmen gab. Denn der Herzog war ein ebenso gewalttätiger wie geiziger Herr, der sich nicht scheute, der eigenen Mutter Theodora ihre Güter wegzunehmen. Nach schlimmer hat er seinem anderen Schwager, dem Markgrafen von Meißen, mitgespielt, an dessen Bett er mit gezücktem Schwert in der Hochzeitsnacht erschien, um die schwesterliche Mitgift auf diesem etwas ungewöhnlichen Weg wieder zu erlangen. Vielleicht aber hat er damals wirklich die Summe von 8000 Mark, die Margarethen laut dem väterlichen Testament noch gehörten, nicht aufbringen können, da er infolge seines wilden Naturells seit seinem Regierungsantritt in unaufhörliche Kämpfe mit seinen Untertanen und seinen Nachbarn verwickelt war.

Man vernimmt es daher nicht ohne Unbehagen, wie weit der Kaiser diesem rücksichtslosen Raufbold entgegenkam. Ganz seinem bisherigen Verhalten entsprechend war der Herzog unter leeren Vorwänden auch dem von Ravenna nach Aquileja verlegten Hoftag (Mai 1232) ferne geblieben. Daraufhin hat sich der Kaiser mit einem Teil der Fürsten selbst auf das österreichische Gebiet, nach Pordenone, begeben und den Herzog „als Landesherrn“ um sein Erscheinen ersucht. Dieser aber läßt ruhig einige Tage verstreichen, ehe er endlich widerwillig dem Rufe folgt. Trotzdem wird er mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfangen; die kostbarsten Geschenke werden ihm dargebracht. Und damit nicht genug, erklärt sich Friedrich sogar bereit, aus seiner Schatulle die noch fehlende Summe an der Mitgift Margarethens auszuzahlen, damit „der Streit des Herzogs mit seinem Sohne“ für immer aus der Welt geschafft sei. Es ist ja sicher, daß der Kaiser diese alles Maß überschreitende Selbstverleugnung einem Vasallen gegenüber aus triftigen Gründen geübt. Wahrscheinlich hat er in ihm einen Rückhalt gegen etwaige neue Quertreibereien des Sohnes finden

wollen. Wie aber sah er sich dann in seinen Erwartungen getäuscht! Die Aussöhnung des Oesterreichers mit Heinrich hat ja wohl, nachdem die Mitgiftangelegenheit nicht mehr trennend zwischen ihnen stand, stattgefunden; aber sie zog zugleich dessen Hinüberschwenken in Heinrichs Lager nach sich. Denn inzwischen war das, was lange unheilschwanger in der Luft geschwebt, zur Wirklichkeit geworden: der Sohn hatte sich gegen das väterliche Regiment empört!

* * *

Als Friedrich sich damals so eilfertig aus Ravenna entfernte, hatte er nicht die Absicht, dorthin zurückzukehren. Vielmehr wurden die deutschen Fürsten, die trotz der Sperrung der Alpenpässe vereinzelt über das Friaul zu ihm gekommen waren, und mit denen er den ganzen Winter hindurch über Reichsangelegenheiten verhandelte, für den März 1232 nach Aquileja beschieden. Anlaß zu dieser Verlegung hat nicht die Starrköpfigkeit der Lombarden, sondern Heinrich gegeben, der sein Nichterscheinen in Ravenna damit begründet hatte, daß es ihm nicht möglich gewesen sein würde, über die besetzten Alpenpässe nach Italien vorzudringen. Nun, da die Versammlung an einem von Oesterreich her leicht zugänglichen Ort tagte, fiel dieser Vorwand weg. Es mußte sich somit herausstellen, ob Heinrich wirklich alles Ernstes gesonnen sei, den abschüssigen Pfad der Widersetzlichkeit gegen den Vater und der Eingriffe in die Rechte der Fürsten weiter zu wandeln. Denn streift es nicht schon an offene Empörung, wenn er neuerdings, als hätte er nie ein Wormser Fürstenprivileg unterzeichnet, mit den aufrührerischen Bischofsstädten Beziehungen anknüpft, ja die Wormser geradezu gegen ihren Bischof unterstützt und ihnen sogar in einem Erlaß vom 13. März 1232 die Wahl eines Stadtrates nach eigenem Gutdünken gestattet?

Noch mochte der Kaiser hoffen, den Sohn durch persön-

liche Vorstellungen auf den rechten Weg zurückzubringen. Heinrich hat sich nur zögernd, und wie es scheint, erst auf die Mahnungen des Hofkanzlers, Bischofs Sigfrid von Regensburg, hin, der ihm das Tollkühne, Gefährliche seines Beginnens vorhielt, entschlossen, die Reise nach Aquileja anzutreten. Zum Osterfest trifft er in Friaul ein. Dort wird ihm bedeutet, daß er sich nach Cividale zu begeben habe, um die Entscheidung des Kaisers und der Fürsten, die sich zahlreicher als seit langem um ihr Oberhaupt in Aquileja geschart, abzuwarten. Sie fiel hart genug für den eigenwilligen, ehrgeizigen, herrschsüchtigen Jüngling aus. Unbedingte Unterordnung unter den Willen des Vaters, der Verzicht auf seine städtefreundliche Politik, die weitgehendste Rücksichtnahme auf die Wünsche der Fürsten wurden ihm zur Pflicht gemacht. Widerstrebe er dem, so sollten diese letzteren ihres Treueids gegen ihn entbunden sein. Hat der Kaiser wirklich geglaubt, mit einer solch' drakonischen Maßregel dem selbstherrlichen Streben Heinrichs erfolgreich zu begegnen? Verhehlen konnte er sich doch nicht, daß er damit die Vasallen zu Aufpassern des jungen Königs machte, ein Zustand, der auf die Dauer für letzteren unerträglich werden mußte? Ihm lag bei seinen hochfliegenden Plänen nur daran, die Fürsten, die Heinrich durch sein eigenmächtiges Vorgehen gegen sich aufgebracht, wieder zufrieden zu stellen. Er hat auch später in seinem großen Manifest vom 28. Januar 1235 als Grund, der ihn veranlaßte, mit solcher Strenge gegen den Sohn aufzutreten, dessen herausforderndes, unerhörtes Benehmen den Fürsten gegenüber bezeichnet. Und er hatte seine guten Gründe dazu. Sah er doch im Geiste den Zeitpunkt nahen, wo er ihrer Beihilfe zur Niederwerfung der Lombarden und weiter der Wiedererrichtung einer Weltmonarchie im Sinne seines Vaters dringend bedurfte. Ehe er zum entscheidenden Schlag ausholte, sollten sie durch Bande der Dankbarkeit unverbrüchlich, wie er hoffte, an sein Haus gefesselt werden.



Deshalb erhielt jetzt auch das dem Sohn abgenötigte Wormser Privileg, allerdings mit einzelnen Einschränkungen, seine Bestätigung (S. 118).

Heinrich hat sich scheinbar völlig dem Gebote des Vaters gefügt und unbedingten Gehorsam gelobt. Was hätte er auch anderes machen sollen? Sobald er jedoch Cividale in Rücken hatte, lenkte er in das alte Fahrwasser wieder ein. Zwar den Wormsern hat er nicht mehr helfen können, nachdem der Kaiser zu Aquileja mit vollem Nachdruck gegen die „aufrührerische Stadt" eingeschritten. Dafür nimmt er um so wärmer für die Metzer Partei, die kurz darauf einen Aufstand gegen ihren Bischof anzetteln. Ja, um ihretwillen hat er sich sogar an den französischen König gewandt, damit dieser laut einer Bestimmung des schon früher erwähnten, zwischen Frankreich und Deutschland bestehenden Vertrags keine Einmischung seiner Großen zu Gunsten des Bischofs zulasse. In Ludwig IX. mochte er einen Gesinnungsgenossen seiner städtefreundlichen Politik sehen, da sich der französische Staat seit Philipp August auf dem freien Bürgertum aufbaute. Aber welch' ein tiefgreifender Unterschied zwischen der zielbewußten Hand, mit der Philipp August sein unter der Uebermacht unbotmäßiger Vasallen seufzendes Land zu einer Monarchie auf bürgerlicher Grundlage umschuf, und dem unsicheren Tasten des nach Unabhängigkeit lechzenden Jünglings, dessen Handlungsweise nicht dem überlegenden Verstand, sondern der Herrschsucht und der Leidenschaft entsprang! Man hüte sich daher wohl, Heinrich die Strahlenkrone des Märtyrers einer Idee aufzusetzen. Daß der Kaiser im letzten Jahrzehnt seiner Regierung, von den Fürsten im Stich gelassen, in des Sohnes städtefreundliche Politik einlenkte, ist kein Beweis für dessen staatsmännischen Scharfblick. Nur aus Haß gegen die Fürsten hat Heinrich den Anschluß an die Städte gesucht. Wie wäre denn auch der lockere, launenhafte, leicht zu beeinflussende Jüngling, der ein Spiel-

ball aller Mißvergnügten und Neuerungslustigen war, die Persönlichkeit gewesen, um die schneidenden Gegensätze zwischen Fürsten und Städten auszugleichen oder gar ein Bürgerkönigtum im Sinne des französischen Nachbarn zu schaffen? War er doch nicht einmal im stande, den in Deutschland allerorts wütenden Fehden Einhalt zu tun. Im Gegenteil, er trägt noch zu deren Vermehrung bei, indem er im Sommer 1233 das Land Herzog Ottos II. von Bayern aus Rache, weil dieser seinen hochverräterischen Plänen gegen den Vater nicht Gehör schenken will, mit Krieg überzieht. Nur eine Wohltat hat er unserem Vaterland erwiesen. Seinem Eingreifen auf dem Hoftag zu Frankfurt im Februar 1234 ist es in erster Linie zu danken, daß die Inquisition für immer aus Deutschland verschwand.

Diese furchtbare Schöpfung des kirchlichen Fanatismus hatte ja überhaupt nur zögernd, als man schon längst in anderen Ländern Ketzer verbrannte, Eingang bei uns gefunden. Noch im Jahre 1215 stehen, obgleich Kaiser Otto IV. schon 1210 ein Ketzeredikt erlassen, Verurteilungen von Ketzern vereinzelt da. Erst seit 1232 setzt ihre energische Verfolgung ein. Es war die Zeit, da die exaltierte Frömmigkeit jener Tage, die ja so häufig mit einem Ringen nach Aufklärung auf der anderen Seite verbunden ist, ihre größten Orgien in der „Andacht in Italien“ feierte, wo ein Mann, bar jeder wissenschaftlichen und staatsmännischen Bildung, wie der Dominikanermönch Johann von Vicenza, vom Papste zum Vollstrecker der Ketzergesetze und zum Friedensstifter zwischen den ewig hadernden Parteien in Oberitalien berufen, durch seine glühende Beredsamkeit seine Landsleute so mit sich fortzureißen versteht, daß sie ihn zum Herren seiner Vaterstadt Vicenza ernennen. Mit einer Meisterschaft ohne gleichen weiß er dort das Volk zu solchem Fanatismus anzustacheln, daß es bei Vollstreckung von Ketzerurteilen in hellen Jubel ausbricht. Wie ein Sieger zieht er dann in

Verona ein, wieder von rauchenden Scheiterhaufen begleitet. Und dieser Mann entblödet sich dann nicht, ein großes Friedensfest zur Verbrüderung aller Menschen in Paquara unweit von Verona zu feiern, wo er seiner Bußpredigt den Spruch Johannis des Evangelisten zu Grunde legt: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch.“ Von seinen Worten hingerissen, sinken sich die Zuhörer tränenüberströmt in die Arme, Totfeinde reichen sich zum Bunde die Hand, wähnend, eine neue, goldene Aera, wo es keinen Streit mehr auf Erden gebe, sei angebrochen. Aber wie oft einer solchen Ueberspannung der Gefühle die größte Ernüchterung folgt, so trat auch hier unmittelbar darnach der Rückschlag ein. Schon seit längerer Zeit hatte man in den eifersüchtig über ihre Freiheiten wachenden oberitalienischen Gemeinwesen mit wachsendem Mißtrauen das selbstherrliche Gebahren Johanns gegenüber den Städten der Mark Treviso bemerkt. Nun beginnt man einzusehen, daß das „Friedenswerk“ des Mönches und seine Verfolgung der Irrgläubigen ein unerhörter Eingriff in die Selbstverwaltung der Städte sei. Wenige Tage nach dem Friedensfest von Paquara lehnt sich sogar die eigene Vaterstadt gegen ihn auf, nirgends streckt sich auch nur ein Arm ihm helfend entgegen; der Mönch ist abgetan, spottbeladen tritt er vom politischen Schauplatz ab.

Eine ähnliche Rolle, wie dem Johann für Italien, hatte für Deutschland Gregor dem Magister Konrad von Marburg zugedacht. Nur, daß diesem finsteren Asketen, den wir vornehmlich als Beichtvater der heiligen Elisabeth kennen, die Redeglut des Italieners und die damit verbundene Macht über die Massen fehlt. Vielmehr bringt er ganz Deutschland gegen sich in Harnisch durch die Art, wie er zahllose Unschuldige dem Feuertod überliefert. Denn die verläumderischste Anklage hinter dem Rücken des Betreffenden genügt für Konrad, sein „Schuldig“ über den Unglücklichen auszusprechen. Wer es wagte, sich des Ver-

urteilten anzunehmen, ward als gleicher Tat verdächtig behandelt. Damit waren Bosheit, Feigheit und Hinterlist zu Gott wohlgefälligen Eigenschaften gestempelt, alle Bande der Treue, der Freundschaft, ja selbst der Liebe gelöst. War doch niemand dagegen gefeit, daß sich sogar im Schoß der eigenen Familie ein Verräter befand. Als Erlösung wurde daher in ganz Deutschland die Kunde begrüßt, dieser fürchterliche Fanatiker sei am 3. Juni 1233 mitten in seinem blutigen Handwerk samt seinem Helfershelfer, dem Dominikaner Gerhard, meuchlings erschlagen worden. Aber wenn auch mit seinem Tod die Inquisitionsbewegung langsam abflaute, ihr Ende fand sie doch erst durch jene im Verein mit den Fürsten gefaßten Beschlüsse Heinrichs auf dem Frankfurter Hoftag, denen zufolge das Ketzergericht den Händen der Geistlichkeit entrissen und der weltlichen Obrigkeit zugewiesen ward. Es gehörte Mut zu diesem Schritt; denn er brachte die königliche Regierung in offenen Widerstreit mit der Kurie. Hatte doch Gregor IX. im Jahre 1229 verfügt, daß nur ein Geistlicher unterscheiden könne, wer ein Glaubensabtrünniger sei. In anderen Ländern haben sich die Fürsten, Ludwig IX. von Frankreich an der Spitze, dieser diktatorischen Bestimmung willig gefügt, obgleich sie viel tiefer, als man auf den ersten Blick annehmen möchte, in die bürgerlichen Verhältnisse einschnitt. Als Ketzereien wurden damals von seiten der Kirche nämlich nicht nur die Zweifel an der Richtigkeit der katholischen Glaubenssätze, sondern auch jeglicher Versuch, die Vorrechte des Klerus einzuschränken, ja, sogar die Edikte des Landesherrn und der städtischen Behörden, die das Kirchenvermögen besteuerten, aufgefaßt. Wie weit man damals den Begriff „Ketzerei" zu dehnen wußte, dafür liefert das krasseste Beispiel der Kampf gegen die friesisch-sächsischen Stedinger Bauern. Diese hatten ihrem Herrn, dem Erzbischof von Bremen, die Entrichtung eines neuen Zehnten verweigert, weil die eigenmächtige Einführung ihren



aus altgermanischer Zeit sich herleitenden Ansichten von dem Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen zuwiderlief. Nichtsdestoweniger wird der Widerstand der um ihre alten Freiheiten kämpfenden Bauern als Ketzerei erklärt und im Auftrag des Papstes im Jahre 1232 ein Kreuzesheer gegen sie geworben. Nachdem sie dieses siegreich zurückgeschlagen, sind sie zwei Jahre darnach einem zweiten bei Altenesch nordwestlich von Bremen (Mai 1234) erlegen. Ueber viertausend von ihnen starben den Heldentod, die übrigen suchten ihr Heil in der Flucht zu den Friesen.

So hatte man in Deutschland allen Grund, König Heinrichs energische Maßregeln gegen derartige Vergewaltigungen als eine Erlösung zu begrüßen. Schade nur, daß er sich selbst den Ruhmeskranz, der ihm dafür gebührt, wieder vom Haupte reißt, weil sein späteres Handeln keinen Zweifel darüber läßt: jene tapfere Tat ist nichts weiter als das Vorspiel der Auflehnung gegen das väterliche Regiment gewesen. Sie zielte darauf hin, die Stimmung gegen den Kaiser zu erregen, nachdem dieser selbst auf dem Reichstag zu Ravenna jenen verhaßten Ketzergesetzen Eingang in Deutschland verschafft. Allerdings hat der Erfolg Heinrichs Erwartungen nicht entsprochen; denn als er sich kurz darnach auf dem Reichstag zu Boppard offen gegen den Vater erklärt, sind nur einige kleinere Fürsten Südwestdeutschlands, ein paar Bischöfe und wenige Städte auf seine Seite getreten. Was ließ sich auch von einem Jüngling erwarten, der seine Tage bald, süßen Minneliedern lauschend, verträumte, bald mit seinen Spießgesellen ein lockeres, unstetes Leben führte, und der sich ohne bestimmten Plan, ohne irgendwelchen Rückhalt, nur auf seine Dienstmannen vertrauend, in das tollkühne Unternehmen stürzte. Den Papst und den größten Teil der Fürsten hatte er von Anfang an gegen sich. Auch der Versuch, Frankreich auf seine Seite zu ziehen, mißglückt; unentwegt hält man dort an dem Vertrag mit Friedrich fest.

So bleibt ihm keine Wahl, als Anschluß bei den Todfeinden des Vaters, den Lombarden, zu suchen, einer unzuverlässigen Bundesgenossenschaft, welche ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber, der Minorit Salimbenus de Salimbenis von Parma*, treffend mit Schlangen und Muränen vergleicht, die desto leichter entschlüpfen, je weiter man den Arm ausstreckt, um sie zu fassen. Das Erste ist, daß man dort von ihm die Preisgabe aller Errungenschaften des Konstanzer Friedens verlangt. Damit nicht genug, hat er sich aller königlichen Vorrechte zu entäußern: nie darf er Mannschaften oder Abgaben von ihnen fordern, nie ohne sie Frieden schließen, alle Feinde der Lombarden hat er eo ipso auch als die seinigen zu betrachten. Für dies alles wird ihm im Dezember 1234 die Anerkennung als König, kriegerischer Beistand, wenn er sich innerhalb des lombardischen Gebiets aufhalten müßte, und die Schließung der Alpenpässe zugestanden, sobald sich der Vater zum Rachezug gegen den Sohn anschicken würde. Und dabei hatte diese letztere Zusage doch nur dann praktischen Wert, wenn Friedrich auch der Weg über Friaul verschlossen blieb. Ob Heinrich sich für einen solchen Fall des Beistands seines Schwagers, durch dessen Land dann die Fahrt gehen mußte, versichert hat, wissen wir nicht. Jedenfalls hat der Kaiser dadurch, daß er nicht mit einem Heer, sondern mit geringem Gefolge, sich unter den Schutz seiner Untertanen stellend, in der zweiten Hälfte des Mai 1235 wirklich im Oesterreichischen erschien, jeglichem Angriff auf der Majestät geheiligtes Haupt die Spitze abgebrochen. Der Herzog hätte es einfach gar nicht wagen dürfen, die Hand frevelnd gegen ihn aufzuheben, nachdem allerorts jubelnd das Volk sich bei der Kunde von dem Nahen des Kaisers zu seinem Ober-

* Salimbenus de Salimbenis blühte zu Ende des 13. Jahrh., schrieb Historia sui temporis und chronicon Italiae usque ad annum 1280.

haupt bekannte. Wie Spreu vor dem Winde stob das Häuflein der Empörer auseinander, den übelberatenen Sohn ohne Schwertstreich der väterlichen Gnade überlassend. War es gleißnerisches Spiel, als dieser daraufhin dem Kaiser zu Nürnberg seine Unterwerfung anbot, und hat Friedrich das Spiel durchschaut? Oder hat die von diesem geforderte und von Heinrich verweigerte Auslieferung einer Anzahl von Burgen neuen Stoff zum Streit abgegeben? Oder entspricht es der Wahrheit, wenn der sonst so zuverlässige englische Geschichtsschreiber Matthäus Paris berichtet, Heinrich habe sogar Friedrich vergiften wollen? Eines nur steht fest: Der Sohn fand des Vaters Verzeihung nicht mehr. Während man zu Worms die Vorbereitungen zur Vermählungsfeier des Kaisers mit der einst dem Sohne zugedachten Braut Isabella von England trifft, wird er verhaftet und zunächst in einen Turm der Wormser Stadtmauer, den Luginsland bei St. Andreas, gebracht. Es wird erzählt, er habe ein Minnelied gesungen, als man ihm die Rüstung abnahm. Jedenfalls hat er während seiner Gefangenschaft nie Reue oder irgendein wärmeres Gefühl für den Vater gezeigt. So erklärt es sich auch, daß Friedrich, während er die Mitschuldigen des Sohnes voll Milde behandelt, gegen diesen selbst nur Strenge kennt. Fördernd für eine versöhnlichere Stimmung wird es zudem kaum gewesen sein, daß Friedrich der Streitbare alle Hebel zur Befreiung des Schwagers in Bewegung setzte. Sie zu hintertreiben, ordnet der Kaiser noch im Jahre 1235 die Abführung des Gefangenen nach Apulien an. Sieben Jahre lang ist er dort von der Hand eines Kerkermeisters in die des anderen gewandert. Am 12. Februar 1242 hat ein Sturz mit dem Pferde seinem Leben vorzeitig ein Ende gemacht. Benvenuto von Imola, ein zeitgenössischer Chronist, behauptet, er selbst habe diesen gewaltsamen Tod herbeigeführt, um dem Vater, der ihn zu sich berufen, nicht vor Augen treten zu müssen. Natürlich ward von seiten

der Feinde des Kaisers dies völlig unerwiesene Gerücht zu seinen Ungunsten ausgenützt. Bei der Beerdigung zum erstenmal in noch ganz allgemeinen Ausdrücken von dem die priesterlichen Funktionen ausübenden Minoritenmönch erhoben, hat später Innocenz IV. daraus auf dem Konzil von Lyon eine furchtbare Anklage gemacht, als habe der Kaiser, ein zweiter „Herodes“, selbst seinen Sohn in den Tod gejagt.

In Wahrheit hat Friedrich den Hingang seines ungeratenen Sohnes tief beklagt. Wir besitzen das Schreiben noch, in welchem er seinem Jammer darüber in rührenden Worten Ausdruck verleiht. „Der väterliche Schmerz“, so lesen wir da unter anderem, „über den Tod meines Sohnes Heinrich überwiegt das Urteil des strengen Richters und treibt eine Tränenflut aus dem Innersten hervor, welche das Andenken erlittener Beleidigung und der Ernst der Gerechtigkeit bisher zurückhielt. Vielleicht werden sich harte Väter wundern, daß der durch öffentliche Feinde unbezwungene Kaiser einem häuslichen Schmerz erliege; aber das Gemüt eines Fürsten, ist es auch noch so fest, ist dennoch der Herrschaft der Natur unterworfen, welche ihre Kräfte gegen jeden ausübt und Könige und Fürsten nicht anerkennt. Ich gestehe es, daß mich der Stolz des lebendigen Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber tief bewegt, und ich bin weder der erste noch der letzte von denen, welche von ungehorsamen Söhnen Schaden erdulden und doch an ihrem Grabe weinen.“ Weiter ordnet er in dem gleichen Schreiben Seelenmessen für den Verstorbenen und die Einhaltung der „alten, heiligen Trauergebräuche“ an. In einem prachtvollen Marmorsarkophag ward der Leichnam neben der Türe der Domkirche zu Cosenza, in kostbare, gold- und silberdurchwirkte, mit Adlerfittigen gestickte Gewänder gehüllt, beigesetzt. So wenigstens hat im Jahre 1574 der Erzbischof von Acquaviva den Toten

gefunden, als er das Grabmal aus unbekannten Gründen abbrechen ließ.

Auch der Familie des Verstorbenen hat sich Friedrich voll echt väterlicher Fürsorge angenommen. Gleich nach Heinrichs Tod wendet er sich an seine unglückliche Schwiegertochter Margarethe mit den Worten, er habe immer gehofft, Heinrich werde im Laufe der Zeit zu besserer Einsicht gelangen und ihm den Sohn, ihr den Vater seiner Kinder zurückgeben; er sei jetzt zu seinem größten Schmerz gestorben. Ihn selbst tröste es, daß er zwei Söhne hinterlassen, denen er nun seine Liebe zuwenden könne." Wahrscheinlich ließ er sie beide an seinem Hof erziehen; denn Friedrich, der ältere, wird im Jahre 1245 unter des Kaisers Gefolge zu Foggia genannt und tritt bei der Belagerung von Parma als der Anführer einer Heeresabteilung auf. Von dem jüngeren fehlt jede Kunde. Er scheint früh gestorben zu sein. Den Großvater hat er keinesfalls überlebt, da der Kaiser in seinem Testament nur des älteren, dem er Oesterreich und Steiermark vermacht, gedenkt.

* * *

Nach der Gefangennahme Heinrichs war es dem Kaiser ein Leichtes, seine wenigen, noch im Widerstand beharrenden Anhänger zum Gehorsam zurückzubringen. Wie eine Wolke, die am klaren Himmel keine Spur hinterläßt, war das Ungewitter am Horizont Deutschlands vorübergezogen. Statt dessen brachen jetzt festliche Tage an. Der Kaiser, bange um die Fortdauer seines Geschlechts, das ja nur mehr auf sechs Augen ruhte, schickte sich an, Isabella, die Schwester Heinrichs III. von England, heimzuführen. Schon im vorhergehenden Jahre (1234) hatten die Verhandlungen darüber begonnen. Damals war am englischen Hof als kaiserlicher Gesandter der Großhofrichter Peter de Vineïs, seines Herrn vertrautester Ratgeber und Diener, erschienen, um sich die ins Auge gefaßte Gattin anzuschauen. Das Ergebnis war

so günstig, daß Peter, der dazu mit den nötigen Vollmachten ausgestattet war, sofort für seinen Herrn den Heiratsvertrag abschloß. Nun, da der Kaiser in Deutschland weilte, sollte die Vermählung mit der 21jährigen, jugendschönen Prinzessin nicht länger hinausgeschoben werden. Am 22. Mai 1235 war sie, von England kommend, mit großem Gepränge in Cöln eingezogen. Aber sechs Wochen mußte sie dort vergeblich des künftigen Gemahls harren, welchen der immer noch nicht völlig gedämpfte Aufstand des Sohnes festhielt. Doch ging die Zeit rasch dahin unter allerlei Kurzweil, glänzenden Aufzügen, Ritterspielen und Gesangsvorträgen, die die Cölner ihr zu Ehren veranstalteten. Endlich, am 15. Juli 1235, fand zu Worms die Hochzeit im Beisein von vier Königen, elf Herzögen und zwanzig Markgrafen statt. Vier Tage dauerte die mit ungeheurer Pracht in Szene gesetzte Feierlichkeit. Zeitgenössische Berichte wissen gar nicht genug von der kostbaren Aussteuer der Braut — selbst das Küchengeschirr soll aus Silber gewesen sein — und von den prunkvollen Geschenken, die ihr überreicht wurden, zu erzählen. Es wirft ein helles Licht auf die hohe Kunstblüte jener Tage, wenn hervorgehoben wird, an den gespendeten, aus Edelmetall hergestellten Gegenständen habe die Schönheit und Feinheit der Arbeit weit den Metallwert überwogen. Ein besonderes Prachtstück muß eine Wiege aus gediegenem Gold gewesen sein, deren Decke aus künstlich ineinander gewirkten Elfenbein- und Goldstückchen, Muscheln und Edelsteinen bestand.

Dieser Ehebund, der sich in der Folge zu einem selten glücklichen gestaltete, ist nicht ohne Einwirkung auf die politischen Ereignisse geblieben. Nicht nur hat er ein freundnachbarliches Verhältnis mit England angebahnt, sondern wahrscheinlich ist ihm auch die kurz darnach erfolgte Aussöhnung mit dem, dem englischen Königshaus so nahe verschwägerten, letzten Welfensproß, Otto von Lüneburg, genannt Otto „das Kind“, großenteils zu danken. Allerdings

war das Haupthindernis, das einer Annäherung von Welf und Staufer im Wege stand, schon durch die Absetzung König Heinrichs hinweggeräumt. Hatte doch letzterer den um 1220 abgeschlossenen Vertrag seines Vaters mit dem Markgrafen Hermann von Baden, dem Gemahl der Enkelin Heinrichs des Löwen, Irmgard, worin er diesem die Besitzungen des welfischen Hausgutes in Schwaben abkaufte, zum Vorwand genommen, mit den Waffen in der Hand Anspruch auf das dem Lüneburger treu ergebene Braunschweig (1224) erhoben. Nun wurde der Zwist dadurch aus der Welt geschafft, daß Otto als unantastbares Eigentum Braunschweig und Lüneburg unter dem Titel eines Herzogs von Sachsen zugesprochen erhielt. Daraufhin hat der noch einzig übrige Enkel Heinrichs des Löwen auf dem Hoftag zu Mainz im August 1235 sich dem Kaiser unterworfen.

Der Kaiser hat diesen Tag, der für immer die zwei Menschenalter dauernde Feindschaft der beiden hervorragendsten Fürstenhäuser Deutschlands begrub, in besonders festlicher Weise begangen. Auf freiem Feld wird ein großes Gastmahl zugerichtet, an dem er selbst, die Krone auf dem Haupt, sichtbar allem Volk, umgeben von den anwesenden Fürsten, teilnimmt. Ueberhaupt wird während seines damaligen Aufenthalts in Deutschland ein Prunk und eine Festfreudigkeit entfaltet, die ganz einzigartig in den Annalen unseres Vaterlandes dasteht. Dabei trägt Friedrich geflissentlich überall seine kirchliche Gesinnung zur Schau. Immer wird der Festesjubel durch eine kirchliche Feier eingeleitet, wozu der Kaiser mit allen Abzeichen seiner Würde erscheint. Am meisten vielleicht fällt das Bestreben, als „strenggläubiger Christ“ die ganze Pracht irdischer Majestät der Verherrlichung der Kirche zur Verfügung zu stellen, bei der Ueberführung der irdischen Ueberreste der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, am 1. Mai 1236 in den Dom zu Marburg auf. Seine Hand ist es,

die den Stein vom Grabe der i. J. 1231 Verstorbenen hebt, seine Hand hüllt den Leichnam in frische, kostbare Gewänder ein und durch ihn wird er in den bereitstehenden, neuen Schrein gebettet. Dann nimmt er sich selbst die Krone ab, faßt nach dem goldenen Becher, aus dem er bei festlichen Gelegenheiten zu trinken pflegte, und legt beide auf dem Kissen neben dem Haupt der Fürstin nieder. Leider wurde später der mit wertvollen, antiken Gemmen verzierte Sarg von einem Nachkommen der Elisabeth aufgebrochen und jener Kostbarkeiten beraubt. Die Pietät war diesem Enkelsohn der Heiligen so weit abhanden gekommen, daß er ihre Gebeine mit dem Wunsche, sie möchten sich in lauter Kronentaler verwandeln, einem seiner Begleiter schenkte. Dieser, ebenso zartbesaitet wie sein Herr, steckte sie in einen Futtersack und brachte sie aufs Marburger Schloß. Die antiken Gemmen am Schrein hat Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft der tolle König Jérôme ausgebrochen.

Ob der Kaiser schon damals bei der immer näher rückenden Abrechnung mit den Lombarden den daraus notwendig sich ergebenden Bruch mit der Kirche vor Augen sah und deshalb so geflissentlich seine kirchliche Gesinnung zur Schau trug? Daneben aber hat er alles getan, seine Stellung in Deutschland zu befestigen. Eben jetzt kauft er, um seine Hausmacht zu vergrößern, unter bedeutenden Opfern Gebiete in Schwaben an, die bis dahin dem böhmischen König Wenzel I. als dem Gemahl der Tochter Philipps von Schwaben, Kunigundens, gehörten. Auch die Schweizer Urkantone, Schwyz, Uri und Unterwalden, wurden, nachdem sie durch den zu Beginn des 13. Jahrh. eröffneten Gotthardpaß eine erhöhte Bedeutung gewonnen, in engere Beziehungen zum Reich gebracht, indem sie Friedrich diesem unmittelbar unterstellte. Außerdem hat er sich damals Burgund wenigstens finanziell unterworfen; ja, sein Ansehen als „berufener Gebieter von Arelat“ stieg dort so, daß Graf Raimund Beren-

gar IV. von Provence und Raimund III. von Toulouse in Hagenau, wo Friedrich im Winter 1235/36 Hof hielt, erschienen, um ihm das Schiedsrichteramt in ihrem Streit um den Besitz der Provence anzutragen. Der letztere ließ sich sogar vom Kaiser, nachdem dieser seinen Nebenbuhler mit der Landschaft Venaissin und den Titel eines Markgrafen der Provence abgefunden, trotz seines Alters — Raimund zählte fünfzig Jahre — den Ritterschlag erteilen.

Wie in Burgund, so hat es auch Friedrich damals in Deutschland versucht, die Zügel des kaiserlichen Regiments wieder schärfer anzuziehen. Das gleiche Mittel, das seit drei Jahren Sizilien enger als je an den Herrscher band, sollte auch hier Anwendung finden: dem Reich ward ein neues, zum erstenmal in deutscher Sprache abgefaßtes Gesetzbuch in dem großen Mainzer Landfrieden vom Jahre 1235 verliehen. Wenn auch von einer Einführung des Absolutismus wie in Sizilien hier, wo die Fürsten ein so großes Wort mitzusprechen hatten, keine Rede sein konnte, so erscheint dieser Mainzer Landfriede doch in vieler Hinsicht den Konstitutionen von Melfi nachgebildet. Aehnlich diesen bleibt er auf das Gerichtswesen, auf Sicherheitsmaßregeln für den öffentlichen Verkehr, auf Bestimmungen über Zoll- und Münzrecht beschränkt. Die alten Volksrechte blieben, wie in Sizilien, unangetastet. Aber nicht, wie dort, auf despotischer Grundlage, sondern auf konstitutioneller baut sich das Ganze auf. Ebenso lehnt sich die Aufstellung von Reichsvögten und Reichsschultheißen in jenen Gebieten, wo der Kaiser noch etwas zu sagen hatte, an sizilianische Einrichtungen an, wie auch die Ernennung eines Reichshofrichters mit beschränkter Amtsdauer dem sizilianischen Großhofjustitiar nachgebildet ist. Nur bei Lehns- und verwickelten Rechtssachen, bei fürstlichen Erbschaftsangelegenheiten hat sich Friedrich die Entscheidung selbst vorbehalten.

Es hieße übrigens des Kaisers Tätigkeit an dem Landfrieden stark überschätzen, wollte man annehmen, er habe



dabei etwas durchaus neues geschaffen. Wie die ganze, mittelalterliche Rechtslehre nicht das Werk einzelner bedeutender Männer, sondern ein Zusammenschweißen der im Volk von altersher geltenden Anschauungen und Gewohnheiten ist, wobei Oertlichkeit und Individualität der einzelnen Stämme eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen, setzt sich der Landfriede auch aus solchen, längst bestehenden Einzelrechten zusammen. Das Hauptverdienst daran ist, daß man aus dem schon Vorhandenen das Passendste herausnahm und ihm allgemeine Gültigkeit verlieh. Wie geschickt man dabei zu Werke gegangen ist, beweist der Umstand, daß die Ausgestaltung des deutschen Strafrechts in den folgenden Jahrhunderten auf jenem Reichsgesetz aufruht. Der schon so weit fortgeschrittenen Zersetzung des Reichs mit Erfolg zu begegnen, war es allerdings nicht mehr imstande. Nicht einmal seine völlige Durchführung ist geglückt. Schon während der Kaiser noch in Deutschland weilte, lehnten sich einzelne Fürsten dagegen auf. Vor allem hat sich Friedrich der Streitbare nie an seine Bestimmungen gekehrt. Nach wie vor hat er sich die himmelschreiendsten Gewalttätigkeiten gegen seine Untertanen, vor allem gegen die Geistlichkeit, erlaubt. Alle Vorstellungen des Kaisers, alle Vorladungen vor dessen Gericht wurden aufs schnödeste mißachtet. Endlich ging man im Jahre 1236 von Reichswegen mit Waffengewalt gegen ihn vor. Was aber konnte ihm, so lange er fest verschanzt auf seinen Burgen saß, das Reichsheer anhaben, wenn auch das platte Land in dessen Hände fiel? Unversehens, gleich einem plötzlich aufsteigenden Gewitter, bricht er aus seinem Schlupfwinkel gegen die feindlichen Scharen auf dem Steinfeld bei Wiener-Neustadt los, so daß diese, obgleich sie ihm zehnfach überlegen sind, in wilder Flucht das Weite suchen. Erst als das eigene Volk die Waffen gegen ihn erhebt und der Kaiser selbst, der schon wieder in Italien weilte, Hilfe brachte, sieht sich der Herzog bald auf Wiener-Neustadt als letzten Zufluchts-

ort beschränkt. Ohne Schwertstreich hatten sich Oesterreich und Steiermark dem Kaiser ergeben. Auch Wien hatte sich freudig zu ihm bekannt; im Februar 1237 zog er gleich einem Sieger dort ein und belohnte die Treue der Stadt durch einen im April erlassenen kaiserlichen Schutzbrief, in welchem sie zur freien Reichsstadt erhoben und ihr Freiheiten und Privilegien ungewöhnlicher Art zugestanden wurden. Offenbar hat die glückliche Stimmung, in der sich der Kaiser damals befand, nicht das Wenigste zu dieser Fülle von Gnaden- und Gunstbezeugungen beigetragen. Denn in jenen Tagen hatten die deutschen Fürsten seinen erst neunjährigen Sohn Konrad als römischen König anerkannt, und zwar, was bei dieser Wahl besonders ins Gewicht fiel, auf einfache Besprechung hin, ohne das sonst übliche Zeremoniell. Ein wichtiger Schritt war damit vorwärts getan auf der Bahn, das Königtum im staufischen Hause erblich zu machen. Wie schlecht zeigt sich daher der Mönch von Heiligenkreuz unterrichtet, wenn er behauptet, Friedrich und die um ihn versammelten Fürsten hätten die Zeit in Oesterreich (Januar bis April 1237) nur mit Essen und Trinken zugebracht. Ihn hätte schon die Verfügung eines Besseren belehren können, die der Kaiser kurz vor seinem Weggang erläßt, worin er Steiermark zum kaiserlichen Lehen und Oesterreich zum unmittelbaren Reichsland erklärt. Was hieß das anders, als dem Reich, das infolge des Verlustes seiner Haupteinnahmen an Zöllen, Münz- und Geleitrecht durch die beiden Privilegien von 1220 und 1231 zu einem Schattendasein verurteilt war, eine staatliche und finanzielle Grundlage schaffen, auf der es sich wieder lebenskräftig entwickeln konnte. Kaum aber hatte der Kaiser den Rücken gewandt, so gelang dem Herzog im Handumdrehen die Eroberung seiner Länder wieder. Damit war der Versuch, der Zentralgewalt den übermächtigen Fürsten gegenüber eine festere Stellung zu sichern, mißglückt; unaufhaltsam trieb von nun an das Reich als Staatsgebilde seinem Untergang entgegen. Der Herzog aber

gesellte sich nun natürlich erst recht den Feinden Friedrichs zu. Erst im Jahre 1240, also gerade zu einer Zeit, wo die Kurie durch ihre Umtriebe die Zahl der kaiserlichen Anhänger immer mehr zu lichten wußte, kam durch die Vermittlung des dem Stauferhaus unwandelbar treuen Erzbischofs Eberhard von Salzburg eine Aussöhnung zustande. Die Freundschaft, die sich daraus entwickelte und an der der Herzog unentwegt bis zu seinem Tode (1246) festhielt, bietet eine der wenigen wohltuenden Erscheinungen in jenen wilden Tagen dar, da der Verrat an Kaiser und Reich von der Kirche zu einer Gott wohlgefälligen Handlung gestempelt ward.

III.

Als der Kaiser im April 1237 nach der Niederwerfung Friedrichs des Streitbaren hoffnungsfroh von Deutschland in dem Glauben schied, eine wesentliche Stärkung der kaiserlichen Gewalt erreicht zu haben, lag vor ihm als nächstes, als längsterstrebtes Ziel die Niederwerfung der guelfisch gesinnten Lombarden. In der Lombardei gestalteten sich seit dem Jahre 1231, wo der Kaiser vor den Sendboten des Papstes nach Venedig entwichen war, die Verhältnisse insofern zu seinen Gunsten, als im April 1232 Ezzelino III. da Romano, der sich eben Veronas mit seiner Hilfe bemächtigt, samt seinem Bruder Alberich zu ihm übergegangen war, ein Ereignis, das allerdings die zeitweilige Gegnerschaft des mit den Romanos tödlich verfeindeten Azzo von Este nach sich zog.

Ezzelino war damals noch nicht der skrupellose, arglistige Bösewicht, als der er im Laufe der späteren Zeit erscheint; im Gegenteil wird an dem in der Blüte der Jahre stehenden Mann — er ist wie Kaiser Friedrich im Jahre 1194 geboren — das leutselige, zuverlässige Wesen, der hohe, sittliche Ernst, der strenge Gerechtigkeitssinn, die Kaltblütigkeit in Gefahr bei scharfem Verstand und ungewöhnlicher kriegerischer Befähigung gerühmt. Erst die Verhältnisse, die unaufhörlichen Kämpfe, in die er sich in dem Streit aller gegen alle verwickelt sah, die unersättliche Herrschsucht, die ihn, wie alle damaligen Herrengeschlechter Oberitaliens, gleich einer Krankheit durchdrang, haben diese glücklichen Anlagen in Verschlagenheit, Tollkühnheit und Grausamkeit verkehrt und aus ihm die



furchtbare Erscheinung geschaffen, die ihn zum würdigen Vorläufer jener durch Gift und Dolch den Weg zum Thron sich bahnenden Tyrannen Italiens in der Renaissance macht.

Der Kaiser hatte allen Grund, sich zu dieser Bundesgenossenschaft Glück zu wünschen, um so mehr, als sie ihm die so wichtige Brennerstraße erschloß. Mochten die Lombarden jetzt immerhin die anderen Alpenpässe besetzen, der Zuzug deutscher Heerscharen nach dem Süden war von nun an nicht mehr zu hindern. Die Voraussetzung, daß die Erkenntnis der dadurch wesentlich veränderten Sachlage den Gegner in seinen Forderungen herabstimmen mußte, war wohl der Grund, daß Friedrich die durch seine heimliche Entfernung aus Ravenna so jäh abgebrochenen Verhandlungen im Mai 1232 wieder begann. Die Lombarden aber wiesen jeden Annäherungsversuch schroff zurück, wohl, weil man nur zu gut in den wachsenden Erfolgen des Kaisers die zunehmende Gefahr für die eigene Selbständigkeit erkannte. Man ließ es daher gar nicht mehr zu Auseinandersetzungen über den Hauptpunkt des ganzen Streites kommen, ob und inwieweit der Konstanzer Friede anzuerkennen oder zu verwerfen sei; man mochte fühlen, daß der Kaiser, wenn er nur erst die Macht in Händen hätte, sich doch nicht um ihn kümmern würde. Ebensowenig wollte man von einer Sühne für die Verhinderung des Reichstags zu Ravenna durch die Sperrung der Alpenpässe etwas wissen. So rief denn Friedrich endlich voll Zorn über diese unerhörte Halsstarrigkeit die mit ihm in Aquileja tagenden Fürsten im Frühling 1232 um ihren Beistand an und vereinbarte mit ihnen einen Heereszug nach der Lombardei für den März 1233. Indessen mußte dieser Plan wieder fallen gelassen werden, weil auf Cypern und in Sizilien sich die Verhältnisse so zuspitzten, daß sie zunächst die kaiserliche Politik in andere Bahnen lenkten.

* * *



In Cypern hatte Ibelin im Jahre 1231 die von Friedrich eingesetzte Regentschaft verdrängt und sich wieder, wie einst, zum Machthaber der Insel aufgeworfen. Um einen Rückhalt zu gewinnen, suchte er in dem seinerzeit von El-Kâmil dem Kaiser abgetretenen Teil Palästinas ebenfalls den Aufruhr zu entfachen. Hatte man doch hier längst mit Unwillen das eiserne kaiserliche Regiment ertragen und bereits heimlich Verhandlungen mit König Heinrich von Cypern, dem Sohne der jüngeren Schwester von Friedrichs zweiter Gemahlin Isabella, angeknüpft, damit er an Stelle des rechtmäßigen Erben Konrad sich zum König von Jerusalem aufwerfe. Schon hatte sich das bis dahin gut staufisch gesinnte Accon für Ibelin erklärt und sich der im Hafen liegenden kaiserlichen Transportflotte bemächtigt. Noch gefährlicher ließ sich die ganze Sachlage dadurch an, daß Genua, welches sich kurz vorher mit Friedrich überworfen, mehrere Kriegsgeschwader zur Unterstützung der Aufständigen sendete. Nur dem entscheidenden Sieg, den der kaiserliche Marschall Filangieri am 3. Mai 1232 bei Casal Imbert unweit Tyrus über Ibelin und den jungen König Heinrich errang, war es zu danken, daß diesmal die allerdings mehr als zweifelhafte Herrschaft über Palästina dem Kaiser erhalten blieb. Dagegen ging durch des Marschalls Ungeschick, in völlig unbekanntem Gelände den mit der Oertlichkeit wohl vertrauten Feind bei Agridi (15. Juni 1232) im Innern von Cypern eine Schlacht zu bieten, kurz darnach diese Insel dem Reich für immer verloren. Zu allem Unglück langte dann auch noch am kaiserlichen Hof die Nachricht von einem inzwischen in Sizilien ausgebrochenen Aufstand (August 1232) an. Friedrich blieb keine Wahl, als die Züchtigung der Lombarden auf gelegenere Zeiten zu verschieben, was insofern leicht geschehen konnte, als er schon während der Verhandlungen im Mai 1232 den Papst zum Schiedsrichter angerufen hatte. Gregor ging um so bereitwilliger auf Friedrichs Wünsche ein, weil er seines

bereitwilliger auf Friedrichs Wünsche ein, weil er dessen Beistands bei den im Kirchenstaat tobenden Wirren dringend bedurfte. Auch mochte er sich nicht verhehlen, daß eine friedliche Beilegung im Augenblick das kleinere Uebel sei, da sich die kaiserliche Partei seit dem Anschluß der Romanos überall den Lombarden gegenüber im Vorteil befand. Solche Regungen aber waren sofort wieder verflogen, als die stauferfeindlichen Elemente infolge der damals in Italien auftretenden, schon (S. 127) erwähnten religiösen Bewegung durch den Mönch Johann v. Vicenza wieder bedeutend an Boden gewannen; ja Gregor hat letztere geradenwegs zur politischen Propaganda gegen den Kaiser benutzt. Zum erstenmal wird gepredigt, daß eine gut katholische Gesinnung sich nicht mit der Treue zu Kaiser und Reich vereinigen lasse. Nichts konnte den Lombarden willkommener sein als eine solche Botschaft; der Bund erstarkte schnell wieder. Bologna, das sich eben erst den Kaiserlichen angeschlossen, die Städte der Mark Treviso, ja, selbst Verona gingen infolge der Bußreden Johanns wieder an den Gegner verloren. Auch der tollkühne Ezzelin durfte es nicht wagen, sich der Strömung zu widersetzen. Auf dem Friedensfest zu Paquara feierte er unter dem Beifallssturm der Menge seine allerdings kaum ernst gemeinte Aussöhnung mit Azzo von Este.

Dementsprechend fiel auch der am 5. Juni 1232 gefällte, päpstliche Schiedsrichterspruch aus: dem Bunde soll volle Verzeihung gewährt werden; als einzige Buße für die dem Kaiser seit Jahren angetanen Beleidigungen hat er 500 Reiter auf zwei Jahre zu den Kämpfen in Palästina zu stellen. Dagegen wird ihm noch das Recht zuerkannt, die kaiserlich gesinnten Städte, wie Cremona, Parma, Pavia usw., aus anderen Gründen zu befehden.

Es ist begreiflich, daß der Kaiser mit der Zustimmung zu einem so schimpflichen Vergleich monatelang gezögert hat. Weniger verständlich erscheint es, daß man ihn auch



von lombardischer Seite zunächst ablehnte. Dort nahm man es dem Papst übel, daß er auf die Forderung, König Heinrich den Durchzug durch ihr Land künftig nur in Begleitung von hundert bewaffneten Rittern zu gestatten, nicht eingegangen war. Bei so hoch geschraubten Ansprüchen ließ sich nicht viel Gutes für die Zukunft erwarten. Und dabei stand immer noch das Wichtigste, die Anerkennung des Konstanzer Friedens seitens der Lombarden, aus. Man hatte, um wenigstens nach einer Richtung hin eine Einigung zu erzielen, einstweilen davon abgesehen. Erst im April 1234 hat Friedrich trotz aller bisher gemachten, schlimmen Erfahrungen den Papst auch mit Schlichtung dieser heiklen Angelegenheit betraut. War er so mit Blindheit geschlagen, daß er nicht gewahr wurde, wie sehr Gregor mit seinen Sympathien auf der Seite der Lombarden stand, oder hoffte er, die Bedrängnis, worin sich jener wieder einmal infolge eines Aufstands der Römer befand, werde ihn geneigter für die kaiserlichen Wünsche stimmen? Die mit ihrem Oberhaupt unzufriedenen Untertanen hatten nämlich den Lateran geplündert und sogar Hand an den päpstlichen Privatbesitz gelegt. Um den Aufruhr, der auch auf andere Städte des Kirchenstaats übersprang, erfolgreich niederzuschlagen, mangelten dem lässigen Regiment der Kurie völlig die Mittel. Dem Papst blieb nichts übrig als eilige Flucht und als einziger Rettungsanker die Hoffnung, daß ihm der kaiserliche Nachbar, wie öfters schon in der Not, zu Hilfe kommen werde.

Friedrich hat diese Gelegenheit, sich den Papst zu verbinden, zunächst mit Eifer erfaßt. Nachdem er ihn persönlich Mitte Mai 1234 in seinem Exil zu Rieti aufgesucht, rückte er im August mit einem stattlichen deutschen Heer in den Kirchenstaat ein und bedrängte die Römer von Viterbo aus mehr und mehr. Da hat er plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, seine Truppen verlassen und sich nach Sizilien

begeben. Böse Zeugen behaupteten, ihm habe mehr am Vogelfang als am Triumph des kaiserlichen Adlers gelegen. Es muß ihm jedoch gelungen sein, den Papst von der Notwendigkeit seiner Entfernung zu überzeugen, da dieser im November 1234 die Verdienste des Kaisers um die Verteidigung des Kirchenstaats rühmend hervorhebt. Auch nahm der Papst ihn in den Frieden mit auf, den er im März 1235 mit den Römern schloß, nachdem bei diesen der rasch aufgeloderte Eifer, die Vaterstadt vom Joch der Kurie zu befreien, wieder abgeflaut war.

Möglich, daß zu dieser versöhnlichen Stimmung die Wendung beitrug, welche der Streit mit dem lombardischen Bunde inzwischen erfahren. Wie schon früher erwähnt, war man dort am 17. Dezember 1234 das den Papst und den Kaiser gleich überraschende Bündnis mit König Heinrich eingegangen. Eine so grobe Verletzung des Untertaneneides durfte Friedrich, durfte das Reich nicht ruhig hingehen lassen. Es war Ehrenpflicht der deutschen Fürsten, ihr Oberhaupt Reichsrebellen gegenüber zu unterstützen.

Wirklich haben auch auf dem Hoftag zu Mainz (August 1235) alle Anwesenden — es sollen 75 Fürsten und über 1200 Ritter gewesen sein — dem Kaiser ihre Hilfe in Aussicht gestellt. Ob der letztere dieser Zusage nicht getraut, ob er noch immer an die Möglichkeit einer Verständigung geglaubt, oder ob der Papst seinen ganzen Einfluß zu Gunsten einer friedlichen Lösung in die Wagschale warf — konnte doch diesem nichts unwillkommener sein als der Ausbruch eines Krieges, bei dem er voraussichtlich zwischen zwei feindliche Lager eingekeilt gewesen wäre — genug, Friedrich erklärte sich noch einmal zu Verhandlungen bereit. Erst als die Lombarden auf seine Vermittlungsvorschläge im November 1235 mit Erneuerung ihres alten Bundes antworten, da reißt ihm die Geduld: „Italien ist mein Erbe, das weiß die ganze Welt! Nach fremdem Gut trachten und das eigene aufgeben, wäre ehrgeizig und

töricht zugleich, besonders, da mich die Italiener und vor allem die Mailänder mit ungebührlichen Beleidigungen reizen und mir nirgends die schuldige Ehrfurcht erweisen", ruft er zornbebend dem Papst zu, der auch für diese unerhörte Herausforderung noch Entschuldigungsgründe in Bereitschaft hatte.

Nicht weniger energisch klingt seine Sprache in einer späteren Kundgebung, worin er seine Ankunft in Italien an der Spitze der deutschen Fürsten für den Sommer 1236 ansagt. Auf dem nach Piacenza einzuberufenden Reichstag sollten ein strenges Gericht die Widerspenstigen, Gnade die um Verzeihung Flehenden finden. Außerdem solle dort über die Rechte der Kirche und des Kaisertums, über die Pflege des Friedens und der Gerechtigkeit und die „Ausrottung der Ketzerei" beraten werden. Was Friedrich in Wahrheit unter diesen allgemeinen Phrasen verstand, geht aus einem gleichzeitigen Brief an den König von Frankreich hervor, worin er es offen ausspricht, daß seit Erlangung der Kaiserkrone sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet sei, die seinem Vater und Großvater durch die Lombarden zugefügte Unbill zu rächen und die Schößlinge gehässiger Freiheit auszurotten.

Ob dieser Brief zur Kenntnis des Papstes oder der Lombarden gelangte? Nötig ist es jedenfalls nicht gewesen, um sie darüber aufzuklären, daß es auf unbedingte Unterwerfung der Lombardei abgesehen, und daß der Reichstag zu Piacenza dem Kaiser dazu die Mittel an die Hand geben sollte. Das Nächstliegende war daher, die Abhaltung dieses Reichstages überhaupt zu verhindern. Und das ist dem Kardinalbischof Jakob von Palestrina, der als päpstlicher Bevollmächtigter noch immer an den völlig aussichtslosen Friedensverhandlungen zwischen Kaiser und Lombarden beteiligt war, auch meisterhaft gelungen, indem er durch seine Umtriebe den Abfall Piacenzas von der staufischen Partei kurz vor Beginn der Zusammenkunft erwirkte. Im Hand-

umdrehen ließ sich kein anderer Ort für den Aufenthalt einer so großen Versammlung bestimmen. Der Reichstag unterblieb.

Es ist nicht anzunehmen, daß Friedrich die Machenschaften des Kardinalbischofs und in letzter Linie diejenigen des Papstes nicht durchschaut hätte. Doch hat er sich auch diesmal gescheut, es zum Bruch kommen zu lassen, wenn er auch Jakob von Palestrina weiterhin als Unterhändler ablehnt und ein ironischer, verletzender Ton in dem gegenseitigen Briefwechsel immer mehr hervortritt.

Noch hatte sich ja Gregor nicht offen als Parteigänger der Lombarden bekannt, sondern stets nur als Grund dafür, daß er sich dem Kaiser nicht anschließen könne, dessen Vergewaltigung der Geistlichkeit in Sizilien, vor allem die eigenmächtige Besetzung geistlicher Aemter bezeichnet. Erst im September 1236, nachdem Friedrich unklugerweise in Rom durch die kaiserlich gesinnte Familie der Frangipani Unruhen gegen den Papst angezettelt, wirft dieser die Maske halb ab und tritt mit Nachdruck für die Lombarden ein, wenn er sich ihnen einstweilen auch noch nicht offen als Bundesgenosse zugesellt. In schneidenden Worten, in denen sich das Streben nach priesterlicher Weltherrschaft voll widerspiegelt, wird dem Kaiser jetzt (23. Oktober 1236) sein unbotmäßiges Verhalten der Kirche gegenüber vorgerückt. „Siehst du denn nicht," so schreibt Gregor, „daß die Nacken der Könige und Fürsten gebeugt sind vor den Geistlichen? Es sollen christliche Kaiser ihre Beschlüsse nicht bloß dem römischen Papst unterwerfen, sondern niemals auch den Entscheidungen anderer Prälaten voranstellen. Gott hat den apostolischen Stuhl zum Richter des ganzen Erdkreises gesetzt, ihn selbst aber in Hinsicht auf alles Geheime und Offenbare nur seinem eigenen Urteil unterworfen ..... Ist es nicht ein erbärmlicher Wahnsinn, wenn der Sohn mit dem Vater, der Schüler mit dem Meister zu hadern



wagt, mit einem Meister, der ihn nach göttlicher Einsetzung nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel binden kann?“

Nie vielleicht wieder hat Gregor seine Denkweise so deutlich wie hier enthüllt. Ihm genügt es, wie seinen gewaltigen Vorgängern, einem Urban II. oder Innocenz III., also noch nicht, daß sich die weltlichen Herrscher in allen Stücken dem Stellvertreter Christi unterwerfen, da der Papst „im Himmel Rechenschaft für deren irdisches Tun ablegen müsse.“ Von nun an soll der gesamte geistliche Stand dieser Vorzugsstellung gegenüber dem weltlichen Regiment teilhaftig werden.

Daß Friedrich solchen Forderungen nicht nachgeben konnte, liegt auf der Hand. Dennoch zeichnet sich seine Antwort durch große Mäßigung aus. Er mochte sich inzwischen bei kühlerer Erwägung gesagt haben, wie wenig für ihn bei einem Zusammenstoße mit dem Papst zu gewinnen sei. Die Zeiten waren vorbei, da der deutsche Kaiser nach Willkür Päpste absetzte und ernannte. Schon Friedrich Barbarossa war, obgleich er sich diesen politischen Schachzug der Ottonen und Salier zu eigen gemacht hatte, schließlich an der Hartnäckigkeit Papst Alexanders III. gescheitert. Und wie sehr war seitdem die kaiserliche Machtstellung der päpstlichen gegenüber zurückgegangen! Ohne Widerspruch zu finden, durfte bereits Innocenz III. den Satz aufstellen, daß der Nachfolger Petri Gott allein die Verantwortung für seine Handlungen schuldig sei. Das Unfehlbarkeitsdogma war damit im großen und ganzen ausgesprochen. Die Lehre fand um so williger Boden, als bei den unsicheren Zuständen infolge des langen Thronstreits zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben die Kirche den einzigen wirklich festen Rückhalt bot. Zum erstenmal wird die Ansicht jetzt laut, die ja noch auf die Verhältnisse im heutigen bürgerlichen Staat ihre Schatten wirft, man habe dem Papst in erster Linie, dann erst der weltlichen Obrigkeit zu gehorchen.

Solchen Zeitströmungen kann sich selbst der Gewaltigste, Unabhängigste nicht entziehen, um wie viel weniger Friedrich, der, wenn er den Plan seines Weltreichs zur Ausführung bringen wollte, einer wohlwollenden Neutralität der Kurie vorläufig noch dringend bedurfte. Denn was an Hilfe von den deutschen Fürsten zu erwarten war, sobald nicht deren besondere Interessen in Frage kamen, hat er, als er sich nun wirklich anschickte, das Schwert zur Züchtigung der Lombarden aus der Scheide zu ziehen, zu seinem eigenen Schaden erfahren. Das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, das den Mainzer Hoftag (1235) hoffnungsverheißend durchzogen, hatte sich längst wieder verflüchtigt. Man war schon nach Jahresfrist der damals dem Kaiser gegebenen Zusage, ihn bei Niederwerfung der Rebellen zu unterstützen, so wenig eingedenk, daß man nicht im entferntesten an ein Aufgebot des gesamten Heerbannes dachte. Dem Kaiser hatten sich aus freien Stücken nur tausend schwäbische Ritter angeschlossen, als er am 24. Juli 1236 seine Fahrt über den Brenner hinüber nach Italien antrat.

So schlecht gerüstet, mag er es nicht ungern gesehen haben, daß bei seiner Ankunft in Verona (16. August 1236) — er hat damals wenige Tage im dortigen Benediktinerkloster von S. Zeno geweilt, in dessen mächtigem Turm noch Freskenreste von seinem Aufenthalt zeugen — Hermann von Salza und der Bischof von Reggio noch einmal den Weg der Unterhandlungen einschlugen. Diese haben jedoch zu keinem Ergebnis geführt, da Friedrich auf die Aufhebung der den Lombarden im Konstanzer Frieden zugebilligten Rechte und sofortige Auflösung des Bundesheeres drang. Es blieb also nur noch die Entscheidung durch das Schwert übrig. Sonderbarerweise jedoch wurden die Vorbereitungen dazu mit einer unbegreiflichen Lässigkeit betrieben. Friedrich ist kein Feldherr und Kriegsmann im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen; unver-

ständlich bleibt es aber doch, wie er die günstigsten Gelegenheiten zum Losschlagen versäumte. Ein Leichtes wäre es gewesen, das zwischen Piacenza und Altlodi stehende Bundesheer anzugreifen, nachdem dieses die Vereinigung des Kaisers mit den Hilfsmannschaften der ihm anhängenden Städte Cremona, Parma, Reggio und Modena bei Montechiaro unweit Desenzano ruhig hatte geschehen lassen. Statt dessen schließt er das abseits gelegene Mantua ein, mit dessen Belagerung man kostbare Monate verzettelt.

Ein Glück nur, daß sich wenigstens auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo Ezzelin den Oberbefehl führte, das Zünglein der Wage auf Friedrichs Seite zu neigen begann. Nicht wenig hatte der Anschluß Ferraras, mit dem greisen Staatsmann und Krieger Salinguerra an der Spitze, zu diesen Erfolgen beigetragen. Noch mehr schien sich das Glück den kaiserlichen Waffen zuzuwenden, als Friedrich nach seiner Vereinigung mit Ezzelin Vicenza erobert hatte und ins Paduanische und in die Mark Treviso einfiel. Da bricht der Kaiser plötzlich seinen Siegeslauf ab, um sich gegen den aufständigen Friedrich den Streitbaren von Oesterreich (s. Seite 139) zu wenden (Dez. 1236). Welche Gründe ihn zu diesem plötzlichen Schritt veranlaßten, ist heute noch nicht aufgeklärt. Bedrängnisse des Reichsheeres allein können es nicht gewesen sein, da die Schlacht auf dem Steinfeld noch nicht geschlagen war.

Daß durch den Weggang Friedrichs seine Sache nicht litt, ist lediglich dem Verdienst Ezzelins und seines Bruders Alberich zuzuschreiben. Ihnen erlagen kurz nacheinander Treviso und Padua (25. Februar 1237). Schon vorher hatte der Markgraff von Este, da ihm vor dem siegreich vordringenden Bruderpaar keine Wahl mehr blieb, seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht. Auch im Lateran greift durch diese Erfolge eine friedlichere Stimmung Platz, die eine Wiederaufnahme der Verhandlungen über die lombardische Angelegenheit zur Folge hat. Indessen Ernst

ist es schwerlich der Kurie damit gewesen. Man wollte eben nur Zeit gewinnen, um die Schützlinge des Papstes vor dem Schlimmsten zu bewahren. Mit unvergleichlicher Meisterschaft wird die Politik des Verschleppens bei den im Juli 1237 zu Brescia eröffneten Beratungen durchgeführt. Treffend hat Peter de Vineïs, den der Kaiser zugleich mit Thaddäus von Suessa und dem Erzbischof von Messina als seine Vertreter dorthin beordert, in einem Schreiben an den Erzbischof von Capua die ganze Sachlage mit den Worten gekennzeichnet: „Unser Schifflein treibet zwischen Scylla und Charybdis, zwischen den Listen der Kardinäle und Lombarden hin und her."

Auch der Kaiser hat sich wohl kaum über die wahren Absichten der Kurie einer Täuschung hingegeben. Dafür spricht schon, daß er nicht einen Augenblick die Rüstungen einstellt, ja vielmehr den Aufenthalt in Deutschland dazu benutzt, sie mit erhöhtem Eifer zu betreiben. Während man noch von Seiten der Kardinäle und der Bundesrektoren mit den kaiserlichen Gesandten unterhandelt, zieht er schon mit zweitausend Rittern das Etschtal heran. Am 12. September trifft er in Verona ein, wo alsbald die Söldlinge der reichstreuen Städte Italiens und 10 000 Mann sizilianischer Truppen, darunter die Sarazenen aus Lucera unter Gebhard von Arnstein, zu ihm stoßen. Die Vereinigung so gewaltiger Heeresmassen, wie sie Italien seit den Tagen Friedrichs I. und Heinrichs VI. nicht mehr gesehen, verfehlte nicht ihren Eindruck auf den Gegner. Nun mit einem Male ist man zu Zugeständnissen bereit, die auch die kühnsten Erwartungen des Kaisers übertreffen. Von den Vereinbarungen des Konstanzer Friedens ganz ablassend, beschlossen die Städte der Liga, Mailand und Bologna an der Spitze, sich der Gnade des Kaisers öffentlich zu unterwerfen, ihre Banner zu seinen Füßen niederzulegen und ihm außerdem Truppen für Kriegszwecke in Palästina zur Verfügung zu stellen. Leider aber scheiterte die Ausführung an dem Wider-

stand Piacenzas, das, heimlich von Venedig aufgestachelt, von einer Aussöhnung mit dem Kaiser nichts wissen will. So ist, wie vor Jahresfrist, die Entscheidung den Waffen zugewiesen. Und wieder wird sie von kaiserlicher Seite in unverständlicher Weise hinausgeschoben. Statt geradenwegs auf den Feind loszugehen, wird der ganze Oktober mit der Belagerung von Burgen im Brescianischen verloren. Selbst der Fall Mantuas (1. Oktober) hatte darin keinen Wandel geschafft, obgleich sich dem Vormarsch der Truppen nach Süden und Westen hin nun kein Hindernis mehr entgegenstemmte. Man mag sich diese sonderbare Art der Kriegführung damit erklären, daß Friedrich, wie die meisten Feldherrn früherer Zeit, von der Ansicht befangen war, ein Vorrücken sei nur dann geboten, wenn man alle festen Plätze im Rücken bezwungen habe.

Infolge dieser verkehrten Taktik hatte das meist aus Mailändern bestehende Bundesheer Zeit gehabt, ein festes, durch die Sümpfe eines Nebenflüßchens des Oglio gedecktes Lager bei Manerbio zu beziehen, aus dem es trotz wiederholter Versuche Friedrichs nicht herauszulocken war. Mit Gewalt war hier überhaupt nichts auszurichten. Friedrich führte daher jenen berühmten Scheinrückzug nach Norden aus (24. November), durch den er zugleich den Lombarden den Weg nach Mailand verlegen konnte. Denn es war klar, daß diese, welche längst das Ende eines gegen alle damaligen Gepflogenheiten in den Winter sich hinein erstreckenden Feldzugs herbeisehnten, alsobald nach Entfernung des Feindes sich auflösen und in ihre Städte sich zurückbegeben würden. Alles geschah nach Wunsch. Froh, endlich des lästigen Aufenthalts in der feuchten Sumpfluft, die sich bei dem naßkalten Novemberwetter doppelt unangenehm fühlbar machte, so leichten Kaufs enthoben zu sein, verließen die Lombarden ihre feste Stellung und schlugen guten Muts die Straße nach Mailand ein. Erst dicht vor Cortenuova, das in der weiten Ebene zwischen Soncino und

Palazzolo liegt, erfuhren sie das Nahen feindlicher Truppen vom Val Camonica her. Es bedurfte keines großen Scharfsinns, um zu erkennen, daß man in eine Falle gegangen war. Doch hat die lombardischen Heerführer ihre Geistesgegenwart in diesem schwierigen Augenblick nicht verlassen. In aller Eile überschritt man den Oglio und errichtete ein verschanztes Lager jenseits des Flusses bei Cortenuova. Aber kaum hatte man darin die Zelte und den Fahnenwagen geborgen, als schon die Vorhut des kaiserlichen Heeres unter dem Ruf „Miles, Roma! miles, Imperator!" den rastlos Arbeitenden in die Flanke fällt. Ehe noch der Kaiser am Nachmittag jenes denkwürdigen 27. November 1237 mit dem Hauptheer anlangt, ist ein großer Teil der Lombarden in die Flucht geschlagen. Die anderen, meist Mailänder und Piacentiner, sind in die Schanzen zurückgeworfen. Mit frischen Kräften wird jetzt zum Angriff auf sie vorgegangen. Ihre löwenmutige Verteidigung kann nichts mehr zur Rettung des Tages beitragen. Mit Einbruch der Nacht hatte das Waffenglück sich für die Kaiserlichen entschieden. Viele der Verbündeten fanden den Tod auf dem Schlachtfeld, andere in des Oglio durch Regengüsse angeschwollenen Fluten. Vergebens hatten die Mailänder wenigstens ihren Fahnenwagen in Sicherheit zu bringen gesucht; er wurde mitsamt den Vorräten des Lagers vom Sieger erbeutet und ihr Podestà, Peter Tiepolo, der Sohn des Dogen von Venedig, gefangen genommen. Was von dem Heer nicht gefangen oder erschlagen war, irrte flüchtig im Val Camonica oder am Comersee umher. Erst im Laufe des Dezembers wagte man, vereinzelt nach Mailand zurückzukehren. Dort hatte inzwischen die Nachricht der furchtbaren Niederlage einen förmlichen Aufstand erzeugt. Voll Wut drang das niedere Volk in die Kirchen, riß Christusbilder und Reliquien, weil sie ihnen nicht geholfen, von ihren Plätzen und trat sie mit Füßen, ohne daß die in ihrem Ansehen schwer erschütterte Obrigkeit sich dagegen einzuschreiten



getraute. Man war sich eben völlig bewußt, daß der Sieg von Cortenuova, geschickt ausgenutzt, das Ende der italienischen Freiheit bedeutete.

Auch der Kaiser hat die Tragweite dieses Sieges wohl erkannt. Wiederholt hat er seiner Befriedigung darüber, leider nicht immer in sehr sympathischer Weise, Ausdruck gegeben. Verhältnismäßig kühl und sachlich sind die Berichte über die Schlacht an seinen Schwager Richard von Cornwallis, an den Papst, die Kardinäle, den Erzbischof von York, oder in dem Zirkular an die „Reichsgetreuen" abgefaßt. Aber schon in dem Rundschreiben an die deutschen Fürsten schlägt er einen unangenehm wirkenden, pomphaften Ton an. Ebenso mutet der Triumphzug, den er zur Feier des Sieges in Cremona veranstaltet und in welchem er nach Art römischer Feldherrn den Podestà Tiepolo, an dem von einem Elephanten gezogenen Mailänder Fahnenwagen angebunden, mit sich führt, recht unerfreulich an. Bedeutend abstoßender noch wirkt das Schreiben, mit welchem er den Römern den Fahnenwagen, den „carroccio", als Geschenk übersendet, weil „diesem wertvollen Beutestück eines einzigartigen Sieges auch ein einzigartiger Platz, auf dem römischen Kapitol, gebühre". Es ist ein Gemisch von Cäsarenhochmut und plumper Schmeichelei, berechnet, bei der römischen Bevölkerung Stimmung für sich zu machen. Und nicht vergeblich hatte der Kaiser damals die fast sprichwörtlich gewordene römische Eitelkeit angerufen.

Unter dem jubelnden Beifall der Menge wurde der carroccio auf vier, in aller Eile zusammengetragenen Säulen in einem Hof des Kapitols, dem sogenannten Claustrum Cancellariae, aufgestellt. Sogar Kardinäle in ihren leuchtenden, roten Mänteln nahmen an der Feierlichkeit teil. Unter dem Wagen wurde auf kaiserlichem Wunsch eine Inschrift befestigt, die sich als einziger Ueberrest des Ganzen heute noch in einem Turmzimmer des Tabulariums auf dem Kapitol befindet. Sie spielt in schwulstigen Ausdrücken auf die Beziehungen der Römer zum Kaiser an:



Cesaris Augusti Friderici Roma secundi
Dona tene currum princeps in urbe decus.
Mediolani captus de strage triumphos
Cesaris ut referat inclita praeda venit.
Hostis in opprobrium pendebit, in urbis honorem
Mittitur; hunc urbis mittere jussit amor*.

Allerdings hat der Eindruck einer solchen Ehrung bei den wetterwendischen Römern nicht lange vorgehalten. Schon zwei Jahre darnach wurde der Fahnenwagen dem Kaiser zum Hohne verbrannt. Im Augenblick aber hatte Friedrich doch so viel erreicht, daß in Rom die kaiserliche Partei unter der Leitung der Frangipani die Oberhand gewann, zumal der Papst durch seine zweideutige Haltung alle besseren Elemente gegen sich aufbrachte.

Aber niemals vielleicht vor- oder nachher hat sich Gregor der ganzen Situation mehr gewachsen gezeigt als jetzt, wo selbst Kardinäle von ihm abzufallen drohten. Für die Sicherheit seiner Person tat er weiter nichts, als daß er auf die Schreckenskunde des kaiserlichen Sieges hin sich von Rom nach seiner Heimat Anagni begab. Doch finden wir ihn im Herbst des Jahres 1238 wieder in Rom, wo der Streit der Guelfen und Ghibellinen noch mit unverminderter Heftigkeit die Stadt durchtobt, um den Kampf gegen die letzteren aufzunehmen. In die lombardische Angelegenheit mischte sich der Papst zunächst gar nicht ein. Er mochte voraussehen, daß des Kaisers Unbeugsamkeit den Besiegten gegenüber bald die gewünschte Gelegenheit dazu bieten würde. Waren doch schon daran die Friedensunterhandlungen, die Mailand unter dem Eindruck der furchtbaren Niederlage mit ihm angeknüpft, gescheitert. Friedrich genügte es nicht

---

* Als des erhabenen Kaisers Friedrich II. Gabe behalte o Rom, den Wagen, die höchste Zierde in der Stadt! Gewonnen aus der Niederlage Mailands kommt er als ruhmvolle Beute, um des Kaisers Triumphe zu künden. Dem Feinde zur Schmach wird er da hängen, der Stadt zur Ehre wird er geschickt; ihn hieß die Liebe zur Stadt senden.

mehr, daß der Bund sich zu weit größeren Zugeständnissen bereit erklärte, als sie ihm im Konstanzer Frieden zugebilligt waren; er verlangt unbedingte Unterwerfung. Möglich, daß er dabei nur auf der äußeren Form bestehen wollte und daß er dann dem gedemütigten Mailand ein ebenso milder Richter wie anderen lombardischen Städten, die ihm lange getrotzt, Mantua, Vercelli, Chieri u. a., geworden wäre. Aber Mailand hatte zu viel auf dem Kerbholz, als daß es mit des Kaisers Nachsicht hätte rechnen können. Auch war die Erinnerung an das Strafgericht, das Barbarossa im Jahre 1162 über die Stadt verhängt, noch zu lebendig. Wer stand dafür ein, daß nicht der Enkel, wie der Großvater, die eroberte Stadt dem Boden gleich machen würde? War es nicht Feigheit, sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu überliefern, solange man noch über Mittel, sich zu wehren, verfügte? Der Mut der Verzweiflung und die Liebe zum Vaterland und zum heimischen Herd haben von jeher die edelsten Triebe im Menschen entfacht. Auch hier wurden durch sie zielbewußte, todesmutige Helden geschaffen, vor welchen alle Tapferkeit der bunt zusammengewürfelten Söldlinge Friedrichs, von denen keiner ein Interesse daran hatte, für wen und wozu er sich herumschlug, wie der Glanz des Mondes vor dem der Sonne verblich. Dazu kam, daß Friedrich dieser nationalen Erhebung noch durch unkluge Verordnungen in anderen lombardischen Städten, die sich ihm unterworfen, Nahrung gab, Verordnungen, welche zweifellos darauf hinzielten, auch hier das absolute Regiment, wie in Sizilien, einzuführen. Nicht lange währte es, da mußten sich selbst reichstreue Städte die Ernennung ihres Podestà und ihrer Verwaltungsbeamten durch ihn gefallen lassen. Das aber ertrug man in den an ihrer demokratischen Verfassung zähe festhaltenden Gemeinwesen nicht. Manche Stadt, deren Anschluß dem Kaiser von Wert gewesen wäre, wurde so in das gegnerische Lager und damit in die Arme des Papstes zurückgetrieben, der klüger die

„guten Gewohnheiten“ zu schonen und nötigenfalls den national-italienischen Standpunkt hervorzukehren wußte. Es ist übrigens kaum anzunehmen, daß die Weltgeschichte andere Wege gegangen wäre, wenn Friedrich sich zu einem billigeren Frieden nach der Schlacht von Cortenuova hätte bereit finden lassen. Ueber kurz oder lang wäre es doch zu erneutem Bruch zwischen ihm und den lombardischen Städten gekommen. Eine furchtbare Tragik aber liegt darin, daß seit dem Tag von Cortenuova die Sonne seines Glücks unaufhaltsam sich dem Untergange zuneigte. Widrige Schicksalsschläge stürmen auf ihn ein, die er nicht mehr zu bannen vermag und die schließlich mit seinem Tode den Fall eines der glanzvollsten Herrschergeschlechter auf Deutschlands Thron herbeiführten.

Vorerst hatte jedoch Friedrich scheinbar noch allen Grund sich seines Sieges zu freuen. Bis zum Beginn des Jahres 1238 war ganz Oberitalien mit Ausnahme von Mailand, Brescia, Alessandria, Piacenza, Bologna, Faënza sein. Selbst Genua war aufs neue in Verbindung mit ihm getreten. Ebenso hatten die toskanischen Städte, Florenz an der Spitze, ihren Widerstand gegen das kaiserliche Regiment aufgegeben. Dadurch sah sich Friedrich endlich in die Lage versetzt, die ganze Streitmacht, über die er verfügte, für die Niederwerfung der noch feindlichen oberitalienischen Städte zu verwenden. Und doch schien sie nicht stark genug, den Kampf mit dem arg zusammengeschmolzenen Häuflein seiner Gegner aufzunehmen. Dämmerte vielleicht in der Seele des Despoten eine Ahnung auf, welch unbesiegliche Kraft die Liebe zur Freiheit, welchen Löwenmut die Verzweiflung verleiht? Genug, außer den sizilischen Streitkräften, zu denen als Elitetruppe die Sarazenen Luceras kamen, wurden Hilfsmannschaften aus Deutschland und Burgund, ja sogar aus anderen Staaten aufgeboten. Der Kaiser selbst hat zu dem Ende an die Herrscher von Frankreich, England, Kastilien und Ungarn, ja sogar an den Kaiser Vatatzes

von Nicäa und an den Sultan von Aegypten sich gewandt. Sonderbar mutet es an, wie er seine Bitte um die Unterstützung begründet. Es könne, führt er aus, den Fürsten nicht gleichgültig sein, wenn er in diesem Kampf unterliege, da er allgemeingültige, monarchische Interessen Rebellen gegenüber verfechte. Siegten diese letzteren, so würden sich in anderen Ländern die Untertanen ebenfalls gegen ihre Herren erheben. Andrerseits könnten auch sie seines Beistands in solchen Fällen sicher sein, sobald er nur erst im eigenen Land den Aufstand niedergeworfen habe.

In der Tat strömten ihm auch aus aller Herren Länder Hilfsmannschaften zu. Nur in Deutschland zögerte man damit. Die Fürsten waren dort wieder einmal zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Sie empfanden den Aufruf des Kaisers, für die Ehre des Reiches einzutreten, bloß als drückende Last, der man sich je eher je besser entzöge. Nur ein einziger der weltlichen Fürsten, Herzog Bernhard von Kärnthen, traf mit König Konrad und dessen Truppen im Juni beim Kaiser ein, während sich von den geistlichen dem Zuge die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Magdeburg, der Patriarch von Aquileja und verschiedene Bischöfe anschlossen. Dieser Mangel an Opferfreudigkeit von seiten des weltlichen Fürstentums für die Sache des Reichs hat ohne Zweifel das Mißgeschick der folgenden Zeit mit verschuldet. Denn die Streitmacht, die sich damals in Verona um Friedrich scharte, erwies sich, obgleich sie den Lombarden um ein Bedeutendes überlegen war, doch als zu gering, die sämtlichen in Aufruhr befindlichen oberitalienischen Städte auf einmal zu belagern. Es blieb keine Wahl, man mußte versuchen, sie nacheinander zum Gehorsam zurückzuführen, ein schwerer Schlag für die Kaiserlichen, da bei der hoch entwickelten mittelalterlichen Befestigungskunst und den geringen technischen Hilfsmitteln, über welche man beim Angriff verfügte, die Belagerung einer Stadt sich oft Monate, ja Jahre lang hinzog. Auch konnte

man bei dem damals herrschenden Lehen- und Söldnersystem ein größeres Heer auf die Dauer nur unter den größten Opfern beisammen halten.

Man beschloß daher, sich nicht sofort an die schwierigste Aufgabe, das wohlverteidigte Mailand, heranzuwagen, sondern das schwächere Brescia aufs Korn zu nehmen (Juni 1238). Ein rascher Erfolg schien hier um so sicherer zu winken, weil der Bischof von Brescia dem Kaiser schon alle Burgen der Umgebung ausgeliefert hatte. Anfangs geht alles gut; ein Ausfall der Bürger wird siegreich von den englischen Hilfstruppen zurückgeschlagen. Da fällt zum Unglück der spanische Baumeister Calamandrinus, ein äußerst geschickter, findiger Kopf, den Ezzelin dem Kaiser gesandt, damit er die Belagerungsarbeiten leite, den Brescianern in die Hand. Mit oder ohne seinen Willen, wer weiß es, wird er von ihnen zum Vorsteher der Verteidigungsarbeiten ernannt. Von diesem Augenblick an kam die Belagerung ins Stocken. Wochen, Monate verstrichen, ohne daß irgendein Fortschritt erzielt wurde. Zuletzt stellt sich sogar Mangel an Lebensmitteln im Lager ein. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als Bernardo Rubeo, den Schwager des nachmaligen Papstes Innocenz IV., als Parlamentär zur Anknüpfung von Verhandlungen in die Stadt zu beordern. Aber unverrichteter Dinge kehrt er zurück; er hatte den Brescianern die Not da draußen verraten! Zum Unglück setzte dann noch ein tagelang anhaltender Regen ein, der alle Wege aufweichte und die Verwendung der Belagerungsmaschinen erschwerte. So sah sich Friedrich genötigt, die Belagerung aufzuheben und mit seinen stark zusammengeschmolzenen Scharen am 9. Oktober nach Cremona zurückzugehen. Es war nur eine Formsache, wenn er den Brescianern einen Waffenstillstand gewährte; denn an eine Wiederaufnahme der Belagerung war in der nächsten Zeit nicht zu denken. Wenn er aber hoffte, auf diese Weise die tatsächlichen Vorgänge zu verschleiern, so hat er seinen

Zweck nicht erreicht. Der Glaube an die Unbesieglichkeit der fridericianischen Waffen blieb erschüttert, um so mehr, als auch der Angriff auf Alessandria mißglückte. Selbst in Deutschland machte sich dieser Mißerfolg in einem Rückgang des kaiserlichen Ansehens geltend, um wie viel mehr in Italien, wo man in dem Bewußtsein, daß eine einzige Stadt erfolgreich einer so großen Uebermacht widerstanden, wieder stolz und kampffreudig das Haupt erhob.

Friedrich war nicht der Mann, sich das Kritische seiner Lage zu verhehlen und nicht nach einem Ausweg zu spähen, der ihn am besten aus der Klemme führte. Er glaubte ihn darin gefunden zu haben, daß er in die alten Bahnen einlenkte, wo ihm ein möglichst enger Anschluß an den Papst das Erstrebenswerteste schien. Zu spät! Gregor hatte sich schon zu tief mit den Lombarden eingelassen, als daß er seiner Politik, selbst, wenn er gewollt, noch eine andere Richtung hätte geben können. Dazu hatte Friedrich eben jetzt den Unwillen der Kurie im höchsten Maße erregt, weil er seinen tapferen und schönen Sohn Enzio (Heinz) einen Ehebund mit Adelasia, der Fürstin von Torre und Gallura auf Sardinien, hatte schließen lassen (Oktober 1238). Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erraten, daß Friedrich mit dieser Heirat die Besitzergreifung Sardiniens für sich und sein Haus bezweckte und damit Anspruch auf ein Land erhob, das die Päpste seit einem Jahrhundert, auf Grund von Bestimmungen der Konstantinischen und Pipinschen Schenkung, als ihr Eigentum betrachteten. Allerdings war dies an sich sehr zweifelhafte Recht von den auf der Insel eingesessenen Teilfürsten nie sonderlich beachtet worden; einer von ihnen, Bariso von Arborea, hatte sich sogar im Jahre 1163 freiwillig der Lehnshoheit Friedrich Barbarossas unterstellt. Dies mochte Friedrich, der von Anfang an nach einer Ausdehnung seiner Herrschaft im Sinne seiner Ahnen strebte, auch zu jener Heirat bestimmt haben, um im günstigen Augenblick die Hand nach der

Insel ausstrecken zu können. Aber er vergaß dabei, daß die Verhältnisse dort inzwischen wesentlich andere geworden. Schon Innocenz III. und nach ihm Honorius hatten mit Erfolg von Genua und Pisa, die große Länderstrecken daselbst besaßen, den Lehnseid gefordert. Dazu hatte sich im Jahre 1237 Adelasia mitsamt ihrem inzwischen verstorbenen Gatten Ubaldo Visconti förmlich dem Papst unterworfen und das Versprechen abgegeben, ihr Land, falls sie ohne Leibeserben blieben, dem Kirchenstaat zu vermachen. Eine, noch dazu hinter seinem Rücken geschlossene Verbindung mit dem staufischen Haus mußte Gregor daher um so mehr aufbringen, als Friedrich selbst im Jahre 1213 Innocenz III. eidlich gelobt, ihn bei Geltendmachung der kirchenstaatlichen Ansprüche auf Sardinien zu unterstützen. In drohenden Worten ward daher jetzt dem Kaiser sein zweideutiges Handeln vorgerückt. Es wird gerade nicht zur Verminderung des päpstlichen Zornes beigetragen haben, wenn Friedrich darauf erwidert, diese einst zum Reich gehörige Insel sei in unglücklichen Zeiten verloren gegangen. Er habe aber, wie alle Welt wissen könne, geschworen, alle dem Reich „entfremdeten Glieder“ wieder zu gewinnen und wolle hinter seinem Vorsatz nicht träge zurückbleiben. Im übrigen sei er bereit, dem Papst auf alle die Beschwerden, die er außerdem gegen ihn in dem Schreiben zum Ausdruck gebracht, Rede zu stehen.

Er hat dies letztere dann auch den Abgesandten Gregors, den Bischöfen von Würzburg, Worms, Vercelli und Parma, (Oktober 1238) gegenüber getan und in einfacher, würdiger Weise die wider ihn erhobenen Beschwerden wegen Vergewaltigung der Kirche in seinen Landen, wegen seines feindlichen Vorgehens gegen Templer und Johanniter usw. widerlegt. Aber erreicht hat er damit nichts. Im Gegenteil! Gregor war inzwischen mit Genua und Venedig ein Schutz- und Trutzbündnis eingegangen, dessen Ziel die Vertreibung des Kaisers aus seinen Erblanden war. Sonderbarerweise

blieb Friedrich, der doch sonst überall seine Horcher hatte, der Abschluß dieses Bündnisses zunächst verborgen; nur an der immer drohenderen Haltung des Papstes merkte er, daß man etwas gegen ihn im Schilde führte. Er mochte ahnen, daß sich dieser mit dem Gedanken trug, ihn von neuem, und zwar als Friedensstörer und Lästerer, zu bannen. Konnte dem aber nicht vorgebeugt werden, indem man sich der Welt recht geflissentlich als gläubigen Christen darstellte? Aus diesem Gesichtspunkt heraus wurden im Februar 1239 die Ketzergesetze für das Reich erneuert. Allein wieder hat Friedrich in der Wahl seiner Mittel fehlgegriffen. Die Lombarden hat er dadurch nur noch mehr gegen sein hartes Regiment aufgebracht, das an sich nachgerade einer Militärdiktatur glich, weil er die Entscheidung sowohl in Verwaltungs- als Justizangelegenheiten den kaiserlichen Generalkapitänen übertrug, die jedoch bis in die kleinsten Einzelheiten von ihm abhingen. Des Papstes zur Rache erhobenen Arm aber hat er damit nicht aufgehalten; denn schon am 20. März 1239, einem Palmsonntag, hat Gregor wirklich den Bann gegen ihn geschleudert. Seltsam traf es sich, daß an dem gleichen Tag der Mann, der so oft und so warm bei den vielen Mißhelligkeiten mit der Kurie als Mittler für Friedrich eingetreten, der Großmeister Hermann von Salza, in Salerno, an dessen berühmter medizinischer Hochschule er vergebens Heilung für ein todbringendes Leiden gesucht, verschieden war.

* * *

Ahnungslos, was zu Rom vorging, hatte der Kaiser diesen „Tag der Rache und des Zorns“, wie er ihn später selber nennt, mit Ezzelin zu Padua auf dem Prato della Valle, der heutigen Piazza Vittorio Emanuele, von einer jubelnden Volksmenge umgeben, verbracht. Die Hiobspost kann nicht vor dem 8. April dort angelangt sein, weil wir noch ein Schreiben Friedrichs vom 7. April besitzen, worin

er die Kardinäle, wie schon öfters, um ihre Vermittlung anruft, damit der Papst nicht zum Aeußersten schreite. Wir wissen nicht, wie er die niederschmetternde Kunde aufnahm. Aber er tat sofort Schritte, die Wirkung des Bannfluchs abzuschwächen. Wenigstens erzählt Rolandin, der glaubwürdige zeitgenössische Chronist von Padua, daß er alsbald die Bürger zu sich aufs Rathaus beschieden. Dort richtet zuerst Peter de Vineïs an sie das Wort, indem er in beweglichen Ausdrücken den Gerechtigkeitssinn und die Milde des Kaisers schildert, wobei er die Verse aus Ovids Heroides V (Phaedra) zugrunde legt:

> Leniter, ex merito quidquid patiare, ferendum est;
> Quae venit indigno, poena dolenda venit*.

Nach ihm sprach Friedrich selbst, der im vollen kaiserlichen Schmuck in sich versunken der Rede Peters beigewohnt, die Versammelten an, indem er den Bannfluch des Papstes als einen zu Unrecht bestehenden bezeichnet. Es scheint jedoch weder ihm, noch Peter gelungen zu sein, die Anwesenden zu überzeugen. „Von mannigfachen Gedanken bewegt, begaben sich die Paduaner nach Hause", bemerkt lakonisch Rolandin. Doch hing von der Art, wie der Bann aufgefaßt wurde, zu viel für Friedrich ab, als daß er sich durch diesen einen Mißerfolg von weiterer Selbstverteidigung hätte abschrecken lassen. Schon am 20. April hat er daher in einem offenen Rundschreiben an alle Fürsten des Erdkreises seine Schuldlosigkeit beteuert und all das, was er seit dem Frieden von San Germano an geheimen Angriffen und Ränken der Kurie erduldet, aufgedeckt. Auf uns macht das Schriftstück mit seinen bombastischen, an apokalyptische Bilder erinnernden Ausdrücken und Wendungen einen recht unsympathischen Eindruck. Möglich jedoch, daß für die damalige Zeit, die sich im

* Was nach Verdienst du erleidest, das mußt du geduldig ertragen;
Strafe, die unverdient, gibt dir zur Klage ein Recht.



häufigeren Zitieren von Bibelstellen gefiel, gerade der richtige Ton darin angeschlagen war.

Der Papst hat natürlich diesen Fehdebrief Friedrichs nicht ruhig hingenommen. Seine Antwort darauf atmet einen blinden Fanatismus, der keinen Unterschied mehr zwischen Wahrheit und Dichtung kennt. Haltlose Gerüchte werden darin als Tatsachen hingestellt, und zwar mit einer so unvergleichlichen Meisterschaft, daß selbst eine weniger kritiklose Zeit, als das Mittelalter, sich dadurch könnte täuschen lassen. Etwas wie Posaunenton des jüngsten Gerichts weht uns heute noch aus dieser Anklageschrift entgegen.

Der gleichen unlauteren Kampfesart haben sich dann auch die von Gregor nach Deutschland entsendeten Boten befleißigt, welche das Ansehen des Kaisers bei Fürsten und Volk untergraben und für einen Gegenkönig Stimmung machen sollten. Zum Glück aber gingen sie so roh und ungeschickt dabei zu Werke, daß sie überall nur Widerspruch erregten. Besonders hatte sich ihr Führer, der Archidiakonus Albert Beham von Passau, dadurch verhaßt gemacht, daß er die außerordentlichen Vollmachten, mit denen ihn der Papst ausgestattet, dazu benutzte, die seinen Plänen widerstrebenden Geistlichen zu exkommunizieren und selbst hohe Würdenträger, Erzbischöfe und Bischöfe, ihres Amtes zu entsetzen. So in ihrer ganzen Existenz bedroht, traten sie, an ihrer Spitze der greise Erzbischof Eberhard von Salzburg, dem späterhin nach dem Konzil von Lyon seine Anhänglichkeit an den Kaiser Amt und Würden gekostet hat, geschlossen für den Kaiser ein. Ein Schreiben an den Papst ward abgefaßt, worin sie ihm den Rat geben, den Bann gegen Friedrich zurückzunehmen, da sonst die Kurie durch ihr Handeln der Welt ein Aergernis geben und dem katholischen Glauben Gefahr bringen werde. Auch die weltlichen Fürsten bekannten sich seit der Aussöhnung Friedrichs des Streitbaren mit dem Kaiser (Ende 1240) mehr oder weniger zu Friedrich.

Inzwischen hatte sich Gregor vergeblich in Deutschland, wo sich keiner der Fürsten zu dieser undankbaren Rolle hergeben wollte, und in anderen Ländern nach einem Gegenkönig umgesehen. Kurzerhand lehnte der sonst so kirchlich gesinnte König von Frankreich, Ludwig IX., den Vorschlag einer Kandidatur seines Bruders, des Grafen Robert von Artois, ab. „Friedrich", so schreibt er, „sei ihm stets ein treuer Nachbar gewesen; auch habe er an seinem Glauben nie etwas Bedenkliches gefunden. Dem Papste könnten vielmehr die Hörner des Stolzes und Uebermuts wachsen, wenn er alle Reiche so leicht unter seine Füße bringen würde." Ebensowenig Gegenliebe fand dessen Werben in England, obgleich dort der feige König Heinrich III. nicht einmal so weit für den Schwager einzustehen wagte, daß er die Verkündigung des Bannes verhinderte. Aber das Volk, schon lange der schamlosen Art satt, mit der die Kirche dort den Zehnten eintrieb und immer neue Steuern erhob, wollte von einem solch unerhörten Eingriff des Papstes in die Rechte weltlicher Fürsten nichts wissen und nahm warm für den Kaiser Partei. Auch in anderen Ländern wurden überall Sympathiekundgebungen für diesen laut. Eine Massenerhebung zu seinen Gunsten hat aber nicht stattgefunden. Friedrich hat wohl auch schwerlich daran gedacht. Ihm war es mehr um moralische Eroberungen zu tun, die ja doch im Gefolge haben mußten, daß bei dem nun offen ausbrechenden Krieg gegen Papst und Lombarden jenem nicht zu viel Hilfsmannschaften aus anderen Staaten zuströmten. So war er wenigstens Gregor an irdischen Streitkräften weit überlegen. Aber das war eben der Fehler in seiner Rechnung, daß er sich der Hoffnung hingab, einem solchen Gegner mit Waffengewalt beikommen zu können.

Dem Papst in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Christenheit standen ganz andere, nie versagende Hilfsmittel zur Verfügung. Oberster Verwalter der göttlichen Sakramente und damit Spender aller Heilsgnade, die ein Mensch

nach mittelalterlicher Anschauung empfangen mußte, um zum ewigen Leben einzugehen, herrschte er unbedingt über die Gemüter der Christenheit. Wie leicht ließ sich diese fürchterliche und doch nicht faßbare Macht zum Schaden des Kaisers verwenden! Schon jetzt hatte man es von seiten der Anhänger des Papstes, vor allem durch die Seelsorger, versucht, in Sizilien die Untertanen gegen ihren Herrn aufzuwiegeln. Was nützte es viel, wenn Friedrich sich mit den schärfsten Maßregeln gegen solche Einflüsse zu schützen sucht, wenn er seinen Landeskindern Beziehungen mit Rom unter Androhung der Todesstrafe durch den Strang verbietet, wenn er Mönche lombardischer Herkunft aus dem Lande weist, desgleichen alle Edelleute, die sich an früheren Aufständen beteiligt, und die Geistlichen, welche sich um des auf dem Kaiser lastenden Bannes willen weigern, Gottesdienst abzuhalten? Die römische Kirche behielt doch ihre Macht über die Gemüter. Ebensowenig gelang der Versuch, den Staat von der kirchlichen Obervormundschaft zu befreien, indem man den Geistlichen immer mehr Vorrechte entzog und sie schließlich auf eine Stufe mit den übrigen Bürgern stellte. Wie hätte es auch anders sein können, nachdem sich selbst im modernen Staat die Gegensätze zwischen weltlicher und kirchlicher Herrschaft noch nicht ausgeglichen haben und Friedrich damals mit einer Welt von Vorurteilen, Kritiklosigkeit und Aberglauben zu ringen hatte, von welcher wir uns heute nur schwer eine Vorstellung machen können. Auch mochte ihm der Staat, den er ohne Mithilfe der Priesterschaft aufrichten wollte, selbst noch in recht unsicherem Lichte vorschweben; wie hätte er sonst jede Denkfreiheit bei seinen Untertanen unterdrücken können, da sie doch die wirksamste Stütze für jenen nun beginnenden Kampf mit der Kirche darbot? Aber er verstand es doch, diesen Staat so fest zu fügen, daß eine offenkundige Auflehnung gegen sein Regiment nicht eintrat. Vergeblich versuchte man von kirchlicher Seite ihn abzusetzen

und seines Landes verlustig zu erklären. Man war damals zu Rom des Erfolges so sicher, daß man den Helfeshelfern bei der geplanten Eroberung des Inselreichs, den Genuesen und Venezianern, schon einen erklecklichen Anteil an der Beute zusprach. Aber sowohl der Einfall der Päpstlichen in die Terra di Lavoro zu Beginn des Jahres 1240, als derjenige der Venezianer zu Ende des gleichen Jahres in Apulien ward siegreich von den fridericianischen Truppen zurückgeschlagen. Die Venezianer kamen bei ihrer Landung nicht weit über Termoli hinaus und konnten noch von Glück sagen, daß sie vor der erbitterten Bevölkerung und der nachsetzenden kaiserlichen Heeresabteilung auf ihren 25 Galeeren unbehelligt die hohe See gewannen.

Friedrich hat sich übrigens in empfindlicher Weise an dem gewinnsüchtigen Krämervolk für diesen Ueberfall gerächt, indem er den ihm befreundeten Emir von Tunis veranlaßte, jede Handelsverbindung mit jenem abzubrechen. Zu gleicher Zeit ward das gegen die venezianische Herrschaft sich auflehnende Zara in Dalmatien unterstützt.

Es war übrigens kein Wunder, daß sowohl der Angriff der Venezianer als der des Papstes ergebnislos verlief. Man hatte ja von seiten der kaiserlichen Regierung das Menschenmögliche getan, um besonders Unteritalien gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Die Regesten vom Oktober 1239 bis Mai 1240 zeigen, wie viel dazumal für die Befestigung von Plätzen, Häfen und Grenzorten und deren Verproviantierung geschehen ist. Aber noch lag mitten in Friedrichs Landen als Stütze der Päpstlichen das wichtige Benevent, welches einst Kaiser Heinrich III. der Kurie zum Geschenk gemacht hatte. Friedrich ging schon im Jahre 1239 gegen diesen „Stein des Anstoßes, diesen Fels des Aergernisses“, einstweilen in der Weise vor, daß er den Bewohnern jede Zufuhr von Lebensmitteln abschnitt. Regelrecht belagert hat er die Stadt ein Jahr darnach, fand aber dabei den hartnäckigsten Widerstand. Erst im

April 1241 mußte sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben, ein schwerer Schritt, da der Kaiser ihr des öfteren während der Belagerung den Untergang geschworen. Aber wie so oft der Charakter dieses Mannes die seltsamsten Widersprüche aufweist, wie bei ihm manchmal ganz unvermittelt grenzenlose Rachsucht mit einer unbeschreiblichen Güte wechselt, so verfuhr er auch trotz seiner Drohungen mit dem zitternden Benevent außerordentlich schonend. Die ganze Strafe hat sich auf Entwaffnung der Bürger und Schleifen der Stadtmauern beschränkt. Es ist einfach eine vom Parteihaß erfundene Lüge, wenn eine Inschrift am Glockenturm der dortigen Kathedrale von der „Verwüstung der Stadt" durch Friedrich spricht. Außerdem steht dieser Fall um jene Zeit nicht vereinzelt da. Auf dem oberitalienischen Kriegsschauplatz durfte auch Faënza, das nach halbjähriger Belagerung am 14. April 1241 kapitulieren mußte, sich der gleichen kaiserlichen Gnade erfreuen, obgleich Friedrich allen Grund hatte, erzürnt auf die Einwohner zu sein, welche im Jahre 1226 bei dem Durchzug seiner Truppen einen seiner treuesten Diener, den sie für den Kaiser selbst gehalten, ermordet hatten. Es mag ja sein, daß diese Milde lediglich politischen Erwägungen entsprang. Er hatte nur zu oft die Erfahrung gemacht, daß kaum bezwungene Städte, welchen er die Schärfe des Schwerts hatte fühlen lassen, sofort nach seinem Abzug wieder gegen ihn aufstanden.

* * *

Der Krieg in der Lombardei setzte sich seit dem Mißerfolg von Brescia nur aus ewigen Hin- und Hermärschen, aus Belagerungen, Uebergaben und Revolten zusammen; denn man hütete sich wohl, dem Kaiser in offener Feldschlacht zu begegnen, wenn auch seit dem Abfall Alberichs da Romano (Mai 1239) und Azzos von Este (Juni 1239) die kaiserliche Macht in Oberitalien stark im Schwinden war. Bei den relativ kleinen Heeren, die man dazumal

ins Feld stellte und der mangelhaften Belagerungskunst, welche es meist nicht einmal fertig brachte, die Belagerten ganz von der Verbindung mit der Außenwelt abzuschneiden, war man zudem hinter den festen Stadtmauern sehr im Vorteil gegen den da draußen allen Unbilden der Witterung ausgesetzten Gegner.

So gelang es auch, den längst in Aussicht genommenen Angriff Friedrichs auf Mailand (September 1239) abzuschlagen. Dort weiß der geschickte Verteidiger der Stadt, Gregor de Montelongo, die Entscheidung durch Vermeidung jeder Feldschlacht und künstliche Ueberschwemmungen infolge Stauung der Adda und des Lambro, die ein Vorrücken der kaiserlichen Truppen unmöglich machen, so lange hinzuhalten, bis die schlechte Jahreszeit herannaht. Und diese kam den Belagerten noch dadurch zu Hilfe, daß Anfang November ein wolkenbruchartiger Regen sich einstellte. An eine Fortsetzung der Belagerung war bei dem aufgeweichten Boden und den gefährlich anschwellenden Flüssen gar nicht mehr zu denken. Schlimmer noch als der Verlust an Zeit, Mannschaften und Geld war die moralische Einbuße, die Friedrich dadurch erlitt, daß man in dem Aufruhr der Elemente einen Fingerzeig Gottes sah. Er hatte erklärt, daß er in Mailand der Schlange der Rebellion den Kopf zertreten werde; und nun hatte ihn der Himmel selbst zurückgewiesen. Täglich nahm die Zahl der Abtrünnigen zu, besonders, seit der Papst durch seinen offenen Anschluß an die Lombarden den Verrat an dem weltlichen Oberhaupt als eine Gott wohlgefällige Handlung hinstellte. Friedrich durfte froh sein, wenn der Aufstand nicht auch ihm bisher treu ergebene Städte ergriff, und diese sich gegen den immer kühner andrängenden Feind behaupteten. Ein Glück nur, daß er an Toskana und seinen Städten, Florenz, Pisa, Lucca und Siena, jetzt einen festen Rückhalt findet. So bleibt wenigstens eine der großen Heerstraßen, welche von der Lombardei aus durch den Apennin hinunter nach Mittel-

und Unteritalien führen, der Weg über den Paß von Pontremoli zum Durchmarsch seiner Truppen frei, während die andere an der Ostküste Italiens, die alte Via Aemilia, seit Juli 1239 mit der Besetzung Ravennas durch die Genuesen und Venezianer ihm verschlossen war.

Während so in der Lombardei das Waffenglück sich immer mehr zugunsten der Lombarden entschied, hatte Enzio, vom Vater 1239 zum Generallegaten ernannt und mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet, den Krieg mit besserem Erfolg in den Kirchenstaat hineingetragen, wo einzelne Städte, wie Macerata und Jesi, der Geburtsort Friedrichs, sein Bethlehem, wie er es zuweilen nennt, sich dem Kaisersohn freiwillig angeschlossen. Und als nun gar Friedrich von Toskana her zu Beginn des Jahres 1240 an der Spitze einer beträchtlichen Truppenmacht erscheint, da bricht die päpstliche Herrschaft fast überall zusammen. Möglich, daß die unschlüssige Haltung des päpstlichen Heerführers, des Kardinals Colonna, mit schuld an diesem allgemeinen Abfall war. Jedenfalls hatte der Kaiser allen Grund zu triumphieren. Stolz ruft er dem Erzbischof von Messina zu, der sich anbietet, noch einmal zwischen ihm und dem Papst den Mittler zu spielen, er wollte nicht eher halt machen, als bis alles, was dem Reich gehöre, ihm auch zurückgegeben sei.

Uebrigens wäre der Erzbischof mit seinem Versuch auch bei Gregor auf taube Ohren gestoßen. Hatte doch dieser noch kurz vorher die Boten des Kaisers, welche ihn zur Einberufung eines schiedsrichterlichen Konzils bestimmen sollten, ungehört ins Gefängnis werfen lassen. Er war zum äußersten Widerstand entschlossen. Weder der Abfall Viterbos, noch derjenige Tivolis, das schon die Fahnen aufsteckte, um Friedrich als seinen Herrn zu empfangen, noch das Landen der sizilischen Flotte in Civitavecchia oder die Umtriebe der kaiserlich gesinnten Frangipani in Rom selbst, welche Friedrich mit Geldopfern und Gunstbezeugungen aller

Art unterstützte, konnten ihn in seinem Entschluß wankend machen. Schon rüstet sich Friedrich, um baldigst als Sieger in die ewige Stadt einzuziehen. Da zeigt es sich wieder einmal, was ein fester Wille, das kraftvolle Einsetzen einer Persönlichkeit vermag. Als die Kunde vom Nahen des Kaisers am 23. Februar 1240 sich in Rom verbreitete, da bagab sich Gregor mitten durch die tobenden Volksmassen hindurch in feierlicher Prozession von St. Peter nach dem Lateran. Allmählich verstummt das Geheul und Gejohle der Menge, staunend schaut man zuerst dem ruhig dahinwandelnden Zug nach, langsam löst sich das Staunen in Bewunderung, schließlich in zustimmende Begeisterung über eine solche Unerschrockenheit auf. Es hätte garnicht mehr der spitzen Wortpfeile bedurft, die Gregor, am Ziele angelangt, gegen den „Vergewaltiger der Kirche und des heiligen Vaters" schleudert, die Wetterwendischen geben sich ihm auch so gefangen. Man stößt und drängt sich, um aus seiner Hand das Abzeichen als Verteidiger der Stadt zu empfangen. Was nützt es, daß Friedrich befiehlt, solche „Kreuzfahrer", wenn man ihrer habhaft werde, mit einem glühenden Eisen zu zeichnen, diesem wild erregten Fanatismus gegenüber waren seine Kräfte zu schwach: die Stadt war und blieb für ihn verloren. Wohl ist er noch im Juni des gleichen Jahres (1240) mit neuen Streitkräften von seinem Königreich aus zur Eroberung Roms aufgebrochen; da aber haben ihm schon an der Grenze des Kirchenstaats die deutschen Fürsten halt geboten, im guten Glauben, daß der bis auf die Spitze getriebene Konflikt doch noch durch ihre Vermittlung einer friedlichen Lösung fähig wäre. Friedrich hat sich ihnen gefügt; und auch der Papst hat die Vorschläge, die ihm der Deutschordensmeister im Namen der deutschen Fürsten überbrachte, nicht rund zurückgewiesen, weniger wohl infolge der Drohung der Fürsten, im Verweigerungsfall den Kaiser kriegerisch zu unterstützen — er mochte recht wohl durch-

schauen, wie wenig ernst gemeint dies war — sondern wegen der Ebbe in der päpstlichen Kasse. Im Augenblick war ihm daher eine Waffenruhe höchst willkommen. Seine versöhnliche Stimmung dauerte gerade so lange, bis Hilfsgelder aus Frankreich und England anlangten. Alsbald wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen unter dem Vorwand, daß man ohne die Lombarden, welche auf ausdrücklichen Wunsch Friedrichs im Waffenstillstand nicht mit inbegriffen waren, keinen Frieden zu schließen vermöchte. Den eigensinnigen alten Mann kümmert es wenig, daß eine solche Handlungsweise bei allen Bessergesinnten seiner Umgebung die herbste Verurteilung findet, daß sein bester Feldherr, der angesehenste unter den Kardinälen, Colonna, voll Empörung darüber zum Feinde übergeht: sein ganzes Streben ist nur auf das Eine, auf die Vernichtung des Gegners mit allen ihm zugänglichen Mitteln gerichtet. Und dies Ziel schien insofern doch näher zu rücken, als auf dem oberitalienischen Kriegsschauplatz die guelfische Partei immer weitere Fortschritte zu verzeichnen hatte.

Eben erst war Ferrara (Juni 1240), das bis dahin unter des umsichtigen Salinguerra Leitung treu zum Kaiser gehalten, nach viermonatiger Belagerung durch den Verrat eines der angesehensten Männer in der Stadt, Hugo Ramperti, in die Hände der Venezianer und Azzos von Este gefallen. Dies Ereignis hatte in sonst rein ghibellinischen Städten, wie Cremona, Parma, Reggio, Modena, Aufstände gegen das herrschende Regiment hervorgerufen, ohne daß der Kaiser, der damals den ganzen Juli schwer krank am Fieber darniederlag, mit Nachdruck dagegen hätte einschreiten können. Zudem sah er sich bald darauf in seinen kriegerischen Operationen durch die Belagerung Faënzas gehemmt (vergl. Seite 170). Er mochte wohl, wie bei Ravenna, dessen Eroberung ihm damals nach vier Tagen gelungen war (22. August 1240), auf geringen Widerstand rechnen, zumal da er der Stadt alle Verbindungen abge-

schnitten hatte. Aber die Bürger setzten sich so kräftig zur Wehr, daß der ganze Winter darüber hinging. Bewunderungswürdig ist es dabei, zu sehen, wie geduldig Friedrich, der kaum Genesene, an ein üppiges Leben Gewöhnte, die Strapazen und Entbehrungen eines so langen Lagerlebens ertrug. Und dazu gesellt sich schließlich auch noch Geldmangel in der kaiserlichen Kasse infolge der Summen, die ein so großes Heer, wie es die Einschließung einer Stadt von 36000 Einwohnern erforderte, verschlang. Mit dem Verpfänden der kaiserlichen Juwelen ward nur vorübergehend Wandel geschafft. Da hat Friedrich endlich in der höchsten Verlegenheit zu einem Hilfsmittel gegriffen, das schon ein Jahrhundert vor ihm der Doge von Venedig, Domenico Michele, bei seinen Kriegen um Venedigs Machtstellung in Syrien mit Erfolg angewandt. Er ließ Münzen aus Leder anfertigen, denen man die gleiche Prägung wie seinen berühmten Goldmünzen, den Augustalen, gab, d. h. auf der einen Seite den Kopf des Kaisers, auf der anderen das Wappen des staufischen Hauses. Unter dem Versprechen, in besseren Zeiten sie gegen wirkliche Augustalen wieder einzulösen, wurden sie in Umlauf gebracht. Es ist jedenfalls ein gutes Zeichen für das Ansehen, das Friedrich genoß, und für den Glauben an die Unerschöpflichkeit seiner Geldquellen, daß man sie allerorts wirklich als vollwichtige Münze annahm. Uebrigens hat Ludwig IX. von Frankreich den gleichen Ausweg zehn Jahre darnach (1250) eingeschlagen, als er empfindlichen Geldmangel während des unglücklichen Kreuzzugs nach Aegypten litt.

Aber auch sonst ward der Kaiser durch die sich so lang hinschleppende Belagerung in arge Verlegenheit gesetzt. Wie sehr mußte ihm daran liegen, möglichst bald die Hände frei zu bekommen, nachdem Gregor für Ostern eine allgemeine Kirchenversammlung anberaumt hatte.

* * *



Friedrich hatte den Papst wiederholt im Laufe der letzten Jahre um die Einberufung einer solchen ersucht, damit man dort die von der Kurie erhobenen Beschwerden gegen ihn einer sorgfältigen Prüfung unterziehe. Nun, nach langem Widerstreben, war die letztere darauf eingegangen; allein die Art, wie die Einberufung geschah, ließ keinen Zweifel darüber, daß sie nicht dem Streben nach einem Ausgleich, sondern der Absicht, dem Gegner noch mehr zu schaden, entsprang. Lediglich des Kaisers schlimmste Feinde, der Markgraf Azzo von Este, der Doge von Venedig, der Graf von San Bonifacio, Alberich da Romano und andere wurden zur Teilnahme daran aufgefordert, während man keine Einladungen an den Klerus der reichstreuen italienischen Städte, von Deutschland oder Sizilien sandte. Daß bei einer solchen Zusammensetzung der Versammlung jedes unparteiische Urteil ausgeschlossen war, daß man im Gegenteil blos die Vernichtung des gemeinsamen Feindes im Auge haben würde, war klar. Nur ein Radikalmittel gab es dagegen: das Zustandekommen des Konzils überhaupt zu hindern. In diesem Sinne hat sich der Kaiser sofort, als er Näheres über die Sachlage erfuhr, an die Könige von Frankreich und England mit der Bitte gewandt (Sept. 1240), in ihren Ländern verkündigen zu lassen, daß er den das Konzil besuchenden Prälaten keinen Durchzug durch sein Reich gewähren würde. Päpstlicherseits aber suchte man dem zu begegnen, indem man insgeheim einen Vertrag mit Genua abschloß, wonach dieses die aus Spanien, Frankreich und England dort anlangende Geistlichkeit zu Schiff nach Civitavecchia befördern sollte.

Indes genügte die vereinbarte Ausrüstung von 27 Fahrzeugen, für die sich die Genuesen als echte Handelsleute die stattliche Summe von 3550 Pfund bezahlen ließen, lange nicht, um alle die im Laufe des März in Genua zusammenströmenden Kirchenfürsten und höheren Geistlichen aufzunehmen. Ein Teil kehrte daher unverrichteter Dinge gleich wieder

um. Andere, meist Spanier, schlugen trotz des kaiserlichen Verbots den Landweg ein. Sie sind jedoch nur bis Porto Venere bei Spezia gekommen, wo sie die inzwischen eingelaufene Hiobspost von der Vernichtung der genuesischen Flotte (siehe unten) erreichte und schleunigst zurück in die Heimat trieb. Die Uebrigen hatten sich, den päpstlichen Legaten Otto aus England und den Kardinal Jakob von Präneste an der Spitze, am 25. April unter dem jubelnden Zuruf der Menge eingeschifft. Man ahnte nicht, daß man geradenweges dem Verderben entgegensegelte. Denn am kaiserlichen Hof, wo man trotz der Heimlichkeit, mit der die Ausrüstung der gedungenen Fahrzeuge erfolgte, von allen Vorgängen in Genua aufs genaueste unterrichtet war, hatte man längst seine Maßregeln für einen solchen Fall getroffen. Wollte man dort wirklich die Abhaltung des Konzils hindern, so konnte es nur noch auf gewaltsame Weise geschehen, nachdem Friedrich es vergebens auf gütlichem Wege zuerst bei den Genuesen, die er durch das befreundete Pisa bitten ließ, von der Stellung der Schiffe abzustehen, und schließlich bei den Prälaten selbst versucht hatte. Nach Matthäus Paris hat er letzteren sogar eine Zusammenkunft vorgeschlagen, damit er ihnen persönlich die Gründe seines Zerwürfnisses mit dem Papst darlegen könne; sie aber hätten jede Berührung mit einem von der Kirche Gebannten kurzer Hand abgelehnt. Auch der von Seiten seiner genuesischen Parteigänger vor Abgang der Flotte geplante Putsch war durch die Umsicht des Podestà von Genua, Wilhelm Surdo's, mißglückt. So blieb kein anderer Ausweg, als die genuesische Flotte während der Fahrt aufzuheben und sich der Prälaten zu bemächtigen.

Friedrich hat eine solche Möglichkeit ohne Zweifel schon im Februar 1241 ins Auge gefaßt. Wenigstens hat damals auf den Werften des Königreichs eine fieberhafte Tätigkeit begonnen. Eine Anzahl neuer Schiffe wurde ge-

baut, alte wieder in stand gesetzt und unter dem Oberbefehl des Admirals Ansaldo de Mari, eines geborenen Genuesen, mit der starken pisaner Flotte vereinigt. Im Hafen von Livorno wartete man die Nachricht von der Abfahrt der Genuesen ab.

Bei Portofino, am Golf von Spezia, erhielten diese die Kunde der ihnen drohenden Gefahr. Aber obgleich bei der Ueberlegenheit des Feindes — 67 Schiffe gegen 27 — ein Kampf völlig aussichtslos war, will der Befehlshaber Jakob Malocello weder von einer Aenderung des Kurses in die hohe See, noch von dem Abwarten weiterer Verstärkungen aus der Heimat etwas wissen. Tollkühn steuert er geradenwegs in die pisanischen Gewässer hinein. Südöstlich von Elba zwischen den Inseln Giglio und Monte Christo holt ihn das feindliche Geschwader (3. Mai 1241) ein. Rasch sieht sich Malocello von ihm umzingelt, so daß kein Entweichen mehr möglich ist. Binnen weniger Stunden sind von den 27 genuesischen Schiffen drei in den Grund gebohrt, neunzehn müssen sich ergeben, die übrigen suchen ihr Heil in der Flucht; zweitausend Menschen fanden ihren Tod in den Fluten. Die Niederlage war eine so vollständige, daß sie auf lange hinaus der vereinigten pisaner und kaiserlichen Flotte das Uebergewicht über die Genuesen zur See verschaffte. Indes haben damals wohl weder Sieger noch Besiegte an eine solche Tragweite der Schlacht, die ja auch erst in der Folgezeit sich geltend machte, gedacht. Alles trat hinter der einen Tatsache zurück, daß sich über hundert hohe geistliche Würdenträger, darunter drei Prälaten, mitsamt dem Kriegsschatz, den der Legat Otto in England gegen den Kaiser gesammelt, in der Gewalt der Verbündeten befanden.

Friedrich hat die Freudenbotschaft noch in Faënza, das sich inzwischen ergeben hatte, erhalten. Auf seinen Befehl wurden die Gefangenen zunächst nach Neapel und dann auf das Schloß zu Melfi, der alten Normannenresidenz

in der Basilicata, gebracht. Mit Ausnahme des Erzbischofs von Präneste, der durch seine heimlichen und öffentlichen Wühlereien gegen den Kaiser jedes Anrecht auf dessen Gnade längst verwirkt, erfreuten sie sich übrigens alle einer verhältnismäßig milden Behandlung. Friedrich hat sie sogar einmal in seinen Schlössern, damit sie deren Pracht bewundern sollten, herumführen lassen.

Trotzdem ist ihm die Inhafthaltung von Dienern der Kirche nicht nur vom Papst, sondern auch von allen Strenggläubigen zum schweren Vorwurf gemacht worden; ja, vielleicht wäre auch der spätere Abfall von ihm ohne dieses nicht so allgemein gewesen. Selbst freier Denkende haben in dem Angriff von Monte Christo nicht mit Unrecht eine freche Verhöhnung der völkerrechtlichen Vereinbarung, wonach der friedlich seines Weges dahinziehende Priester unantastbar war, gesehen. Und wenn man vorurteilslos den weiteren Gang der Ereignisse betrachtet, dann möchte man heute noch wünschen, diese Tat sei nicht geschehen. Denn sie hat im Grunde genommen Friedrich doch nur Mißerfolg auf Mißerfolg gebracht. Zwar die Abhaltung des Konzils und die wahrscheinlich geplante Verkündigung seiner Absetzung hat er damit verhindert; aber eine solche würde an sich bei den Bessergesinnten allgemein auf Widerspruch gestoßen sein. Nun aber war nicht er, sondern der Papst der leidende Teil; und wie wurde diese günstige Position von diesem ausgenutzt! Die gefangenen Prälaten wurden zu Märtyrern gestempelt, obwohl es Gregorn ein Leichtes gewesen wäre, sie aus ihrer Haft zu befreien. Er brauchte nur die billigen Friedensbedingungen anzunehmen, die ihm Richard von Cornwallis, der Schwager des Kaisers, in dessen Namen überbringt. Aber obgleich Friedrich seinen Forderungen durch einen Einfall in den Kirchenstaat Nachdruck zu geben sucht, obgleich zu dem Papst von Norden und Osten her immer lautere Hilferufe wegen der gewaltig anschwellenden

Mongolengefahr dringen, er bleibt gegen alle Vorstellungen, die ihn von dem einen Ziel, der Vernichtung des Gegners, abbringen könnten, taub. Ja, er läßt sogar das alberne Gerücht aussprengen, Friedrich selbst habe die Mongolen nach Europa gerufen, damit sie den Papst zu einem Eingehen auf des Kaisers Wünsche zwängen. Die beste Waffe aber hat dann Friedrich selbst der Kurie dadurch in die Hände gegeben, daß er in der Stunde der Gefahr nicht zu seinem Volke stand.

* * *

Schon seit den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts hatte sich die Kunde von dem Nahen eines fremden Erobererheeres aus den Steppen Rußlands verbreitet. Noch hörte sich die Schilderung von der Unbezwinglichkeit, der Grausamkeit dieser rohen Barbarenhorden, die unter ihrem Führer, dem großen Dschingis-Chan, im raschen Siegeslaufe Asiens größte Reiche über den Haufen geworfen hatten, wie eine von fern her klingende Sage an. Da, mit einemmale, nachdem Dschingis-Chans Enkel, Batu, im Jahre 1237 den letzten Widerstand Rußlands gebrochen, klopft die bisher in unsicheren Umrissen geschaute Gefahr greifbar, unheilschwanger auch an Europas Türe. Im März 1240 trafen die ersten Mongolen in den oberen Weichselgegenden und in Ungarn ein, von Batu selbst über die Karpathenpässe geführt. In wenig Tagen ist ganz Polen und Ungarn von den nachdrängenden Scharen überflutet. Wohin sich auch der Weg dieser Halbwilden wendet, überall lassen sie ein wüstes Chaos von rauchenden Trümmerhaufen, zerstampften Feldern, erschlagenen oder verstümmelten, unglücklichen Menschen zurück. Was hilft es, daß sich ihnen der Ungarnkönig Bela bei Mohi in offener Feldschlacht entgegenstemmt (März 1241); er wird, wie kurz nachher die Polenherzöge Boleslaw von Oppeln und Wladislaw von Sandomir, die den Barbaren den Uebergang

über die Oder wehren wollen, geschlagen. So liegt ganz Schlesien dem furchtbaren Feinde offen. In aller Eile hatte Herzog Heinrich von Niederschlesien ein Heer von 30 000 Streitern zusammengerafft, mit dem er am 19. April 1241 den weit überlegenen Horden bei Liegnitz die Spitze zu bieten wagte. Die Schlacht endete, wie vorauszusehen war, mit einer völligen Niederlage der Deutschen. Herzog Heinrich und seine Getreuen büßten ihr kühnes Unterfangen mit dem Heldentod auf der Wahlstatt. Angst, Furcht und Grauen erfaßt allerorten die Gemüter. Man erkennt, daß nur durch ein festes Zusammenhalten das Verderben abgewendet werden kann. So wird in all' den zunächst bedrohten Ländern, in Skandinavien, Dänemark und England das Kreuz gegen die furchtbaren Feinde aller europäischen Kultur gepredigt.

Naturgemäß steht Deutschland, als das am meisten gefährdete, im Vordergrund der ganzen Bewegung. Die gemeinsame Gefahr führt seine Fürsten, von denen jeder sonst nur an seine eigenen dynastischen Interessen denkt, zusammen. Sie leisteten dem Rufe König Konrads, der bis dahin so gut wie keinen Einfluß auf die Geschicke Deutschlands ausgeübt hatte, willig Folge. Schon im Mai war Herzog Otto II. von Bayern zum Waffengang bereit. Im Juni folgt Friedrich der Streitbare von Oesterreich, obgleich der Auszug der vereinigten Heerscharen erst im Juli von Nürnberg aus erfolgen sollte.

Inzwischen aber war der Würfel schon gefallen. Am 25. Juli 1241 hatte Jaroslaw von Sternberg bei Olmütz den Mongolen zum erstenmale siegreich widerstanden. Sengend und brennend hatten sie sich daraufhin von Mähren nach Oesterreich und Ungarn zurückgezogen. Aber auch dort ist ihres Bleibens nicht. Der Tod des Großchans Agotai ruft Batu als den legitimen Thronerben in die Heimat zurück, ehe die Deutschen ihre Streitkräfte mit ihm messen können. So zog die Gefahr für Europa vorüber; zugleich war aber auch ein wichtiger Augenblick zur Neubefesti-

gung der staufischen Machtstellung in Deutschland ungenützt geblieben. Denn man hatte es mit Unwillen aufgenommen, daß der Kaiser, statt seinem Volke zu Hilfe zu eilen, sich auf Ratschläge und die Verheißung seiner baldigen Ankunft beschränkte. Selbst das Anerbieten König Belas von Ungarn, sein Land im Falle einer tatkräftigen Unterstützung als Reichslehen empfangen zu wollen, hatte daran nichts zu ändern vermocht. Nun erst fand der Papst für seine antistaufischen Wühlereien ein günstiges Feld. Seine Helfershelfer haben nichts versäumt, um den „Verrat Friedrichs" an Deutschland, ja an der ganzen Christenheit recht vernehmlich in die Welt hinauszuschreien. Und dabei hatte man doch auch im Lateran nur leere Trostesworte für die Bedrängten gehabt! Oder glaubte der Oberhirte der Christenheit wirklich genug getan zu haben, daß er Bettelmönche zur Bekehrung des Großchans an dessen Hof entsendete? Und wer anders als Gregor selbst trug denn im Grunde genommen die Schuld an dem Verhalten des Kaisers? Hatte doch er rundweg die Friedensvorschläge abgewiesen, die dieser ihm machte, als die Kunde von der unglücklichen Schlacht bei Liegnitz nach Italien drang. Man kann es Friedrich wahrlich nicht verdenken, daß er nicht so ohne Weiteres die in den letzten Wochen unter tausenderlei Schwierigkeiten errungenen Vorteile auf dem italienischen Kriegsschauplatz preisgab und, indem er gen Norden eilte, dem von aller Not befreiten Gegner auch noch Gelegenheit bot wie einst im Jahre 1229 in das von Truppen entblößte Unteritalien einzubrechen. Dazu kam noch, daß der Kampf mit dem Papst einen baldigen, für Friedrich überaus günstigen Abschluß zu nehmen schien. Schon hatte dieser bei dem erneuten Versuch, den Kirchenstaat zu erobern, von dem Kardinal Colonna aufs wirksamste unterstützt, neun Miglien von Rom zu Grotta Ferrata ein festes Lager bezogen. Die Uebergabe der ewigen Stadt war täglich zu erwarten. Da trifft, allen überraschend, am

22. August die Nachricht ein, Gregor sei gestern im Lateranpalast seinem Steinleiden erlegen. Unter Verwünschungen gegen den Feind, in der festen Zuversicht, daß der Kirche schließlich doch noch der Sieg werden müsse, war der Papst ins Jenseits hinübergegangen.

Treu seinem Worte, daß er nicht gegen die Kirche, sondern gegen die Person Gregors Krieg führe, hat Friedrich sofort die Belagerung aufgehoben und sich in seine Erblande begeben. Auf Verlangen des Kardinalskollegium gibt er den noch in seiner Gefangenschaft befindlichen Kardinal Otto und andere Prälaten frei, damit die Wahl eines neuen Papstes keine Verzögerung erleide, allerdings unter dem Vorbehalt, daß Otto wieder zurückkehren müsse, falls er nicht selbst zum Papst gewählt werden würde, da er sich immer als sein geschworener Feind gezeigt. Otto ist dann auch dem Wunsche des Kaisers nachgekommen, da er bei der Wahl gar nicht in Frage kam. Die rücksichtslose Art, mit der er in England den Zehnten für die Fortsetzung des Krieges gegen Friedrich eingetrieben, hatten längst den Widerspruch, ja die Empörung aller besseren Elemente, auch in Rom, erregt; alle Friedlichgesinnten im Kardinalskollegium waren darüber einig, daß das Ansehen des Papsttums dadurch eine schwere Schädigung erlitten hatte, wie sie überhaupt in einer baldigen Beilegung des Streits zwischen Sacerdotium und Imperium das erstrebenswerte Ziel erblickten. Aber so einig man in dieser Hinsicht war, so schwer schien es, den richtigen Kandidaten herauszufinden. Bei aller Friedensliebe, aller Sehnsucht nach einem baldigen Ausgleich des Streites, die im heiligen Kollegium herrschte, war man doch darüber einig, daß es ein Friedrich durchaus ergebener Mann nicht sein durfte. Die Gefahr lag zu nahe, daß der Kaiser, wie er des öfteren geäußert, die Gewalt der Kirche auf das rein geistliche Gebiet beschränken würde. Das aber hieß ja alles, was man bisher erreicht, das Lebenswerk eines Gregor VII., eines Innocenz III. in Frage stellen!

Kein Wunder daher, daß infolge dieser Bedenken kein Name aus der Wahlurne hervorgehen wollte; ja, man hätte damals wahrscheinlich überhaupt keine Einigung erzielt, wäre der römische Senat nicht mit aller Energie eingeschritten. Er hielt die Kardinäle so lange von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt, bis sie, von Hunger und Krankheit bedrängt, sich endlich am 26. Oktober für den Mailänder Kardinal Galfried (Gottfried) Castiglione erklärten, der alsbald als Coelestin IV. den päpstlichen Thron bestieg. Es war ein Verlegenheitsgriff. Dem hinfälligen Greis konnte man von vornherein keine lange Lebensdauer mehr voraussagen. Ein Schlag war es dann aber doch für alle Teile, als sein Tod schon am 10. November erfolgte. Die Kardinäle aber, in frischer Erinnerung dessen, was sie eben erst erduldet, waren nicht gewillt, sich dem ein zweites Mal auszusetzen. Sie entflohen aus der Stadt. Infolgedessen blieb der Stuhl Petri fast einundeinhalb Jahre leer.

Möglich, daß diese Wendung der Dinge Friedrich sehr willkommen war, ja, daß er sich mit der Hoffnung trug, die Eifersucht der Kardinäle unter einander würde es überhaupt nicht mehr zu einer Besetzung kommen lassen. Je länger die Kirche ihres Oberhauptes entbehrte, um so mehr konnte er hoffen, das Ziel zu erreichen, worin er als aufgeklärter Despot den Leitstern seiner Politik sehen mußte: die Unterordnung der Kirche unter den Staat. Seine Zeitgenossen haben das auch dunkel erkannt. Nicht úmsonst ward von klerikaler Seite die ja an sich so lächerliche Beschuldigung erhoben, Friedrich wolle allen Kirchengesetzen zum Hohne sich selbst die Tiara aufs Haupt drücken, Papst und Kaiser in einer Person vereinigen.

Aber je länger diese Sedisvacanz währte, um so mehr mußte er sich überzeugen, daß die Papstidee in der katholischen Christenheit doch zu fest gewurzelt war, um sie als etwas Abgetanes bei Seite schieben zu können. Mit wachsendem Unwillen waren die Blicke Aller auf die außer-

halb Roms tagenden Kardinäle gerichtet, die sich immer noch zu keiner Entscheidung emporraffen konnten. Aber niemand hatte bis jetzt die Initiative gegen sie ergriffen. Nun aber fing es in Frankreich zu gären an. Man rief sich dort ins Gedächtnis zurück, daß der heilige Clemens einst dem französischen Nationalheiligen Dionysius das Recht verliehen habe, aus eigener Machtvollkommenheit heraus Päpste zu ernennen. Die dortige Geistlichkeit, von König Ludwig unterstützt, nahm eine drohende Haltung an. Friedrich konnte und durfte sich dem so deutlich zum Ausdruck gekommenen Wunsch des westlichen Nachbarn um so weniger widersetzen, als er gerade damals eine engere Verbindung mit dem französischen Königshaus, eine Ehe seines Sohnes Konrad mit Ludwigs Schwester Isabella, plante. Er hat daher gute Miene zum bösen Spiel gemacht und dem schon früher geäußerten Wunsch Ludwigs entsprochen, den noch in seiner Haft befindlichen Kardinal Jakob von Präneste (Frühjahr 1243) freizugeben — die Freilassung des Kardinals Otto war schon im August 1242 erfolgt — damit den Kardinälen die letzte Ausflucht genommen werde, sie könnten zu keiner Papstwahl schreiten, weil ihr Kollegium der Vollzähligkeit ermangele.

Der Kaiser konnte übrigens, wenn die Ernennung eines Oberhauptes der Christenheit nicht mehr zu umgehen war, bei rascher Erledigung manches gewinnen. Mußte er sich doch bei seinem Eingreifen in die italienischen Verhältnisse mannigfache Beschränkungen auferlegen aus Rücksicht auf die Kardinäle und das Bestreben sie sich geneigt zu erhalten. So war er wiederholt von einer Einschließung Roms abgestanden, obgleich dort die blutigste Fehde gegen seine Anhänger wütete und sein Freund, der Kardinal Colonna, von den Römern gefangen gehalten ward. Und von dem abgesehen, stellte es sich nicht je länger je mehr heraus, wie notwendig es sei, daß der Bann, den nur ein Papst lösen konnte, von seinem Haupte genommen wurde? Liefen

doch schon aus Deutschland beängstigende Gerüchte von Abfall und Verrat an der staufischen Sache ein, wobei man als Rädelsführer laut und immer lauter den Reichsverweser selbst, Erzbischof Sigfrid von Mainz, bezeichnete. Vielleicht hoffte Friedrich auch sich die beiden Kardinäle, deren Freilassung er angeordnet, dadurch zu Freunden gewonnen zu haben. Als wenn blinder Fanatismus durch Hochsinn und Nachgiebigkeit zu entwaffnen wäre! In ihren Augen und denen ihrer Anhänger hat Friedrich nur das getan, was längst seine Pflicht gewesen. Hätte sich aber auch etwas wie Dankbarkeit in der Brust der beiden geregt, sie war längst verflogen, ehe es zum entscheidenden Schritt am 24. Juni 1243 kam. Wohl frohlockten die Kaiserlichen, als der Name Sinibald Fiescos aus dem genuesischen Grafengeschlecht der Lavagna, Kardinalpriesters von San Lorenzo in Lucina, der Wahlurne zu Anagni entstieg. Hatte doch dieser sechzehn Jahre lang als Vizekanzler Gregors die schwierigen Verhandlungen mit Friedrich und, wie es schien, stets in kaiserfreundlichem Sinn geführt. Ob dieser besser als seine Umgebung über die wahre Denkweise des aalglatten Priesters unterrichtet war? Es braucht nicht persönliches Mißtrauen, es kann ebenso gut ein durch langjährige Erfahrung gebildetes Urteil gewesen sein, was ihn den Jubilierenden gegenüber in die Worte ausbrechen läßt: „Ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Kardinälen verloren habe und einen feindlichen Papst wiederfinde.“

In der Tat ließ auch die Bestätigung dieses Ausspruchs nicht lange auf sich warten. Schon, daß der in der Vollkraft der Jahre Stehende — Sinibald muß nach einem scherzhaften Wettstreit, den er im Jahre 1254 mit Heinrich III. von England wegen ihres beiderseitigen Alters eingeht, um 1207 geboren sein — den Namen Innocenz IV. annahm, konnte nichts Gutes bedeuten. Wohl läßt er die Maske nicht sofort fallen, sondern weiß die Welt vorläufig noch über seine

wahren Absichten zu täuschen, die sich durchaus in den Bahnen seiner Vorgänger bewegen. Ein hervorragender Theologe, ein vollkommener Weltmann, feig, aber mit einem unvergleichlichen Scharfblick für die Schwächen seiner Nebenmenschen begabt, dabei kalt, nüchtern, berechnend, geizig, ohne irgend einen sympathischen Zug, erscheint er so recht geeignet den Kampf, in dem Gregor infolge seines jähzornigen, tief leidenschaftlichen Temperaments nicht immer Meister war, mit Geschick zu Ende zu führen. Wie er nach seinem feierlichen Einzug in Rom am 16. Oktober 1243 tagelang verborgen in des Laterans innersten Gemächern saß, weil er nicht wagte den unter Geschrei und Gejohle seinen Palast umlagernden Kaufleuten die Spitze zu bieten, obgleich die Forderung von 40 000 Mark, die sie als Gläubiger seines Vorgängers an ihn stellten, ebenso unverschämt als übertrieben war, so hat er auch den von langher geplanten Schlag gegen den Kaiser nicht mit offenem Visier, sondern hinterlistig mit allen sich ihm darbietenden Mitteln geführt.

Er weigert sich nicht, wie einst Gregor, die Friedensvorschläge, die ihm kurz nach seinem Regierungsantritt Friedrich durch Gesandte, den gewandten Thaddäus von Suessa, den in aller Rechtswissenschaft wohl unterrichteten Peter de Vineïs, den um den Frieden besorgten Deutschordensmeister Gerhard von Malberg, den Admiral Ansaldo de Mari und den Magister Roger von Porcastrella, überbringen läßt, entgegenzunehmen, wenn er sie auch nicht persönlich empfängt. Ja, er geht scheinbar sogar darauf ein, indem er schon im August den Erzbischof von Rouen, den früheren Bischof von Modena und den Abt Wilhelm von St. Facundus als seine Boten an das kaiserliche Hoflager nach Melfi schickt. Da ihr Auftrag aber nur Forderungen des Papstes umfaßt, ohne den gerechten Beschwerden und Wünschen Friedrichs Rechnung zu tragen oder irgendwelche befriedigende Zusagen wegen einer

baldigen Lösung vom Bann zu enthalten, so waren die Friedensaussichten alsbald wieder in weite Fernen gerückt. Trotzdem hat sich Friedrich mit einer Langmut, die fast an Schwäche grenzt, bemüht, bei den stets wieder mit gleicher Erfolglosigkeit aufgenommenen Verhandlungen, wobei die Kurie eine immer drohendere, selbstbewußtere Sprache redet, doch noch eine Einigung zu erzielen. Er hat sich darin nur auf kurze Zeit irre machen lassen, als sich ihm das Trugspiel des Papstes in aller Deutlichkeit bei dem Abfall Viterbos und den daran sich schließenden Kämpfen enthüllte (1243).

Die Stadt, welche sich ihm im Jahre 1240 freiwillig angeschlossen, hatte seitdem zu seinen treuesten Anhängerinnen gehört. Mit der Thronbesteigung Innocenz' jedoch fing infolge heimlicher Wühlereien gegen das dortige, allerdings nicht ganz einwandfreie kaiserliche Regiment diese Treue langsam zu wanken an. Man warf dem kaiserlichen Statthalter Simon von Theate nicht mit Unrecht Vergewaltigungen der Bürger vor. Doch wäre man dieser Unstimmigkeiten sicher Herr geworden, hätte die antikaiserliche Partei nicht einen überaus rührigen Führer in dem neu ernannten Bischof Rainer Capoccio, einem Todfeind Friedrichs, gefunden. Mit seiner Hülfe bemächtigten sich die Verschwörer der Stadt und zwangen Simon (9. September 1243) sich in das dortige Kastel von San Lorenzo zurückzuziehen.

Binnen kurzem zeigt Viterbo ein völlig verändertes Gesicht; es ist dank der Umtriebe des Bischofs eine päpstliche Stadt geworden, die mit dem Todesmut, den oft der Fanatismus verleiht, den Ansturm des inzwischen zum Entsatz seines Statthalters herangezogenen Kaisers abweist (11. Oktober u. 16. November). Ja, Rainers Hetzereien haben sicher auch den meuchlerischen Ueberfall der Bürger auf die kaiserliche Besatzung hervorgerufen, der man schließlich gegen die feierliche Verzichtleistung Friedrichs auf Viterbo freien Abzug gewährt hatte. Die Ahnungslosen, ihrer

Waffen Beraubten werden dabei von der wütenden Bevölkerung angegriffen, ausgeplündert, ins Gefängnis geschleppt oder niedergehauen. Friedrich hat dies mit Recht als einen unerhörten Vertragsbruch empfunden und sich auch in bitteren Worten wiederholt darüber ausgesprochen.

Schlimmer aber als der Verlust der Stadt war die schwere Schädigung, die sein Ansehen dadurch erlitt, daß er ihrer nicht mehr hat Meister werden können. In der Lombardei gingen infolgedessen Vercelli und Alessandria, desgleichen die Bundesgenossenschaft der Markgrafen von Montferrat und Malaspina verloren, die sich seit einiger Zeit der kaiserlichen Partei angeschlossen. Auch Adelasia verließ ihren Gatten Enzio und ließ sich vom Papst wieder in den Schoß der Kirche aufnehmen.

Bei solchen Erfolgen wird der Ton, den die Kurie gegen Friedrich anschlägt, immer herausfordernder. Innocenz würde schon damals ohne Zweifel am liebsten die vom Kaiser stets wieder angeknüpften Verhandlungen abgebrochen haben, hätte sich nicht König Ludwig IX. von Frankreich ins Mittel gelegt. Nur aus Rücksicht auf diesen soll er Ende Dezember 1243 den kaiserlichen Bevollmächtigten in der Person des Grafen Raimund VII. von Toulouse empfangen haben. Trotzdem Innocenz dessen Vermittlungsvorschlägen zunächst mit unvergleichlicher Meisterschaft auszuweichen weiß, so daß dieser, an seiner Sendung verzweifelnd, zeitweise an den kaiserlichen Hof zurückkehrt, kommt schließlich doch unter Hinzuziehung Peters de Vineïs und des Thaddäus von Suessa im März 1244 ein allerdings für den Kaiser höchst drückender Vergleich zustande. Es wird von ihm, abgesehen von einer demütigenden Buße, Unterwerfung unter des Papstes Willen, Verzeihung für alle im Dienste der Kurie wirkenden Reichsrebellen, ja z. T. die Zurückgabe ihrer Güter gefordert, ohne jedoch irgendwelche feste Gewähr für eine baldige Lossprechung vom Bann zu bieten. Natürlich waren

auch die Lombarden und zwar nicht etwa als Reichsuntertanen, sondern als eine dem Kaiser völlig gleichberechtigte Gegenpartei mit inbegriffen, wobei die Frage, ob und inwieweit von ihnen Genugtuung wegen „angeblicher Verletzung der Reichsrechte" zu leisten sei, gegebenenfalls nicht durch den Kaiser, sondern durch den Papst entschieden werden solle. In den nun folgenden eingehenderen Verhandlungen über die Friedensbedingungen war vorauszusehen, daß Friedrich bei der hohen Auffassung seines Herrscheramtes sich nicht so unbedingt auf die letztere Forderung, die einer völligen Lostrennung der Lombardei vom Reiche gleichkam, einlassen werde. Darauf hat der Papst wohl auch mit Bestimmtheit gerechnet, selbst auf die Gefahr hin, daß die deutschen Fürsten, wie einst im Jahre 1230, ihr Oberhaupt mit dem Schild decken würden. Aber man geriet schon über die von der Kurie verlangte Abtretung von Gebietsteilen an den Kirchenstaat in Uneinigkeit. Klug die Blöße benützend, die sich der Gegner dadurch gegeben, klagt der Papst diesen alsbald öffentlich des Wortbruchs an den schon beschworenen Bedingungen an, ein meisterhafter Schachzug, weil er den Vorwurf des Friedensstörers auf Friedrichs Schultern abwälzt.

Und nicht nur die anderen, auch den Kaiser selbst weiß er durch sein fein gesponnenes Intrigenspiel so weit zu täuschen, daß dieser immer noch eine Versöhnung trotz allem, was vorgefallen für möglich hält. Wie wäre er sonst dazu gekommen immer neue Friedensvorschläge am päpstlichen Hof einzureichen? So will er beispielsweise eine Versammlung der deutschen Fürsten einberufen, um mit ihnen zu beraten, ob und inwieweit den lombardischen Wünschen unbeschadet der Reichsrechte Rechnung getragen werden könnte. Natürlich ging man päpstlicherseits auf diesen Vorschlag nicht ein, weil ja nur ein vom Reiche unabhängiges Oberitalien, über das man dann seine eigene Herrschaft ausdehnen zu können glaubte, in den Wünschen der Kurie

lag. Statt dessen werden immer neue Einwände hervorgesucht, lediglich bestimmt, den Gegner hinzuhalten. Denn war es nicht an den Fingern abzuzählen, daß der Abbruch der Verhandlungen gleichbedeutend mit einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten von seiten Friedrichs sei, gegen welche der Kirchenstaat völlig wehrlos war? Und wer stand dafür ein, daß er den Papst nicht schließlich doch noch mit dem Schwert in der Faust zu einem billigeren Frieden zwingen könnte? Dem sich zu entziehen und die Freiheit der Entschließung wieder zu erlangen, gab es nur ein Mittel, die Flucht.

Es ist schwer zu verstehen, daß der Scharfblick des Kaisers den Grundzug in des Papstes ganzer Handlungsweise nicht erkennt, daß er sich schließlich an die Hoffnung klammert, eine persönliche Aussprache mit diesem könne noch alles zu gutem Ende führen. Das gleiche Spiel, wie bei den Verhandlungen, wird auch hier mit Erfolg fortgesetzt, dem Kaiser, seinem Wunsche entsprechend, die Aussicht einer Zusammenkunft bald zu Narni, bald zu Rieti eröffnet. Aber während er hier die Ankunft des Papstes erwartet, trifft ihn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel die Nachricht, daß Innocenz in der Nacht des 29. Juni 1244 aus Sutri, seinem derzeitigen Aufenthalt, entwichen sei, ohne daß irgend wer zu sagen wußte, wohin er sich gewendet.

In der Tat wurden ja auch die Vorbereitungen zur Flucht, trotzdem er mit Genua, seiner Vaterstadt, wegen Stellung einer Begleitflotte unterhandelt, so geschickt betrieben, daß sie jedermann, außer den Kardinälen und seiner nächsten Umgebung, ein Geheimnis blieben. Niemand hat daher den in unscheinbare Kleider Gehüllten erkannt, als er auf flüchtigem Roß so rasch durch die römischen Maremmen dahinjagte, daß ihn seine Begleitung erst in Civitavecchia einzuholen vermochte. Unverzüglich schiffte man sich auf den seit zwei Tagen bereitliegenden genuesi-

schen Galeeren ein. Infolge furchtbarer Stürme hat jedoch die Ueberfahrt bis Genua volle acht Tage gedauert. Unbeschreiblich ist die Begeisterung, mit der man dort den aus Seegefahr und Feindeshand Erretteten empfängt. Aber bald brennt auch hier der Boden ihm unter den Füßen. Hat doch der Kaiser, dessen Friedensvorschläge jetzt kurz zurückgewiesen werden, schon die pisanische Flotte zur Hilfe gegen die Genuesen, die „Spielverderber", wie er sie nennt, aufgerufen. Täglich wird ihr Eintreffen vor Genua befürchtet. Da bleibt Innocenz, obgleich schwere Krankheit ihn niederwirft, keine Wahl, als sich in ein Gebiet zu begeben, wohin die Macht des kaiserlichen Armes nicht reicht. Schon vorher hatte man Ludwig IX., den Heiligen, um einen Zufluchtsort angegangen. Aus Rücksicht auf die französischen Großen aber, die von einer Aufnahme des Papstes in Frankreich nichts wissen wollten, wird von dem sonst so frommen König das Bittgesuch rundweg abgeschlagen. So verfällt man auf Lyon, das damals zwar zum Arelat, also dem Namen nach zum deutschen Reiche gehörte, in Wirklichkeit aber so gut wie unabhängig war.

Am 5. Oktober läßt sich der Papst, in Betten verpackt, zunächst auf Schloß Stella hinter Varaggio tragen. Dort muß man halt machen, weil ein erneuter Krankheitsanfall Innocenz so darniederwirft, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Indessen stellt sich binnen kurzem eine erhebliche Besserung ein; unverzüglich wird die Reise fortgesetzt. In Susa ist der Papst so weit hergestellt, seinem Geleitsmann über den Mont-Cenis, dem Grafen Amadeus von Savoyen, zu Pferde folgen zu können. Am zweiten Dezember trifft er in Lyon ein. Meisterhaft weiß er sich dort als den Vertriebenen, Verfolgten aufzuspielen, dem der kirchenschänderische Staufer keine Stelle gönnte, wo er sein Haupt hinlegen dürfe. Aber noch weilt er nicht lange dortselbst, da hat die Nepotenwirtschaft, die unter ihm einreißt, und das anmaßende Auftreten seines Hofstaats den Unwillen der Bevölkerung in so

hohem Maße erregt, daß es zu blutigen Zusammenstößen kommt. Vergebens sucht der geängstigte Papst nach einem anderen Aufenthaltsort in Frankreich, England oder Aragon. Ueberall wird er zurückgewiesen, weil er sich inzwischen allerorts durch die rücksichtslose Art, mit der er den Zehnten eintrieb und womit er das Eigentum der Kirche für seine eigenen Zwecke verwendet, gründlich verhaßt gemacht. Besonders verdachte man es ihm, daß er jahrelang ganze Kirchensprengel, die ihm unterstanden, nicht besetzte, weil deren Einkünfte während der Vakanz in die päpstliche Kasse flossen.

Unter solchen Umständen stieß die Ausschreibung eines allgemeinen Konzils für den Juni 1245, das seine Spitze gegen den Kaiser kehren sollte, auf allgemeinen Widerspruch. In England, wo man längst nur noch mit Entrüstung die Lehnspflichtigkeit gegenüber dem heiligen Stuhl ertrug, und in Frankreich nahm die antipäpstliche Stimmung einen so gefährlichen Umfang an, daß Innocenz in letzter Stunde eine Aussöhnung mit dem Kaiser ins Auge faßte. Nach Matthäus Paris hat er damals die Aeußerung getan, er wolle sich entweder mit dem großen Drachen vergleichen oder ihn zertreten; dann würden all' die kleinen Schlangen, die Königlein, leicht zu bändigen sein. Noch ein Umstand kam hinzu, Papst und Kaiser einander wieder näher zu bringen: am 17. September 1244 war Jerusalem, und diesmal für immer, in die Hände der Muhamedaner gefallen. Erst sechs Monate darnach hat das Abendland die Schreckenskunde erfahren, da die Boten dieser Hiobspost, der Bischof Walram von Beirut und der Predigermönch Arnulf, infolge von Stürmen auf der See solange zur Ueberfahrt nach Venedig gebrauchten.

Friedrich hatte, nachdem er im Frühjahr 1229 Jerusalem seinem Reiche einverleibt, wenig Freude an diesem jüngsten Gliede seiner Staaten erlebt. Begreiflich ist es ja, daß man dort mit seinem straffen Regiment nicht zufrieden war,

weil es die alte Verfassung Jerusalems, die sogenannten „guten Gewohnheiten", kraft deren nicht nur Adel und Geistlichkeit, sondern auch der Bürger unerhörter Freiheiten sich erfreute, rücksichtslos über den Haufen warf. Besonders der Adel war nicht gewillt, auch nur ein Titelchen von seiner bevorzugten Stellung aufzugeben; er stand fast ebenbürtig neben dem König des Landes, welcher ja ursprünglich auch nichts weiter als ein aus ihrer Mitte erwähltes Oberhaupt war. So hatte die dem Kaiser feindlich gesinnte Geistlichkeit in Verbindung mit den Ritterorden der Templer und Johanniter, wie schon früher erwähnt, leichtes Spiel, die Bevölkerung gegen den absolutistisch schaltenden kaiserlichen Statthalter aufzuhetzen. Wiederholte Versuche, das drückende Joch auf gewaltsame Weise abzuschütteln, waren die Folge davon. Ja, im Jahre 1233 dachte man allen Ernstes daran, die staufische Herrschaft zu stürzen und auf den Thron Jerusalems den König Heinrich von Cypern, den Enkelsohn des Königs Amalrich, der unter Heinrich VI. die Krone des heiligen Landes getragen hatte, zu erheben. Auf Seiten der Gemäßigten wollte man zwar von einer Uebergehung des wahren Erben Konrad nichts wissen, wünschte aber auch hier eine aus Einheimischen bestehende stellvertretende Regierung. Man ging daher den Kaiser um Entsendung seines Söhnleins nach Palästina und die Einsetzung einer Regentschaft aus den Großen des Landes bis zu seiner Volljährigkeit an. Friedrichs einzige Antwort darauf war, daß er die Besatzungstruppen verstärkte. Diese Maßregel ist es wohl gewesen, durch welche die kaiserliche Herrschaft trotz vielfacher Anfeindungen und Machenschaften aller Art sich bis zum Jahre 1239 hielt. Der Todesstoß ward ihr allerdings schon ein Jahr vorher durch El-Kâmils Ableben gegeben.

Die Freundschaft, welche diesen mit Friedrich verband, hatte nicht wenig zur Fortdauer des friedlichen Verhältnisses beigetragen. Gleicherweise hatten beide Herrscher

vor allem darüber gewacht, daß der von ihnen auf zehn Jahre vereinbarte Waffenstillstand zwischen Sarazenen und Christen nicht gebrochen ward. Ungern hatten die Sarazenen, murrend die Christen sich dem Gebot von oben her gefügt. Nun aber, da mit El-Kâmils Hingang Zwist unter seinen Söhnen El-Adel und Ejub ausgebrochen und zur selben Zeit der Waffenstillstand abgelaufen war, glaubte man christlicherseits den längst ersehnten Augenblick gekommen, die durch Parteiung geschwächten Glaubensfeinde anzugreifen. Das Endergebnis dieses leichtsinnig heraufbeschworenen Kampfes war, daß Jerusalem im Jahre 1239 in die Hände Ennâsir Dâuds fiel, jenes einzigen noch lebenden Sohnes von El-Muazzam (siehe Seite 78), der jetzt nach dem Tode des Oheims wieder seine Ansprüche auf Syrien geltend machte. Wohl wird die Stadt vier Jahre darnach von ihm noch einmal den Christen abgetreten infolge des Bündnisses, welches er mit den Templern gegen den gemeinsamen Gegner, den Sultan Ejub von Aegypten, schloß. Aber nur kurze Zeit sollte sich die Christenheit des zurückgewonnenen Besitzes freuen; denn wenige Monate später (17. Sept. 1244) nahm der über Gaza siegreich vordringende Ejub die Stadt ohne Schwertstreich und diesmal für immer ein. Furchtbar haben die ihm verbündeten Chowarezmier (siehe S. 77) dort gehaust, wenn auch vielleicht die Behauptung gleichzeitiger Chronisten, jeden, der die Taufe empfangen, habe man erbarmungslos niedergehauen, auf Uebertreibung beruht. Aber die meisten büßten sicherlich Gut und Leben bei der furchtbaren, Tage währenden Plünderung ein, wobei man sogar das Grab des Heilandes zerstörte und die Leichname der Könige aus ihrer Gruft riß, ihrer Kostbarkeiten beraubte und verbrannte. Durch die darauf folgende Schlacht bei Gaza am 17. Oktober 1244 ward dann das Schicksal Jerusalems endgültig entschieden. Vergebens hatte gegen die Uebermacht Ejubs die Blüte christlicher Ritterschaft bis zum letzten Atemzug gefoch-



ten; ihre Sache war schon verloren, als zu Beginn des Kampfes die mit ihnen verbündeten Sarazenen Ennâsir Dâuds beim bloßen Anblick ihrer Glaubensbrüder auseinanderstoben.

Das „Königreich Jerusalem“ als solches hat den Fall der Stadt noch fast um ein halbes Jahrhundert überdauert; eine politische Rolle aber hat es nicht mehr gespielt. Im März 1291 ward sein letztes Bollwerk, die Feste Accon, eine Beute der Sarazenen.

Es ist kaum anzunehmen, daß Friedrich II. der Verlust Jerusalems besonders nahe gegangen ist, zumal, da man schon drei Jahre zuvor das letzte Zeichen seiner Herrschaft, die stellvertretende Regierung zu Tyrus aus dem Lande hinausgedrängt hatte. Er wäre zwar, wenn der Papst ihm für die Wiedereroberung des heiligen Landes die Absolution gewährt hätte, sofort zu einem Kreuzzug dorthin und zwar auf die Dauer von drei Jahren bereit gewesen. Aber die versöhnlichere Stimmung von Innocenz im Frühjahr 1245 war schon wieder verflogen. Dem Friedrich persönlich befreundeten Patriarchen Albert von Antiochien, dem Deutschordensmeister Heinrich von Hohenlohe und dem Kaiser Balduin von Konstantinopel, die ihm die Not des heiligen Landes zu schildern kamen und zu einem einträchtigen Zusammengehen mit dem Kaiser mahnten, hat er nach einem scheinbaren Eingehen auf ihre Vermittlungsvorschläge schließlich rundweg erklärt, daß die Zeit des Unterhandelns vorüber sei, und daß es für Friedrich keine Wahl mehr gäbe, als unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Papstes.

Es muß übrigens bezweifelt werden, ob es dem Kaiser wirklich gelungen wäre, in Palästina etwas wesentliches auszurichten. Nachdem sich im Abendland die Kreuzzugsidee so überlebt hatte, daß man die Nachricht von der Einnahme Jerusalems durch die Ungläubigen mit Gleichmut entgegennahm, hätte auch ein kräftiges Eingreifen seitens des Kaisers die drohende Katastrophe höchstens um

einige Jahre hinausschieben können. Anders dachte man in Palästina, wo man sich bei den steten Einbußen von Land und Mannschaft durch die Ungläubigen und besonders nach dem Fall Jerusalems an die Hoffnung einer Hilfe von auswärts klammerte. Man umgab dort die Regierung Friedrichs mit einem Glorienschein, den sie während ihrer Dauer nie besessen. Bis zum Jahre 1247 wuchs die Zahl seiner Anhänger stetig; ja, es kommt so weit, daß der Papst dem Patriarchen von Jerusalem als wirksamstes Mittel gegen die „von so vielen Laien und Geistlichen erstrebte Wiederherstellung der Hohenstaufenherrschaft im Morgenlande" die Vertreibung des kaiserlichen Statthalters Thomas von Acerra aus Tripolis empfiehlt. Dann allerdings flaut die Bewegung langsam ab. Doch ward noch bis in das letzte Lebensjahr Friedrichs hinein auf pisanischen, wie überhaupt ghibellinischen Schiffen bei der Ankunft im Hafen von Accon die Kaiserstandarte gehißt. Man sah eben in Palästina, leider zu spät, ein, was man dem strammen Regiment Friedrichs, vor allem aber dem Ansehen, in das er sich den Muhamedanern gegenüber zu setzen gewußt, verdankte. Schon nach der unglücklichen Schlacht bei Gaza sollten die Christen das erfahren. Denn Sultan Ejub hat, indem er ihnen ihr törichtes Benehmen gegen ihren kaiserlichen Herrn vorhielt, die Bitte um Waffenruhe unter dem Hinweis abgelehnt, daß er nur mit Friedrich, als dem wahren Gebieter Palästinas, wegen eines Friedensschlusses unterhandeln werde. Von dem gleichen Gesichtspunkte geleitet, hat er auch zwei Jahre darnach sein Eingehen auf einen ihm vom Papst angebotenen Waffenstillstand, obgleich er ihm große Vorteile versprach, erst von Friedrichs Zustimmung abhängig gemacht. Natürlich hat diese Wertschätzung von seiten der Ungläubigen nur dazu beigetragen, Friedrich der Kurie völlig verhaßt zu machen. Schon Gregor hatte ihm bei der ersten Bannung heimliches Einverständnis mit den Sarazenen, bei der zweiten ihre Begünstigung auf Kosten der Christen zur Last gelegt. Nun



sollte auf dem für den Juni 1245 in Aussicht genommenen Konzil zu Lyon die Freundschaft mit den muhamedanischen Fürsten, vor allem das Bündnis mit El-Kâmil einen der Hauptgründe für die Notwendigkeit seiner Absetzung abgeben.

Friedrich muß bis zum letzten Augenblick völlig im Unklaren über des Papstes wahre Absichten gewesen sein. Etwas Gutes konnte er sich ja keinesfalls davon versprechen, daß man an ihn von seiten der Kurie eine Einladung zum Konzil gar nicht ergehen, sondern ihn nur ganz unoffiziell von den Kanzeln herab dorthin zitieren ließ. Aber er mochte bei der Erbitterung, die besonders unter den Großen Frankreichs gegen Innocenz herrschte, auf ein schließliches Einlenken des heiligen Stuhles hoffen. Ließ sich doch schon die geringe Beteiligung an dem Konzil wie ein Protest gegen des Papstes ganzes bisheriges Verhalten an. Außer den Patriarchen von Konstantinopel, Antiochien und Aquileja waren nur 140 Erzbischöfe und Bischöfe, meist aus Spanien oder Frankreich erschienen, so daß der Verfasser der Schäftlarner Klosterannalen mit Recht behaupten konnte, Innocenz habe das Konzil fast allein mit französischen Bischöfen durchgeführt. In Frankreich kämpften überhaupt dazumal zwei Strömungen miteinander; je mehr der Adel sich dem päpstlichen Treiben widersetzte, um so größer wurde die Ergebenheit und die Opferwilligkeit der hohen Priesterschaft. Während man dort über die Geldgier des Papstes und die unwürdige Art, wie er unter dem Deckmantel „außerordentlicher Kirchenabgaben“ ungeheure Schätze aufstapelte, nicht genug Worte der Verurteilung fand, wurde hier fort und fort für den heiligen Vater gesammelt. Allein von den Aebten von Cluny und Cisterz (Cîteaux) im Verein mit dem Erzbischof von Rouen wurde ihm damals die stattliche Summe von hunderttausend Mark übergeben, ja der Abt von Cluny hat dieser Sendung noch kostbare Gefäße, prachtvoll aufgeschirrte Rosse für das Gefolge des Papstes bei-



gefügt. Rechnet man hinzu, daß der gleichzeitig in England erhobene Zins 60 000 Pfund, mehr als das Jahreseinkommen des Staates, betrug, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß Innocenz bald als der reichste Mann des Erdkreises gelten konnte. Und er verstand es, die Macht des Geldes auch seinen Zwecken dienstbar zu machen. Der Augenblick war da, wo er die Maske fallen lassen konnte; nichts stand mehr im Wege, den Erzfeind zu zerschmettern. Am Montag nach Johannis (26. Juni) fand zu Lyon eine Vorversammlung des Konzils durch Innocenz im Speisesaal der Religiösen von St. Just statt. Weltliche Fürsten waren nur in geringer Zahl anwesend; und von ihnen, so war zu hoffen, würden der Graf Raimund von Toulouse und Kaiser Balduin II. von Konstantinopel aufs wärmste für den Kaiser eintreten. Hatte der letztere doch alle Ursache zur Dankbarkeit!

Das lateinische Kaisertum, diese Schöpfung der Venezianer als Ergebnis des Kreuzzugs vom Jahre 1204, hatte sich bekanntlich sehr bald als nicht lebensfähig erwiesen. Schon im Jahre 1239 sah man sich dort infolge innerer Zwistigkeiten und unaufhörlicher Angriffe von seiten des Bulgarenzars und des Kaisers von Nicäa auf die nächste Umgebung von Konstantinopel beschränkt. Vergebens hatte Gregor IX. das Abendland zur Hilfe der schwer Bedrängten aufgerufen. Man mußte schließlich sogar die kostbarsten Reliquien der Christenheit, Teile des Kreuzes Christi, die Dornenkrone, den mit Essig getränkten Schwamm und das Eisen der heiligen Lanze, an Frankreich veräußern. Um ein Heer zu werben und zu unterhalten, reichte jedoch der Erlös nicht hin. In seiner Not hat sich daher der jugendliche Kaiser Balduin endlich hilfeheischend an Friedrich gewandt und dieser hatte ihm dank seiner engen Beziehungen zu Vatatzes auch einen einjährigen Waffenstillstand bei diesem ausgewirkt. Nun gedachte Balduin zu Lyon dem Retter in der Not seine Dankesschuld abzutragen.

Außerdem hatte der Kaiser zu seiner Verteidigung die

geschicktesten seiner Räte, den durch seltene Geistesgaben, Schlagfertigkeit und glänzende Beredsamkeit ausgezeichneten Thaddäus von Suessa, den ihm persönlich vertrauten Walter von Ocra und den ihm unbedingt ergebenen palermitaner Erzbischof Berard von Castaca ausgesucht. Was aber war mit scharfem Verstand, ehrlichem Wollen und geradem Drauflosgehen aufs Ziel gegen eine Kampfesweise auszurichten, die dem Gegner gar keine Gelegenheit sich zu verteidigen, gab? Ohne auf eine Erörterung der von Thaddäus von Suessa im Namen seines Herrn vorgebrachten Zugeständnisse einzugehen, Zugeständnisse, die, mit Ausnahme der Lombardenfrage, dem Papst auf das weiteste entgegenkamen, bricht dieser in haltlose Klagen über des Kaisers Unzuverlässigkeit und Verschlagenheit aus. Die gleiche Taktik hat er zwei Tage darnach bei der Eröffnungssitzung des Konzils in der Kathedrale St. Jean befolgt, deren dunkelgraue Steinmassen mit den stumpfen, vierschrötigen Türmen noch heute wie unheilverkündend an der Saône Ufer stehen. Unter Schluchzen beschuldigt der Papst in der heftigsten Weise den Kaiser des Unglaubens, des verderblichsten Lebenswandels, der Vergewaltigung der Kirche und seiner Untertanen, der Eidbrüchigkeit der Kurie gegenüber. Doch gelingt es diesmal wenigstens der Redegewandtheit des Thaddäus, den Papst in seinen Anklagen so weit zu widerlegen, daß dieser sich auf das Drängen der englischen und französischen Gesandten hin am 29. Juni zu einem zwanzigtägigen Aufschub der ganzen Angelegenheit verstehen muß, damit der Kaiser Zeit fände, sich selbst zur Verteidigung zu stellen. Aber schließlich ist diese Vertagung nur dem Papst zugute gekommen; denn in Wahrheit war die Frist viel zu kurz bemessen, selbst für die eiligste Hin- und Rückreise der kaiserlichen Boten bis Turin, wo ihr Herr den Ausgang des Konzils erwartete. Dem Papst blieb dagegen Zeit, alle noch unschlüssigen Prälaten auf seine Seite zu bringen; ja es scheint fast, als habe er nur

darum in den Aufschub gewilligt. Denn nachdem er diesen Zweck erreicht, wird sofort ohne Rücksicht auf die noch ausstehende kaiserliche Antwort die entscheidende Sitzung auf den 17. Juli anberaumt. Es nützt nichts, daß die Vertreter der weltlichen Mächte und Thaddäus dagegen protestieren, ja, daß der letztere an ein künftiges unparteiisches Konzil und an einen künftigen versöhnlicher gesinnten Papst appelliert. Das Heft ließ sich Innocenz dadurch doch nicht mehr aus den Händen winden; er wollte zum letzten vernichtenden Schlag gegen sein Opfer ausholen. Und wie wurden dazu die haltlosesten Anklagen gegen den „Räuber des Kirchenstaates", den „Urheber alles Elends in der Christenheit", „den Anstifter aller herrschenden Unruhen und Kriege", „den Freund der Ungläubigen, zu deren Sitten und Leben er hinneige", geschickt herangezogen; ja, der Papst greift ohne jedes Bedenken unbewiesene Gerüchte, wie die, daß der Kaiser die Mörder Herzog Ludwig des Kelheimers (S. 115) gedungen habe, auf. Alles wird hervorgesucht, um desto nachdrücklicher der atemlos lauschenden, wie zu Stein erstarrten Versammlung die Absetzung des Ketzers zu begründen. Es rührte ihn wenig, als Thaddäus nach Verkündigung des Urteilsspruches, vom Schmerz überwältigt, in die Worte ausbricht: „Das ist ein Tag des Zorns, des Unglücks und des Elends. Nun werden sich freuen die Ketzer, herrschen die Feinde Palästinas, einbrechen das Gezücht der Mongolen." Kalt erwidert er darauf: „Ich habe das Meine getan, Gott möge das Weitere tun und nach seinem Willen lenken." Dann ohne eine Miene zu verziehen, hebt er die brennende Fackel, die neben ihm steht, in die Höhe und senkt sie zur Erde, daß sie erlischt. Gleich ihr solle des Kaisers Ruhm und Glanz nun für immer erloschen sein. Unter dem Gesang: „Herr Gott, dich loben wir", folgen die ihn umringenden Geistlichen seinem Beispiel.

Es wird erzählt, Friedrich habe sich, als er diesen Ausgang

erfuhr, seine sechs Kronen bringen lassen, sie nacheinander auf das Haupt gedrückt und die Worte dazu gesprochen: „Noch habe ich meine Kronen und kein Papst, keine Kirchenversammlung soll sie mir ohne blutigen Kampf rauben. Welch jämmerlicher Stolz, welch' lächerliche Anmaßung, mich, dem kein Fürst auf Erden gleichsteht, vom Gipfel kaiserlicher Hoheit mit leeren Worten der Willkür hinabstürzen zu wollen." Das Geschichtchen mag erfunden sein; es beleuchtet aber doch die ganze Sachlage. Jetzt endlich hat Friedrich die Absichten und Ziele der päpstlichen Politik in ihrer vollen Tragweite erkannt. Nicht gegen ihn selbst, sondern gegen den Vertreter des Kaisertums, das man vom Erdboden wegfegen wollte, waren die vernichtenden Pfeile gerichtet. Nur ein Weg blieb offen: im Ringen auf Leben und Tod zu erproben, ob er oder der Papst der Stärkere sei. In diesem Sinne hat er auch kurz darnach an die hohen geistlichen und weltlichen Würdenträger Englands und in einem gleichzeitigen Schreiben an alle christlichen Fürsten sich gewendet. Schonungslos wird darin das Ungehörige der päpstlichen Handlungsweise, die ungesetzliche Art aufgedeckt, durch die man ihn ohne offizielle Vorladung, ohne Zeugenbeweis, ohne gehörige Verteidigung gegen alles Recht verdammte, und daraus die Schlußfolgerung gezogen, wie gefährlich weltliche Macht in den Händen des Priestertums sei, weshalb die Fürsten gut daran täten, diese in ihrem eigenen Interesse und dem ihrer Staaten möglichst zu beschränken. Der Papst ist natürlich die Antwort darauf nicht schuldig geblieben; auch er hat sich mit einer Darlegung des ganzen Sachverhalts an die Fürsten gewandt und das ganze Verfahren gegen Friedrich als ein durchaus gerechtfertigtes hingestellt, wobei er es an den gehässigsten Seitenhieben gegen diesen nicht fehlen ließ und sich zugleich die höchste weltliche Gewalt anmaßte. Damit war bei der steigenden Erbitterung auf beiden Seiten die letzte Brücke zu irgendwelcher Verständigung abgebrochen und

ein Kampf zwischen den beiden Gewalten, dem Sacerdotium und dem Imperium, setzt ein, der an Großartigkeit und Wildheit in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat.

Von weittragenden Folgen mußte es sein, wie Deutschland sich diesem Ringen auf Leben und Tod gegenüber verhielt; denn nur mit seiner Hilfe konnte Friedrich hoffen, dem Ansturm der römischen Hierarchie gegen seine Herrschaft zu widerstehen. Leider aber war gerade hier seit dem Jahre 1239 ein entschiedener Rückschritt der kaiserlichen Macht zu verzeichnen. Letztere hatte bis dahin, wie schon des öfteren betont, ihre Hauptstütze bei den geistlichen Fürsten gefunden. Nicht umsonst hatte Friedrich einst den ersten Reichsgubernator und später den Reichsverweser aus ihrer Mitte erwählt. Seit seiner Bannung jedoch trat in den gegenseitigen Beziehungen eine Wandlung ein. Schon im Jahre 1240 fällt, wenn auch noch nicht offenkundig, der Reichsverweser Erzbischof Sigfrid von Mainz und ein Jahr darnach der streng hierarchisch gesinnte wilde Erzbischof von Cöln, Konrad von Hochstaden, und schließlich auch der von Trier (März 1242) von ihm ab. Gemeinsam haben sie dann zuerst in den Rheinlanden und seit 1245 in ganz Deutschland gegen ihn agitiert. Einem weiteren Abfall vornehmlich der weltlichen Fürsten hat Friedrich dann allerdings dadurch vorzubeugen gewußt, daß er sich der schwankenden unter ihnen, besonders des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen und des Königs Wenzel I. von Böhmen (April 1242) versichert, indem er sie an des treulosen Sigfrids Statt zu Reichsverwesern ernennt. So flaut wenigstens für diesmal die antikaiserliche Bewegung ziemlich gefahrlos ab. Erst im Jahre 1245 macht sich dann dank der immer raffinierteren Hilfsmittel, mit denen Innocenz arbeitet, ein bedenklicher Umschwung geltend. Dies tritt mit aller Deutlichkeit auf dem Hoftag zu Verona (Ende Mai 1245) hervor. In so kritischer Zeit — wir stehen dicht vor dem Konzil zu Lyon

— haben sich außer König Konrad nur oberdeutsche Fürsten, Friedrich von Oesterreich, Otto von Meran, Bernhard von Kärnthen und Albert von Tirol bei ihrem Kaiser eingefunden. Ebenso spärlich ist die Beteiligung von Seiten der geistlichen Würdenträger. Und dabei gehört schon einer von ihnen, der Erzbischof Sigfrid von Regensburg, heimlich dem feindlichen Lager an; das Konzil von Lyon hat ihn dann kurz darnach von jeder Rücksicht auf seinen „ehemaligen Herrn" befreit.

Trotzdem hat es noch über ein Jahr hartnäckiger Wühlarbeit von seiten des Papstes bedurft, bis es gelang, einen Gegenkönig gegen Friedrich in der Person Heinrich Raspes, des Pfaffenkönigs, wie ihn der Volkswitz nannte, einzusetzen. Um die Fürsten, die sich von Innocenz kein Oberhaupt aufdrängen lassen wollten, umzustimmen, hatte dieser einen besonderen Legaten, den klugen, gewandten, vor nichts zurückscheuenden Bischof Philipp von Ferrara, nach Deutschland beordert. Das Volk suchte man durch aufhetzende Predigten der Bettelmönche gegen den Kaiser und durch Bestechungen aller Art zu gewinnen, wozu man die für Jerusalems Befreiung bei der Kurie eingegangenen Gelder verwandte. Für die antistaufische Agitation wurde in Deutschland allein die stattliche Summe von 200 000 Mark im Laufe von sieben Jahren ausgegeben. Denn nicht jeder Kirchenfürst war, wie der Bischof Landolf von Worms, Manns genug, die ihm von päpstlicher Seite zu diesem Zweck übermittelten Gelder als einen Judaslohn zurückzuweisen. Indessen steht sein Beispiel unverbrüchlicher Pflichttreue zum Glück nicht vereinzelt da. Weder bei dem Abt von St. Gallen, noch bei dem Erzbischof Eberhard von Salzburg, einem der edelsten Kirchenfürsten seiner Zeit, dem „Vater der Armen", hat das Werben der Kurie etwas gefruchtet; ja letzterer hat lieber Amtsentsetzung und Exkommunikation auf sich genommen, als daß er zum Verräter an seinem Herrn geworden wäre. Bischof

Konrad von Hildesheim, der ebenso fest allen päpstlichen Lockungen und Drohungen widerstrebte, ist dem gleichen Schicksal nur dadurch entgangen, daß er freiwillig seiner Würde entsagte und als einfacher Mönch im Kloster Schönau bei Heidelberg sein Leben beschloß. Ebenso wenig ist es Innocenz gelungen, die niedere Geistlichkeit zu sich herüberzuziehen. Selten nur gibt sich einer aus ihrer Mitte dazu her, dem Befehl der Kurie gemäß von der Kanzel herab das Kreuz gegen den Kaiser zu predigen. Bann und Interdikt prallen auch hier wirkungslos ab. Der Haß des Papstes wird durch solchen Widerstand nur immer mehr entfacht. Vor nichts scheut er zurück, was dieser „Viperngbrut", wie er das Geschlecht der Hohenstaufen nennt, Verderben bringen könnte. Schließlich versucht er es sogar, König Konrad dem Vater zu entfremden, indem er ihm Sizilien und Jerusalem als Eigentum zuspricht, wenn dieser zugäbe, daß sein Vater ein von Gott und Menschen verdammter Ketzer sei. Aber Konrad, gefestigter als einst Heinrich, weist des Papstes Anträge zurück. Statt dessen tritt er, besonders seit seiner Vermählung mit Elisabeth von Bayern (1. September 1246), durch die er an Herzog Otto II., der kurz vorher zur staufischen Partei übergetreten war, einen festen Rückhalt findet, als Verfechter der staufisch-deutschen Interessen gegenüber den Vergewaltigungen der Kurie immer mehr in den Vordergrund. Und das deutsche Volk hat ihn, soweit es über sein eigenes Schicksal zu entscheiden hatte, aufs nachdrücklichste dabei unterstützt. Vor allem in den Reichsstädten schloß man sich enthusiastisch seinen Bestrebungen an. Dort, wo man sich größerer Denkfreiheit und einer fortgeschritteneren Bildung als sonstwo erfreute, hat man sich am ersten klar gemacht, daß das Vorgehen des Papstes gegen den Kaiser nicht allein die Vertreibung des staufischen Hauses, sondern die Unterordnung der deutschen Nation unter das Joch der Kirche bezweckte. Schon zu Ende des 12. Jahrhunderts hatte die



Klage Walthers von der Vogelweide über die ungerechte Bannung Philipps von Schwaben, die so markig in den Worten gipfelt:

„sie bienen die sie wolten,
und niht den sie solten“*

den lebhaftesten Widerhall gerade in den deutschen Städten gefunden. Wieviel mehr war man jetzt hier bereit für den Kaiser einzustehen, nachdem von Tag zu Tag die Ansprüche und die Anmaßungen der Kirche dem Bürger gegenüber wuchsen. Ranke weist mit Recht darauf hin, daß die Empfindung, der Luther in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“ so beredt Worte verleiht, „es seien Kaiser Friedrich der erste und der andere (zweite) jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verdrückt worden“, besonders lebhaft in den deutschen Reichsstädten gewesen sei, weswegen sie sich auch auf die Seite der niedergehenden staufischen Sache schlugen. Außerdem forderten Handel und Gewerbe, die innerhalb ihrer Mauern mächtig emporblühten, zur freien Entfaltung gebieterisch friedliche Zustände im Reiche. Solche herbeizuführen aber hatten sich die Territorialfürsten völlig unfähig gezeigt. Ihnen ging ja jeder weitere Blick, jedes großzügige Streben, jedes Verständnis für das Wohl des engeren und weiteren Vaterlandes ab. Statt dessen lagen sie sich, oft wegen Nichtigkeiten, unaufhörlich in den Haaren. Auch hatte der Eine oder der Andere schon verlangend die Hand nach dem Besitz so fetter Bissen, wie sie die Reichsstädte darboten, ausgestreckt. Diesen blieb daher keine andere Zuflucht als der Kaiser, dessen eigensten Interessen es entsprach, wenn Friede im Lande herrschte. Man vergaß darüber, daß sich Friedrich den Städten nicht immer als ein gnädiger Herr

* Sie bannten die sie wollten,
und nicht, wen sie sollten
(in dem Gedichte „Ich sach mit mînen ougen“).



erwiesen. Wirklich feindlich aber hatte er sich eigentlich nur den bischöflichen Städten gegenüber gezeigt, deren Rechte und Freiheiten er auf Betreiben ihrer Landesfürsten beschränkte. Nun aber, da er von einer solchen Rücksicht durch die feindliche Haltung der drei rheinischen Erzbischöfe, seines ehemaligen Reichskanzlers, Bischofs Sigfrid von Regensburg u. anderer entbunden war, hat er auch solche Gemeinwesen mit Privilegien und weitgehenden Freiheitsbriefen ausgestattet, so vor allem Regensburg, Cöln, Frankfurt, Speyer und Worms. Aber leider hat Friedrich in diese schon von seinem Sohn Heinrich verfolgte Politik der Begünstigung der Städte zu spät eingelenkt. Zu Anfang seiner Regierung hätte sich das Bürgertum wohl zu der großen Aufgabe heranziehen lassen, ähnlich wie in Frankreich den Hauptstützpunkt einer auf neuer, moderner Grundlage sich aufbauenden Königsmacht zu bilden. Nun aber, da man diese beste Kraft der Nation Jahrzehnte lang geknechtet und zu Boden gedrückt hatte, war sie in ihrer Entwicklung noch viel zu weit zurück, um dem dahinsiechenden Kaisertum einen festen Rückhalt zu gewähren oder ihm gar frische Lebenskeime einzuimpfen.

Alles kam jetzt nach dem Unglückstag von Lyon darauf an, daß das Kriegsglück den Kaiser begünstigte. Da war es denn ein harter Schlag, daß Heinrich Raspe in einem Gefecht zu Frankfurt (5. August 1246) Konrad gegenüber Sieger blieb. Heinrich hatte diesen Erfolg allerdings nur mit unlauteren Mitteln, durch die Bestechung der staufischen Vasallen, des Grafen Ulrich von Würtemberg, Hartmanns von Grüningen und des Herrn von Helfenstein, die mitten in der Schlacht ihren Herren im Stiche ließen, erfochten*. Damit aber lag ganz Süddeutschland, an sich schon von wilden Parteikämpfen zerrissen, wehrlos den feindlichen Scharen offen.

---

* Für den Verrat hatte ihnen der Papst 6000 Mark Silber und das Herzogtum Schwaben versprochen.

Aber noch einmal schien es, als wolle das Glück dem untergehenden staufischen Stern sich zuwenden. Heinrich fand an den schwäbischen Städten Reutlingen und Ulm im Winter 1246/47 einen unerwartet hartnäckigen Widerstand. Es gelingt ihm weder die eine noch die andere Stadt einzunehmen. Infolge eintretenden Mangels an Lebensmitteln und ungewöhnlicher Kälte entschließt er sich endlich am 5. Februar 1247 unverrichteter Dinge in sein Stammland zurückzukehren, wo er kurz darauf am 17. Februar auf der Wartburg stirbt. Sein Tod wurde in ganz Deutschland mit Genugtuung begrüßt. Ein um so schwererer Schlag war er für die Kurie, besonders darum, weil sich kein Fürst bereit finden ließ, die undankbare Rolle eines Gegenkönigs zu übernehmen. Erst ein halbes Jahr darnach hat sich der kaum zwanzigjährige Neffe Herzog Heinrichs von Brabant, Graf Wilhelm von Holland, dazu hergegeben. Er ist indessen nie über Mainz hinausgekommen und hat zum Sturz des staufischen Hauses, wenigstens so lange der Kaiser lebte, nie etwas wesentliches beigetragen. Um so unheilvoller war sein Einfluß an dem Niederrhein, wo er infolge der greuligen Bürgerkriege, die er dort als willenloses Werkzeug der Kirche entfachte, den Wohlstand einer der blühendsten Landstriche des Reichs auf lange hinaus vernichtete. Natürlich hat auch Wilhelm mit seinen geringen Machtmitteln dem Papst das bei seiner Krönung gegebene Versprechen, ihn bei der Eroberung der kaisertreuen Städte der Lombardei und Siziliens zu unterstützen, nicht eingelöst.

Noch weniger Erfolg hatte Innocenz mit dem Versuch, in die österreichischen Verhältnisse zum Schaden des Kaisers einzugreifen. Dort war der erst 35jährige Herzog Friedrich der Streitbare am 17. Juni 1246 in der Schlacht an der Leitha gegen den Ungarnkönig Bela IV. gefallen. Da er keine unmittelbaren Nachkommen hinterließ, so mußte sein Land entweder an seine älteste Schwester Margarethe, die Schwiegertochter des Kaisers, oder an Gertrud, das

einzige Kind des schon 1228 verstorbenen einzigen Bruders des Herzogs, fallen. Aus diesem Grunde hatte sich der Kaiser bereits ein Jahr vorher (1245) um die Hand der letzteren bemüht; die Verbindung war indessen an den Machenschaften der Kurie gescheitert, welche der streng kirchlich gesinnten Fürstentochter die Ehe mit einem Gebannten als eine Gefährdung ihres eigenen Seelenheils darzustellen wußte.

Nun aber trat eine Konstellation der Verhältnisse ein, die dem Kaiser auch ohne die Erbtochter das Recht auf die österreichischen Lande verschaffte. Nach dem großen österreichischen Freibrief von 1156, den der Kaiser Friedrich I. gelegentlich der Errichtung des Herzogtums Oesterreich und seiner Verleihung an Heinrich Jasomirgott erlassen, ging die Erbfolge zuerst auf die Söhne und, wenn solche fehlten, auf die Töchter des jeweiligen Erblassers über. Waren auch solche nicht vorhanden, so sollte diesem das Recht zustehen, aus eigener Machtvollkommenheit Verfügungen über seinen Nachfolger zu treffen. Das war aber von seiten Herzog Friedrichs nicht geschehen, so daß der Kaiser nun mit Fug und Recht das Land als erledigtes Reichslehen betrachten durfte. Trotzdem versucht es der Papst mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, den Uebergang des Herzogtums an Gertrud durchzusetzen. Aber Friedrich kommt ihm zuvor; dank der tatkräftigen Unterstützung Herzog Ottos II. von Bayern ergreift er von der Ostmark Besitz. Das, was er schon im Jahre 1237 vergeblich erstrebte, war damit Tatsache geworden: die kaiserliche Macht hatte den für ihr Fortbestehen so notwendigen Zuwachs erhalten, und, was außerdem nicht zu unterschätzen war, der Weg nach Italien durch Friaul lag von nun an den kaiserlichen Truppendurchzügen offen.

Ein großer Gewinn für die staufische Sache wäre es in diesem Augenblick gewesen, wenn der Kaiser selbst Besitz von dem neuerworbenen Herzogtum ergriffen hätte, statt



sich immer mehr in die italienischen Kämpfe mit ihrem ewigen Hin und Her von Erfolgen und Verlusten zu verstricken. Wohl hatte er wiederholt in den letzten Jahren das von seinen Anhängern so sehr gewünschte Erscheinen auf Deutschlands Boden in Aussicht gestellt; die Verhältnisse hatten es aber nie dazu kommen lassen. Jetzt, im Frühjahr 1247, glaubte er so weit zu sein, das Versprechen einlösen zu können. Sein Uebergewicht in Italien, vornehmlich in der Lombardei, war damals so groß, daß selbst Mailand, von Enzio bedrängt, an Unterhandlungen dachte. Auch in Toskana hatte des Kaisers natürlicher Sohn, Friedrich von Antiochien, seit er im Juli 1245 zum Generalvikar dort ernannt worden, mit Glück die ghibellinische Fahne hochgehalten; und im Kirchenstaat hatte insofern die Fridericianische Kriegsführung einen nicht zu unterschätzenden Erfolg zu verzeichnen, als Viterbo wieder kaiserlich geworden war (Mai 1247).

Friedrich weilte damals mit stattlicher Heeresmacht in Turin, um mit dem Grafen Amadeus von Savoyen, der im Sommer 1245 zu ihm übergetreten war, die notwendigen Vorkehrungen zum Uebergang über die Alpen zu treffen. Sein Ziel ist zunächst Lyon, wo er Abrechnung mit dem Papste halten will. Innocenz, der trotz der Angst vor der furchtbar aufsteigenden Gefahr an nichts weniger als an Nachgeben denkt, weiß keinen anderen Rat, als den König von Frankreich um Hilfe anzurufen. Da dringt als Erlösung die Kunde an sein Ohr, Parma sei durch einen kühnen Handstreich seines Neffen Hugo de Sanvitale in die Hand der Päpstlichen gefallen. Das Unwetter war damit gnädig an seinem Haupte vorübergezogen. Denn Friedrich konnte Italien jetzt nicht verlassen, mußte vielmehr alles aufbieten, um einen strategisch so wichtigen Punkt wieder in seine Gewalt zu bekommen, der ihm nicht nur die Apenninenstraße über Pontremoli nach Toskana verschloß, sondern auch die Hochburg der Ghibellinen, Cremona, von den übrigen kaiserfreundlichen Städten bedenklich isolierte.

Parma hatte früher mit eine der zuverlässigsten Stützen für die kaiserliche Partei in Oberitalien gebildet. Erst von dem Augenblick an, da Innocenz IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, fängt seine unwandelbare treue Gesinnung zu wanken an infolge der Wühlereien, welche die dort ansässigen Verwandten des Papstes gegen das bestehende Regiment erregten. Ein Aufstand von seiten der Bürger im Jahre 1245 ward wohl binnen kurzem unterdrückt, und die Haupträdelsführer hatten ihren verunglückten Versuch mit dem Verlust ihrer Habe und der Ausweisung aus der Stadt zu büßen. Klüger wäre es jedoch gewesen, man hätte sie hinter feste Kerkermauern gesteckt; denn nun vermehrten sie nur die Schar der kaiserlichen Feinde und warteten rachedurstig den Zeitpunkt ab, wo sie Vergeltung für die angetane Unbill üben konnten. Und dieser Augenblick bot sich, als Friedrich zu Turin die Truppen für die Fahrt nach Lyon zusammenzog, Enzio aber mit dem übrigen Heer ferne im Brescianischen weilte und dort mit der Belagerung des Kastells von Quinzano vollauf beschäftigt war. Mit leichter Mühe bemächtigte man sich während eines glänzenden Hochzeitsfestes der ahnungslosen, schlecht verwahrten und verteidigten Stadt (16. Juni 1247.) Möglich, daß aus dem gleichen Grunde ein rascher Angriff den Verlust ebenso schnell hätte wieder wett machen können. Allein Enzio, der auf die Schreckensnachricht hin sofort herbeigeeilt war, zögerte mit der Einschließung bis zur Ankunft des Vaters (2. Juli). Dadurch gewinnen die Inwohner Zeit, sich zu rüsten und den Belagerern den hartnäckigsten Widerstand zu bieten. Schon rückt die rauhe Jahreszeit heran, und noch ist kein Gedanke an Uebergabe, ob auch Hunger und Krankheit in der von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnittenen Stadt herrschen; der Oberbefehlshaber, Gregor von Montelongo, versteht es meisterhaft, die Zaghaften immer wieder durch die Vorspiegelung baldigen Entsatzes mit neuer Hoffnung zu beleben. So bleibt dem Kaiser keine Wahl als dort

zu überwintern. Und er hat das in einer höchst originellen Weise getan.

Um sich und seinen Truppen die Strapazen eines so langen Lagerlebens zu erleichtern und zugleich den Ausbruch verheerender Seuchen zu hindern, läßt er im Umkreis von Parma, gleich einem Gürtel, eine ganze Stadt mit Wall und Graben, Befestigungstürmen, Wohnhäusern, ja sogar Kirchen und Mühlen im Handumdrehen entstehen. Von dauerhaftem Material kann daher dies sein „Vittoria", wie er voreilig die Gründung nennt, nicht aufgeführt gewesen sein. Wahrscheinlich hat sie aus Holz und schlecht gebrannten Ziegelsteinen gleich jenen Befestigungen bestanden, wie sie oftmals im Mittelalter über Nacht angelegt wurden, Werken, die dann ebenso schnell vom Erdboden wieder verschwanden, wie sie entstanden waren.

Inzwischen begann sich das Kriegsglück immer mehr auf Friedrichs Seite zu neigen. Während dieser selbst an einem schweren Krankheitsanfall darniederliegt, ist es Enzio im Verein mit den Ferraresen und Cremonesen gelungen, durch einen glänzenden Sieg an der Pobrücke bei Bagno über die von Mantua entsandten Schiffe den Parmensern die letzte Hoffnung auf Entsatz abzuschneiden. Der Tag schien nicht mehr fern, an dem der Kaiser in die unterlegene Stadt als Sieger einziehen würde. Da kommt dem kaum Genesenen in den milden Februartagen das Gelüst zum Jagen an. Während seiner Abwesenheit aber läßt es die Belagerungsarmee an der nötigen Wachsamkeit fehlen und wird so völlig (18. Februar) von den Parmensern überrascht, die des Kaisers Fernsein klug zu einem Ausfall benutzen. Im Handgemenge fällt als erster Thaddäus von Suessa, der an Stelle des Kaisers den Oberfehl führt. Der Hände beraubt, wird der Todwunde in die Stadt hineingebracht und dort in Stücke gehauen. Ein panischer Schrecken ergreift bei seinem Fall die Kaiserlichen, die sich den Stürmenden ohne Gegenwehr gefangen geben. Bald leckt das Feuer,

vom Feinde gelegt, an dem trockenen Sparrenwerk der Häuser empor. Binnen weniger Stunden ist Vittoria, das ganze Lager zerstört.

Friedrich, der beim Anblick der aufsteigenden Rauchwolken, von trüben Ahnungen erfaßt, rasch zur Umkehr blasen ließ, kam zu spät. Ihm blieb nichts übrig, als sich nach dem allezeit treuen Cremona zurückzuziehen und dort die Trümmer seines in alle Winde zerstreuten Heeres zu sammeln, während man sich zu Parma im tollsten Siegesübermut erging. So wurde die mit Edelsteinen reich besetzte kaiserliche Krone — sie war mitsamt den anderen Kroninsignien und kostbaren Reliquien, Prachtgewändern, Stirnbinden, Kleinodien, wie überhaupt dem ganzen Kriegsschatz in die Hände der Parmenser gefallen — einem verwachsenen Bürger der Stadt, „Kurzbein" geheißen, aufgesetzt und dieser so im Triumph durch die Stadt getragen. Man hat sie später in der bischöflichen Sakristei aufbewahrt, wo sie auch blieb, da Friedrich keine Schritte zu ihrer Wiedererlangung tat. Sie wurde erst an Kaiser Heinrich VII. bei seinem Römerzuge ausgeliefert. Wohl hat Friedrich es noch einmal im Sommer 1248 von Cremona aus versucht die erlittene Scharte auszuwetzen; zu einer Belagerung Parmas ist es aber nicht mehr gekommen. Möglich, daß bei dem Hang zum Aberglauben, der ihm trotz aller Aufgeklärtheit eigen war, er die Vernichtung „Vittorias", der „Siegesstadt", als ein ungünstiges Vorzeichen betrachtete. Im übrigen hat er weiter mit Glück im Westen der Lombardei operiert, während er den östlichen Kriegsschauplatz ganz und gar Enzio und Ezzelin überließ. Im Frühling 1249 hat er aber den Oberbefehl über die von ihm geführten Truppen dem Grafen von Savoyen abgetreten und sich zunächst nach Toskana zur Unterstützung Friedrichs von Antiochien und von da nach Apulien begeben.

Seit Jahren hatte es Innocenz versucht, sich in den Besitz dieses Landes durch wiederholt angezettelte Verschwörungen



zu setzen, und, da dies nichts half, im Jahre 1248 zu einem Kreuzzug gegen das Königreich Sizilien aufgerufen. Man zweifelte an dem Erfolg so wenig, daß man Krone und Schatz des Kaisers einstweilen in Gedanken verteilte. Aber trotz langwieriger Vorbereitungen kam das päpstliche Heer nicht einmal zu einem Einfall in das feindliche Gebiet. Der Kardinallegat Peter Capoccio wurde schon an der Grenze (Sommer 1249) zurückgeschlagen. Die Sache war an sich für die Kurie schon dadurch verloren, daß das Volk sich weder durch ihre Sendboten, die Minoriten, noch durch die sizilischen Großen, welche die Judasrolle bei ihrem Herrn übernommen, gegen sein rechtmäßiges Oberhaupt aufwiegeln ließ. Man hatte päpstlicherseits mit einer allgemeinen Unzufriedenheit in Friedrichs Erbreich wegen der unverhältnismäßig hohen Steuern, die das Land allmählich der Verarmung entgegenführen mußten, gerechnet. Aber diese Stimmung beschränkte sich auf den Adel und die Geistlichkeit, die dem Kaiser um der Entziehung so vieler Privilegien und Standesvorrechte willen zürnten. Das Volk dagegen, das er eben durch diese Maßregeln vor den Uebergriffen der Großen schützte, trat überall für seinen Herrn ein.

Es ist übrigens merkwürdig, daß ein so kühler Rechner, wie Innocenz IV., diesen Faktor nicht ins Bereich der Möglichkeit zog. Hatte er es doch zwei Jahre vorher (März 1246) selbst erlebt, daß das Volk bei jenem Mordanschlag der sizilischen Großen gegen des Kaisers Leben zu Grosseto offen dessen Partei nahm. Ohne seine Ankunft aus Toskana abzuwarten, war man freiwillig vor die Burgen Scala und Capaccio gezogen, wohin sich die Haupträdelsführer des vereitelten Attentats, Tibaldo Francesco und Graf Wilhelm von San Severino, geflüchtet. Wenn auch die Einnahme der festen Plätze nicht gelang, hat man doch dadurch, daß den Insassen jegliche Zufuhr an Lebensmitteln abgeschnitten wurde, das Beste zu der baldigen Uebergabe von Scala an Friedrich — nach nur viertägiger Belagerung im Anfang

April — beigetragen. Capaccio, das um so energischer Widerstand leistete, ist allerdings erst am 7. Juli in die Hände der Kaiserlichen gefallen.

Es herrscht heute wohl kaum ein Zweifel mehr darüber, daß Innocenz um das Attentat von Grosseto gewußt, ja, es bis zu einem gewissen Grad gebilligt hat. Wie hätte sonst der Bischof Heinrich von Bamberg auf der Heimreise von Lyon von der bevorstehenden Ermordung des Kaisers als einer Tatsache sprechen können? Auch bei einem früheren Mordanschlag im Jahre 1245, welchen man vorzeitig im Kloster Fontanariva bei Parma entdeckte, hatte der Chronist von Piacenza ganz offen des Papstes Schwager, den zu Parma ansässigen Bernardo Orlando Rossi als den Anstifter bezeichnet. Noch mehr spricht es für Innocenz' Mitschuld, daß er den am Attentat von Grosseto Beteiligten in Rom eine sichere Zuflucht gewährt, und diese „herrlichen Söhne der Kirche, über denen Gott sein Angesicht leuchten läßt", wie er sie selbst nennt, mit Gunstbezeugungen überhäuft. Auch wurden eben um die Zeit, da man den Anschlag vorbereitete, päpstliche Truppen unter dem Kardinal Rainer zum Einmarsch in das Königreich beordert, offenbar doch nur, um den vom Generalkapitän von Sizilien, Andrea de Cicala, geplanten Aufstand zu unterstützen. Sie haben aber ihre Mission nicht erfüllen können, weil sie schon bei Spello in Umbrien von deutschen Mannschaften zusammengehauen wurden (31. März 1246).

Außerdem hat der sonst so Schlagfertige und Redegewandte kein Wort der Erwiderung gefunden, wie Friedrich ihn laut als den Urheber des schändlichen Planes bezichtigte. Man begnügte sich damit, den Kaiser gleicher Absichten anzuklagen. Wir besitzen noch einen Brief des letzteren an den König von Frankreich aus dem Frühjahr 1247, worin er mit aller Entschiedenheit einen solchen Verdacht „als seiner hohen Würde ganz unangemessen" zurückweist. König Ludwig sah auch das Unhaltbare einer

solchen Beschuldigung ein; aber es gelang ihm nicht, den Papst davon zu überzeugen. Man konnte dem König, den seit Jahren ein enges Freundschaftsband mit Friedrich verknüpfte, doch nicht eröffnen, wie willkommen der Kurie jedes Mittel zur Vernichtung des Gegners war. Auch wußte Innocenz gar wohl, daß Ludwig trotz seiner aufrichtig kirchlichen Gesinnung viel zu sehr von dem Gottesgnadentum weltlicher Herrschermacht überzeugt war, als daß er den Standpunkt der Kurie in der staufischen Frage hätte teilen können. Darum mußten auch die Vermittlungsversuche, die der König bei zwei Zusammenkünften mit dem Papste zu Cluny (November 1245 und Mai 1246) im Interesse Friedrichs unternahm, im Sand verlaufen, obgleich der Kaiser sich im Falle einer Aussöhnung erboten hatte, zugunsten seines Sohnes auf seine Würde zu verzichten und sein Leben lang für die Christen im Morgenland zu streiten. Man konnte und durfte Ludwig die einzige Bedingung nicht eröffnen, unter der man bereit gewesen wäre, Frieden zu schließen. Innocenz hat mehrere Monate vorher (28. Januar 1246) dem Bischof Heinrich von Straßburg gegenüber es ganz offen ausgesprochen, daß Friedrich einzig und allein die Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche durch seinen und seines ganzen Hauses feierlichen Verzicht auf Kaiser- und Königtum erlangen könne. Daß eine solche Forderung bei dem König von Frankreich auf heftigen Widerstand hätte stoßen müssen, ja als unerfüllbar zurückgewiesen worden wäre, ist klar. Selbst noch nach dem Konzil von Lyon scheint er über die wahren Absichten der Kurie im Unklaren gewesen zu sein. Sonst hätte er doch kaum bei seinem ersten Kreuzzug (August 1248) noch einmal im Verein mit seiner Mutter Blanca die Rolle des ehrlichen Maklers übernommen, indem er dem Papst recht eindringlich die Verdienste, die sich Friedrich um das Zustandekommen der Fahrt erworben, vorstellte. Dem Papst, der schon lange nicht mehr an das Heil der Christenheit, sondern nur an den Untergang des

Gegners dachte, konnte ja nichts unerwünschter sein, als zu hören, was Friedrich alles zur Unterstützung der französischen Kreuzfahrer getan — er hatte tausend Ladungen Weizen und ebensoviel Gerste aus seinen Kornspeichern sowie fünfzig Schlachtrosse dazu gestiftet. Innocenz war daher zu keiner versöhnlicheren Haltung zu bewegen. Ja, als der Kreuzzug, den man auf des Papstes Wunsch nicht nach Palästina, sondern Mai 1249 nach Aegypten gelenkt, in so trauriger Weise mit der Gefangennahme des Königs bei Mansura (5. April 1250) endigte, maß man sogar von klerikaler Seite die Schuld daran laut dem Kaiser und einem heimlichen Uebereinkommen mit dem Sultan bei. Allerdings haben die Ghibellinen durch die Schadenfreude, mit der sie die Kunde von dem Unglück bei Mansura aufnahmen — in Florenz zündete man sogar Freudenfeuer an — selbst nicht wenig zur Erhärtung solcher Verleumdungen beigetragen. Die kritiklose Menge wurde natürlich auch dadurch nicht eines Besseren belehrt, daß man am französischen Hof derartigen Einflüsterungen keinen Glauben schenkte, sondern nach wie vor warm und unentwegt für den Kaiser eintrat. Sind doch damals die aus Aegypten heimkehrenden Brüder des Königs, die Grafen von Poitiers und Anjou, im Verein mit dem Herzog von Burgund zu Lyon erschienen und haben dem Papst mit der Verjagung aus seinem Asyl gedroht, falls er noch länger durch seine unversöhnliche Haltung den Unternehmungen für die Wiedergewinnung des heiligen Landes Schwierigkeiten bereite. Innocenz konnte im Augenblick nichts ungelegener als eine solche Drohung kommen, da er wohl wußte, wie schwer bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit seinem Regiment für ihn ein neuer Zufluchtsort zu finden gewesen wäre. Ob er sich wohl, so in die Enge getrieben, dazu bequemt hätte, dem Kaiser wirklich die kategorisch geforderte Absolution zu gewähren? Der bald darauf erfolgte Tod Friedrichs hat ihn aus dieser Verlegenheit befreit.

Den Kaiser hatten schon wiederholt in den letzten Jahren Krankheitsanfälle heimgesucht. Die Anstrengungen eines unsteten Lagerlebens, eine stark ausgeprägte Sinnlichkeit, die Schäden des südlichen Klimas, das sich schon dem Reckengeschlechte der Normannenkönige und seinem eigenen Vater verderblich gezeigt, hatten auch seine Riesennatur vor der Zeit aufgebraucht. Aufregungen aller Art, die hin und her schwankenden politischen Verhältnisse, die fortwährend ein wachsames Auge erforderten, seelischer Kummer kamen hinzu, seinen Körper immer weniger widerstandsfähig zu machen. Sah er sich doch mit den zunehmenden Jahren von Verrat und Falschheit allerorts umgeben.

Das rechtzeitig von seinem Haupte abgelenkte Attentat von Grosseto ist nicht das letzte; auch später hat im Kreise seiner nächsten Umgebung der Mord auf ihn gelauert. Im Februar 1249 zu Cremona hatte sein eigener Leibarzt, den er mit Wohltaten überhäuft, ihm, dem Schwerkranken, statt der Arznei den Giftbecher gereicht. Im letzten Augenblick gewarnt, fällt Friedrich die traurige Aufgabe zu, den Schuldigen selbst seines Verbrechens zu überführen. Eine andere gleich trübe Erfahrung, die er kurz darauf macht, ist nur dazu angetan, ihn innerlich noch mehr zu erschüttern. Er muß sich von der Untreue eines seiner vertrautesten Diener, des Peter de Vineïs, überzeugen.

Friedrich hatte diesen um seiner glänzenden juristischen und rednerischen Begabung willen schon früh aus den einfachsten Verhältnissen heraus — Peter war etwa um 1290 zu Capua von armen Eltern niederer Herkunft geboren — in seine nächste Umgebung gezogen. Kaum fünfunddreißigjährig nimmt er bereits den verantwortungsvollen Posten eines der vier Großhofrichter ein, die mit dem Großhofjustitiar Heinrich von Morra an der Spitze die oberste Zivilbehörde im Königreich Sizilien bildeten. In dieser Stellung war er auch an der Ausarbeitung des neuen Gesetz-

buches, der Konstitutionen von Melfi (s. Seite 103 f.) beteiligt, wenn auch dabei dem Erzbischof von Capua und nicht ihm, wie früher allgemein geglaubt wurde, der erste Platz gebührt. Ebenso ist er nie „Kanzler Friedrichs“ gewesen. Die Verwechslung ward dadurch herbeigeführt, daß er vom Jahre 1232 an als Protonotar und Logothet Siziliens bis zum Jahre 1247 die königliche Kanzlei und von da an auch die des Reiches leitete. Als solcher hat er insofern auf einem recht einflußreichen Posten gestanden, als alle diejenigen Angelegenheiten, deren Entscheidung sich der Monarch persönlich vorbehielt, sowie Gesuche und Bittschriften durch seine Hände gingen. Selbst der Papst und die Lombarden haben sich daher in besonders wichtigen Augenblicken an ihn gewandt und sich seiner Fürsprache beim Kaiser empfohlen. Wußte man doch, daß Friedrich gerade diesem Diener, den er mit Gunstbezeugungen überhäufte, alles, sogar die Erledigung intimer Familienverhältnisse — Peter war, wie schon erwähnt, der Freiwerber bei der englischen Prinzessin Isabella gewesen — anvertraute. Es ist nur zu menschlich, daß die Bevorzugung eines Mannes aus so niederem Stande den Neid und die Mißgunst der hohen Aristokratie erregte, die sich durch ihn zurückgedrängt fühlen mußte. Peter hätte dieser Stimmung Rechnung tragen und wenigstens ihr gegenüber bescheidener auftreten sollen. Statt dessen läßt er sich von seinen Freunden und Schmeichlern in der unwürdigsten Weise als zweiten Moses und Joseph, oder, an seinen Namen anknüpfend, als den Fels, auf den sein Herr sein Reich gegründet, feiern.

Es kann nicht mehr nachgewiesen werden, wann die Wühlarbeit gegen Peter begann; daß sie aber am Werke war, geht aus verschiedenen Briefen des Kaisers aus dem Jahre 1246 hervor, worin er Peter seines unerschütterlichen Wohlwollens versichert und ihn ermahnt, seine Briefe nicht argwöhnisch auszulegen, da er trotz aller Verleumdungen sich nach wie vor auf ihn in erster Linie als seinen

treuesten Diener verlasse. Allerdings scheint dessen ungeachtet damals eine Trübung bestanden zu haben, da Walther von Okra zum Vertreter Friedrichs bei den wichtigsten politischen Missionen ernannt wird (1245). Doch sieht sich Peter zwei Jahre darnach für diese Zurücksetzung durch die Ernennung zum alleinigen Vorstand der von nun an mit der königlichen verbundenen kaiserlichen Kanzlei entschädigt. Was dann zu seinem Sturz (Februar 1249) geführt, wissen wir nicht; denn für die Angabe des Matthäus Paris, Peter sei der Anstifter des von dem Leibarzt ausgeführten Giftmordversuchs gewesen, läßt sich auch nicht der geringste Anhaltspunkt finden. Schon die Zeitgenossen traten in dieser Beziehung für ihn ein; ja, man hat zum Teil sogar an seiner Schuld überhaupt gezweifelt. Besonders hat Dante die allgemeine Ansicht nach dieser Richtung hin bis auf unsere Tage durch jene rührenden Verse im „Inferno" beeinflußt, worin der in einen Dornstrauch verwandelte Peter geradezu die Intrigen der Höflinge als die Ursache seines Unglücks bezeichnet*. Indessen hat der Kaiser doch in allzu bestimmten Ausdrücken von einem Verbrechen Peters gesprochen, als daß der Verdacht selbst durch ein so herzbewegendes Zeugnis sich ohne weiteres aus der Welt schaffen ließe. Neuerdings hat man daher versucht**, seine Schuld auf ein ganz anderes Gebiet, auf schwere Vergehen im Amt hinüberzuspielen. Und in der Tat hat diese Meinung viel für sich, da der Kaiser selbst, wie Hampe nachweist, von geradezu staatsgefährlichen Unterschleifen spricht. Allerdings erscheint dann die Strafe, die Peter dafür erlitt, zu schwer. Friedrich zog seine Güter ein, warf ihn ins Gefängnis und hätte ihn nach erfolgter Blendung hinrichten lassen, wenn Peter nicht vorher, wahrscheinlich durch eigene Hand, im Ge-

---

* 13. Gesang, Vers 58—78.

** Hampe, Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer. Leipzig 1909, S. 254 Anm. 1.

fängnis von San Miniato bei Florenz geendigt hätte. Indes stehen Fälle, daß der Kaiser in den letzten Jahren seines Lebens, wo sich sein Gemüt zusehends verdüsterte, geringe Vergehen auf das grausamste ahndet, nicht vereinzelt da. Und außerdem, mußte er nicht, nachdem sein Vertrauen auf Peter nach einer Richtung hin so schmählich getäuscht war, jeden Glauben an die aufrichtige Gesinnung seines Beraters überhaupt verlieren? Aus diesem Grunde mag er nun auch den Einflüsterungen der Höflinge, daß dieser schon im Jahre 1245 im geheimen Verkehr mit dem Papst gestanden, Gehör geschenkt haben. So ist Peter vielleicht zum Teil das Opfer seiner eigenen Schuld, zum Teil das seiner Neider geworden.

Der Kaiser hat seines genialsten Dieners Verlust nie verschmerzt, um so weniger, als kurz darauf ein anderer, ebenso unersetzlicher, sich diesem zugesellte, der noch dazu den von Kummer und Sorge Niedergebeugten bis ins tiefste Herz treffen mußte. Der tapfere und schöne König Enzio, sein fähigster Feldherr, der liebenswürdigste unter seinen Söhnen, der bis dahin mit Glück den Feldzug in der Lombardei an Stelle des Vaters fortgeführt, war am 26. Mai 1249 bei einem unbedeutenden Treffen an der Fossalta zwischen den Modenesen und Bolognesen in die Hände der letzteren gefallen. Alle Versuche, dem Sohn die Freiheit wieder zu verschaffen — Enzio selbst soll für seine Freigabe einen silbernen Ring, so groß, daß er ganz Bologna umspanne, geboten haben — prallten an dem Widerstand der Bolognesen ab. Man war dort fest entschlossen, den Jüngling nicht wieder frei zu geben, weil er trotz seiner Jugend — 24 Jahre — den Guelfen durch seine hervorragende Tapferkeit und sein gewinnendes, leutseliges Wesen, das ihn befähigte, neben kriegerischen auch moralische Eroberungen zu machen, ein gefürchteter Gegner war. Dem Vater blieb daher keine Wahl, als ihn mit den Waffen in der Hand den düsteren Kerkermauern wieder zu entreißen. Und wie die Dinge auf dem Kriegsschauplatz sich entwickelten,

hatte Enzio allen Grund, voll froher Hoffnung seiner baldigen Befreiung entgegenzusehen. Denn überall in der Mark Ankona sowohl als in der Romagna, die im Jahre 1248 für Friedrich so gut wie verloren war, hatten seit der Zurückgewinnung Ravennas (Oktober 1249) die Kaiserlichen wieder die Oberhand; Ezzelins Macht befand sich im steten Steigen und im Westen der Lombardei hatte der Markgraf Uberto Pallavicini, Enzios Nachfolger, einen glänzenden Sieg bei Agrola (südlich von Parma) über die Parmenser am 18. September 1250 errungen, der zur Folge hatte, daß der ganze Bund zu wanken begann, und bei dem an Geldmitteln völlig erschöpften Lombarden eine unverkennbare Sehnsucht nach Frieden Platz griff, um so mehr als zu gleicher Zeit auch die kaiserliche Flotte die genuesische im September 1250 geschlagen hatte. Außerdem war der Anzug eines gewaltigen Heeres aus Apulien zu erwarten, dessen Bildung Friedrich selbst in die Hand genommen. Schon im Mai 1249 hat er sich deswegen von Toskana aus in seine Erblande begeben. Trotzdem ihn dabei ein schweres Fußleiden, das „heilige Feuer", eine Art Brand, der nur zu häufig auch die inneren Organe ergriff, zeitweise fast völlig darniederwarf, sehen wir ihn doch dort eine geradezu fieberhafte Tätigkeit entfalten. Truppen aus aller Herren Länder — sogar Kaiser Vatatzes von Nicäa, seit 1244 Friedrichs Schwiegersohn, hatte Hilfsmannschaften gesandt — wurden aufgeboten und die umfassendsten Vorkehrungen für deren Unterhalt auf längere Zeit hinaus getroffen. Wie immer sollte wieder Sizilien für die ungeheuren Kosten aufkommen. Bis dahin war Friedrich nie auf eine andauernde Opposition nach dieser Richtung hin beim Volke gestoßen. Man begriff wohl, daß schwere Zeiten auch schwere Opfer fordern, und war zufrieden, wenn der Kaiser sich zuweilen in Entschuldigungen darüber erging, daß er die Mittel seiner Untertanen doch allzusehr in Anspruch nehme. Zu ihrem Trost hat er dann wohl angeführt, daß er ja selbst im Feld oft-

mals empfindlichen Mangel leide, und daß sie ja nur die Opfer an Geld, Deutschland dagegen die Soldaten zu seinen Kriegen zu stellen hätte.

Diesmal aber lief die ausgeschriebene Abgabe nur langsam und stockend ein. Man widersetzte sich zum Teil den kaiserlichen Beamten, obgleich den Widerspenstigen schwere Strafen, ja sogar die Galeere angedroht war. Allerdings richtete sich auch jetzt nicht die Bewegung gegen den Landesherrn selbst; es waren einfach die Zuckungen eines ausgesogenen Volkes, das um seine letzte Habe kämpft. Nicht jeder hatte, wie der Justitiar der Terra di Bari, Berardo Caracciola, den Mut, den Kaiser auf den wahren Grund des Widerstands, auf die Geldnot und das Elend der völlig verarmten Bevölkerung hinzuweisen. Er büßte für diese Kühnheit seine Stellung ein! Wie hätte der Kaiser jetzt auch milden Regungen nachgeben können, nachdem er, wie er hofft, zum letzten, zum entscheidenden Schlag gegen den Feind ausholt. Verbreitete sich doch bei seinen Anhängern bereits das Gerücht, er werde, sobald er die Lombarden über den Haufen geworfen hätte, an der Spitze seiner Heerscharen gen Lyon marschieren, um den Unheilsstifter dort zur Verantwortung zu ziehen. Dann werde er weiter den Weg nach Deutschland einschlagen und den Usurpator seines Thrones, Wilhelm von Holland, gegen den jetzt schon Konrad einen Vorteil nach dem anderen errang, vollends aus dem Lande jagen. Da trifft, ein niederschmetternder Schlag für alle, die wie Enzio der Ankunft des Kaisers als einer Erlösung entgegenharrten, um die Weihnachtszeit des Jahres 1250 die Nachricht ein, der große Staufer sei in seinem Schloß Ferentino unweit Lucera an einem Ruhranfall gestorben. Die Krankheit war schon Ende November aufgetreten. Doch fühlte sich der Kaiser Anfang Dezember so weit hergestellt, daß er den Weg von Foggia, seiner Residenz, nach dem mehrere Stunden entfernten Schloß zu Pferd zurücklegen konnte. Dort aber tritt das Uebel sofort

mit solcher Heftigkeit wieder auf, daß er am 7. Dezember, von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes überzeugt, seinen letzten Willen niederschreiben läßt. Dann wird er als Sterbender von dem Erzbischof von Palermo wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Im Laufe des 12. Dezembers stellt sich noch einmal eine leichte Besserung ein. Sie ist jedoch nur der Vorbote des nahenden Todes gewesen. In den Morgenstunden des 13. Dezember ist er in den Armen seines jüngsten Sohnes Manfred zu einem besseren Leben hinübergeschlummert.

Es wird erzählt, Innocenz sei, als man ihm die Kunde davon überbrachte, in hellen Jubel ausgebrochen. Jedenfalls hat er es sich nicht versagen können, seiner Befriedigung in zahlreichen Manifesten über den Tod dieses Babyloniers, mit dem das „Imperium nun ein Ende nehmen sollte“, Ausdruck zu geben. Noch mehr sind die guelfisch gesinnten Chronisten jener Tage gleich kläffenden Hunden über den toten Löwen, der ihnen ja nun nicht mehr schaden konnte, hergefallen. Das Tollste darin hat vielleicht der Minorit Nicolao de Curbio, der Biograph Innocenz' IV., geleistet, wenn er des Kaisers Ende mit folgenden Worten schildert: „Mit den Zähnen knirschend, sich zerreißend und brüllend vor Schmerzen, hauchte er, exkommuniziert und abgesetzt, in der elendesten Weise sein Leben aus. Der grausame Tod gab Zeugnis von seinem ruchlosen Leben.“ Und die Kurie sorgte dafür, daß sich bei ihren Getreuen dies durch Haß entstellte Bild ihres gefährlichsten Feindes von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Man hat es ihm nie vergeben, daß er bis zum letzten Atemzug an seinen Herrscherrechten ihr gegenüber festgehalten hat. Noch in seinem Testament sagt er, daß er „der heiligen römischen Kirche, seiner Mutter“ alles, was ihr gehöre, bloß dann vermache, wenn auch sie alle dem Reiche zustehenden Rechte zurückgebe. Das ist nicht die Sprache eines Mannes, der an Unterwerfung denkt, oder der, wie uns die päpstlichen

Schriftsteller glauben machen wollen, an einem glücklichen Ausgang seiner Pläne verzweifelt. Und in der Tat wurde ja auch der Kampf gegen das Papsttum von seinen Nachfolgern zum Teil mit Geschick fortgesetzt. Ficker, der Herausgeber der Kaiserregesten, hat ganz recht, wenn er behauptet, erst in der unglücklichen Schlacht bei Benevent (Februar 1266), wo König Manfred unter den Streichen der Truppen Karls von Anjou Reich und Leben verlor, sei Friedrichs Sache in Wahrheit unterlegen. Besonders in der Lombardei gestalteten sich die Verhältnisse noch über ein Jahr lang nach seinem Tode so ungünstig für die Päpstlichen, daß Innocenz erst im Frühjahr 1251 daran denken durfte, nach Italien zurückzukehren. Und auch da wagte er nicht nach Rom zu gehen, sondern hält sich abwechselnd in Perugia und Anagni auf. Von einer Vereinigung der oberitalienischen Städte unter seiner Oberhoheit, wie es ihm als leicht zu erreichendes Ziel vorgeschwebt, wenn er nur erst den Kaiser darniedergeworfen hätte, konnte vollends keine Rede sein. Nachdem die gemeinsame Gefahr, welche die Streitenden zusammenhielt, vorüber war, ging der großzügige Charakter, welcher bis dahin den Kampf der Lombarden gegen den übergewaltigen Gegner ausgezeichnet, verloren und machte dem kleinlichsten Parteihader wieder Platz.

Ein Kampf aller gegen alle entbrannte. Nicht mehr standen sich wie bisher Landschaften, Fürsten und Städte gegenüber, sondern, wie in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, stürmen wieder in den einzelnen Gemeinwesen Adel, Volk und Geistlichkeit ohne jeden höheren Gesichtspunkt aufeinander los, sich bald guelfisch, bald ghibellinisch nennend. Selbst in den Schoß der Familien schlich sich dieser Geist der Zwietracht ein, alle Bande der Verwandtschaft, der Liebe und des gegenseitigen Vertrauens lösend. Und damit man auch äußerlich schon den Freund oder den Feind erkenne, wurden die geringfügigsten Dinge,

der Gang, der Gruß, die Art, wie man das Tischtuch legte, das Brot schnitt, die Tracht, der Schnitt der Kleider zu Parteiabzeichen gemacht. Es konnte nicht ausbleiben, daß auf solche Weise ganze Familien dieser schrecklichsten aller Krankheiten, wie Malaspina den immer weitere Kreise ziehenden Hader seiner Landsleute nennt, zum Opfer fielen. Aus solchen anarchischen Zuständen pflegt sich nicht selten die despotische Herrschaft Einzelner zu entwickeln. Auch hier haben sie schließlich zur Stadttyrannis oder zu jenem Condottierewesen geführt, die eine der eigenartigsten, aber auch der schrecklichsten Episoden der Geschichte Oberitaliens bilden.

Ob diesen Städten, die nicht fähig waren, aus sich selbst heraus zu blühenden, auf demokratischer Grundlage ruhenden Gemeinwesen heranzuwachsen, nicht besser gedient gewesen wäre, wenn sie unter einer so mächtigen Hand, wie derjenigen Friedrichs, schon früh die ihnen innewohnenden Kräfte in den Dienst einer friedlichen Entwicklung hätten stellen können, ist hier nicht zu erörtern. Nach außen hin wäre ihnen jedenfalls eine glänzende Rolle zugefallen, da ja der Kaiser seine Weltmonarchie nicht auf deutscher, sondern auf italienischer Grundlage aufzubauen gedachte. Ganz folgerichtig knüpfen daher die seit der Renaissance in Italien sich regenden Bestrebungen, die ganze Halbinsel unter einem Hut zu bringen, und damit die Möglichkeit zur Vorherrschaft über die anderen europäischen Staaten nicht nur auf geistigem, sondern auch auf politischem Gebiet zu schaffen, an Friedrichs Namen an. Ebenso hat sein vielgeschmähtes Regierungssystem in Unteritalien insofern eine Rechtfertigung erfahren, als die Anjous, die Eroberer seines Reiches, trotz ihres Hasses gegen alles, was staufisch hieß, nicht umhin konnten, in die Fußtapfen Friedrichs zu treten. Allerdings ist daraus sowohl in politischer als volkswirtschaftlicher Hinsicht ein Zerrbild entstanden, das Karl I. von Anjou in der sizilianischen Vesper am

Ostermontag 1282 den Thron Siziliens kostete und das ihm bleibende Unteritalien dem sicheren Ruin entgegenführte. Und schließlich war es nicht der größte Triumph der Kaiseridee, daß auch das Papsttum, kaum zwanzig Jahre nach Friedrichs Tod, auf das Imperium, das Innocenz IV. für immer vom Erdboden weggetilgt glaubte, als einen Rettungsanker zurückgriff gegenüber den französischen und angiovinischen Anmaßungen in Unteritalien, die die päpstliche Herrschaft mehr, als einst das staufische Reich es getan, in seiner Existenz bedrohten. Schon die Wahl Rudolphs von Habsburg war auf Betreiben der Kurie erfolgt; mehr noch ward durch sie später Kaiser Heinrich VII. bei seinen italienischen Plänen unterstützt. Ja, sie hätte eine deutsche Herrschaft in der Lombardei, allerdings in mäßigen Grenzen, nicht ungern gesehen als Gegengewicht für die unheimlich anwachsende Macht Frankreichs im Rhonegebiet, wo diese den unterdessen nach Avignon übergesiedelten Papst immer enger umspannte. Obwohl Frankreich den letzten großen Vernichtungskampf gegen die Staufer nach Friedrichs Tod Seite an Seite mit der Kurie ausfocht, gab es sich doch nicht, wie einst Innocenz IV. und seine Nachfolger Alexander IV. und Urban IV. gehofft, zum willigen Werkzeug für die Aufrichtung eines unumschränkt über alle weltliche Gewalt gebietenden Priesterregiments her. Vielmehr versuchte es, selbst diese Macht in seine Hände zu bekommen, indem es den Papst in Avignon festhielt und dort in immer größere Abhängigkeit von sich zu bringen wußte. So hat es tatsächlich zwei Menschenalter durch anstatt des zu einem Scheindasein irdischer Größe verurteilten Papsttums die Geschicke Europas gelenkt.

Deutschland aber sah sich durch die Verlegung des Schwerpunkts der europäischen Politik nach Frankreich für immer aus dem ersten Platz im Rate der Völker verdrängt. Kein Wunder daher, daß es bei der wachsenden Zerfahrenheit und Ohnmacht des Reiches sehnsuchtsvoll sich an das

Bild desjenigen anklammerte, der als letzter in sich die weltgebietende Größe der Nation im Mittelalter verkörpert hatte. Ja, man ging darin so weit zu behaupten, der Kaiser sei überhaupt nicht gestorben, sondern halte sich irgendwo versteckt in Palästina auf. Es haben deshalb auch zu Rudolphs von Habsburg Zeiten Betrüger, die sich als der zurückkehrende Friedrich aufspielten, sowohl in Schwaben als am Rhein und im Norden Deutschlands (Lübeck) zahlreiche Anhänger gefunden. Und das Volk ließ sich auch dann seinen Glauben an des Kaisers Wiederkunft nicht rauben, als zeitlich eine solche ganz ausgeschlossen war. Sie wurde bei denen, welchen der zunehmende Verfall der Kirche und die immer weiter um sich greifende Sittenverderbnis der hohen Geistlichkeit schweres Aergernis bereitete, in Verbindung mit Prophezeiungen von einem baldigen Weltuntergang gebracht. Schon zur Zeit Kaiser Heinrichs VI. hatte der calabresische Abt Joachim von Fiore verkündet, daß das tausendjährige Reich nahe sei und daß der Antichrist kommen werde, die entartete Kirche zu zerstören. Jetzt werden von den Minoriten vornehmlich diese Weissagungen auf Friedrich, als den Vorkämpfer gegen die Herrschaft des Klerus bezogen und ihm geradezu die Rolle des Antichrists übertragen.

Die Anderen haben mit der Idee von seiner Wiederkehr die Rettung des Reiches aus der immer mehr einreißenden Anarchie und dessen Wiederaufrichtung in seiner alten Herrlichkeit verbunden. „Er wird kommen, er muß kommen", so ruft der Bettelmönch Johann von Winterthur Mitte des 14. Jahrhunderts in seiner Chronik aus. „Und wäre sein Leib in tausend Stücke zerschnitten, ja zu Asche verbrannt, so wird er doch kommen, denn es ist in Gottes Rat so beschlossen und kann nicht anders sein. Wenn er dann sein Reich wieder hat, so wird er die Tochter des armen Mannes dem Reichen geben, er wird die Nonnen verheiraten und die Mönche zur Ehe anhalten, den Witwen und Waisen

und allen Beraubten das Ihrige erstatten und allen ihr Recht zuteil werden lassen, reichlich und vollauf. Die Priester aber wird er mit solchem Ingrimm verfolgen, daß sie, wenn sie nichts anderes haben, ihre Tonsuren mit Mist bedecken werden, damit man sie nicht als Priester erkenne. Und diejenigen Geistlichen, welche die Bannsprüche wider ihn verkündet haben, zumal die Bettelmönche, wird er vom Erdboden vertilgen. Darnach, wenn dies alles vollbracht ist, wird er mit großer Streitmacht über das Meer ziehen und auf dem Oelberg das Reich niederlegen." „Das Volk, so schreibt ein anderer Bettelmönch des 14. Jahrhunderts, weissagt die Auferstehung Friedrichs und wartet auf ihn wie die Juden auf die Erlösung."

Den schönsten Ausdruck aber hat dieser Glaube in der Sage vom bergentrückten Kaiser im Kyffhäuser gefunden, der dort der großen Bestimmung entgegenschlummert, die Seinen aus höchster Not zu befreien. Später als sich die geschichtlichen Erinnerungen immer mehr zu verwirren begannen, etwa um das Jahr 1680, ist dann allerdings Friedrich Barbarossa, der einst im fernen Morgenland seinen Tod gefunden, an die Stelle des in Vergessenheit geratenen Enkels getreten.

Zweiter Teil.

Die Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II.

Bei Männern, welche, wie Kaiser Friedrich, in der Weltgeschichte eine hervorragende Rolle spielen, tritt nur zu häufig der Mensch als solcher hinter dem, was der Herrscher geleistet, zurück. Und doch gibt es in dem an eigenartigen Gestalten so reichen Mittelalter kaum eine Persönlichkeit, die mit der seinigen, was Originalität, Vielseitigkeit der Begabung und der Interessen, Kühnheit des Gedankenflugs und freie vorurteilslose Gesinnung betrifft, sich auch nur annähernd messen könnte. Ja, man darf dreist behaupten, daß er zu jenen geistesgewaltigen Männern gehört, die nur deshalb ihre Bestimmung nicht erfüllen konnten, die Menschheit auf eine neue, höhere Entwicklungsstufe hinaufzuführen, weil diese noch nicht reif für sie war.

Wie die meisten solcher dem langsamen Fortschritt der Menschheit vorauseilenden Geister, welche zu keiner vollen Entfaltung der in ihnen schlummernden Fähigkeiten gelangen, bietet auch er das seltsame Schauspiel dar, daß er nach der einen Seite titanengleich über seine Zeit hinauswächst, während er nach der anderen noch tief in deren Anschauungen befangen ist. So lernen wir ihn einmal als den unbestechlichen Forscher kennen, den der unermüdliche Drang nach Wahrheit kühn mit jeder Ueberlieferung, sogar auf kirchlichem Gebiet, brechen läßt, und dann tritt er uns plötzlich wieder als der starr am Alten festhaltende Reaktionär gegenüber, der sich mit aller Kraft dem natürlichen Fortschritt der Völker entgegenstemmt und bestrebt ist, längst überwundene Zustände wieder einzuführen. Daß ihm dabei Enttäuschungen schlimmster Art

widerfuhren, konnte nicht ausbleiben; denn niemand, selbst der Mächtigste nicht, vermag, was einmal abgetan, wieder ins Leben zurückzurufen.

Dies gilt besonders von seinem Streben, dem römischen Weltkaisertum deutscher Nation die in den letzten Jahrzehnten eingebüßte Hegemonie über alle anderen Staaten des Abendlandes wieder zu verschaffen, eine Hegemonie, die jedoch niemals in dem Umfang, wie sie Friedrich sich vor Augen stellte, bestanden hatte. Denn wenn man auch während des ganzen Mittelalters von der Idee durchdrungen war, daß derjenige, der zu Rom die Kaiserkrone empfange, zum Herrscher der Welt berufen sei, so waren doch die Völker Europas weit entfernt davon, das Uebergewicht des deutschen Kaisertums mehr als dem Wortlaut nach anzuerkennen. Selbst zur Zeit der höchsten Machtblüte des Reichs hätten so gewaltige Herrscher, wie die Ottonen oder der große Salier Heinrich III., es nicht wagen dürfen, sich in die Angelegenheiten der übrigen Fürsten des Abendlandes zu mischen.

Allerdings hatte dann später Friedrichs II. Vater, Kaiser Heinrich VI., diese völkergebietende Stellung bis zu einem gewissen Grade tatsächlich eingenommen; seinem Herrscherwillen hatten sich nicht nur Deutschland und Italien, sondern auch England, Byzanz, Armenien, die arabischen Fürsten an der Nordküste Afrikas gebeugt. Aber diesen Platz an der Spitze der Völker hatte er nicht dem Glanz der deutschen Krone, sondern den außerordentlichen, für einen deutschen König ganz unerhörten Machtmitteln, über die er verfügte, zu danken. Hatte doch Barbarossas weitausschauende Politik im Laufe der letzten Jahrzehnte für sein Geschlecht den ganzen Südwesten Deutschlands und die burgundischen Lande bis hinunter zur Provence erworben. Zu diesem Besitz, über den Heinrich als ältester Sproß des Hauses unumschränkt gebot, fügte er noch den

von Sizilien, das damals wohl mit Recht als das reichste Land Europas galt.

Als der junge Friedrich im Jahre 1212 nach Deutschland kam, um sich zum König ausrufen zu lassen, da war hier, wie wir wissen, von dieser ganzen stolzen staufischen Hausmacht nur das Herzogtum Schwaben übrig geblieben. Auch stand das Reich als solches nicht mehr so in sich gefestigt wie zur Zeit Kaiser Heinrichs da; mit dem Emporkommen der Fürstenmacht hatte auch die Lockerung des ganzen Reichsverbandes begonnen. Der Versuch, die von seinem Vater geschaffene Weltlage wieder herzustellen, mußte schon um deswillen scheitern, weil nicht das Kaisertum, sondern das Papsttum unter dem großen Innocenz III. das Erbe Heinrichs als Weltgebieterin angetreten.

Daß Friedrich trotzdem die von vornherein aussichtslose Lösung der Riesenaufgabe, dem Kaisertum diese Stellung wieder zu erringen, unternahm, zeigt uns den sonst so kühl abwägenden Diplomaten in der Rolle eines Romantikers auf dem Thron, umsomehr, als ihm nicht die Schaffung eines germanischen Weltreichs, sondern eines römischen im antiken Sinn als Ideal vorschwebte. Auf diesen Gedanken hat ihn wahrscheinlich die Lage seines Erblands Sizilien gebracht, das, im äußersten Süden Europas sich erhebend, nur einer von Italien und nicht von Deutschland ausgehenden Weltherrschaft den nötigen Stützpunkt bot. Denn aus diesem Lande, in dem er unumschränkt herrschte, konnte er allein die nötigen Mittel zur Verwirklichung solch hochfliegender Pläne ziehen.

Wohl hatte die Insel bei seinem Regierungsantritt schon viel von ihrem Reichtum, ihrer Blüte eingebüßt, seit die rauhen Söhne des deutschen Nordens hinter ihrem finsterblickenden Herrn, dem Kaiser Heinrich VI., und seinem liebenswürdig lächelnden Bruder Philipp als Gebieter in Palermo eingezogen waren. Das milde Regiment des letzten normannischen Königs Wilhelm II. hatte alle Kräfte, mit



denen die Natur verschwenderisch das Eiland überschüttet, zur köstlichsten Entfaltung gebracht. Allerdings gebührt der Ruhm, diese höchste, nie mehr erreichte Glanzzeit der Insel heraufgeführt zu haben, nicht ausschließlich den Normannen; die Bedingungen dafür hatten schon vor ihnen die Araber während ihrer zweihundertjährigen Herrschaft gegeben. Sie hatten, als sie im neunten Jahrhundert als Eroberer auf Sizilien einzogen, alles im völlig verwahrlosten Zustand angetroffen. Die unaufhörlichen Kämpfe, die nacheinander dort Römer, Ostgothen und Byzantiner als die jeweiligen Herren mit inneren und äußeren Feinden bestehen mußten, hatten die Insel verwüstet. Außerdem lag die Bewohnerschaft, die, bunt zusammengewürfelt, aus Nachkommen der Ureinwohner, der Karthager, Griechen, Römer, Byzantiner und auch germanischer Stämme in mannigfachster Kreuzung bestand, fast unausgesetzt unter sich im Streit. Die Eroberung durch die Araber hat allerdings darin keinen Wandel geschafft. Sie diente vielmehr dazu, die Gegensätze zwischen den einzelnen, durch ihre Sonderinteressen und auch durch Rechtsanschauungen und Religion unüberbrückbar Geschiedenen zu verstärken. Ja, unter den Sarazenen selbst brachen alsbald blutige Streitigkeiten aus. Aber trotzalledem haben diese, sich selbst zum unvergänglichen Ruhm, wie in Spanien, so auch hier Zeit gefunden, das zerstampfte, ausgedörrte, nur spärlich angebaute Land durch geschickte Anlegung künstlicher Wasseradern und eifrige Bearbeitung, durch Einführung wertvoller Pflanzen, des Zuckerrohrs, der Baumwolle, der Agrumen, Melonen, des Sumachs, Indigos u. a. in ein blühendes Paradies zu verwandeln. Noch heute gilt dem Volke dort jeder alte Baum besonders ein Oelbaum, jede Wasseranlage aus früherer Zeit als sarazenischen Ursprungs.

Von den Normannen hat dann die hoch entwickelte Bodenkultur die verständnisvollste Förderung erfahren, wie ja überhaupt dies kriegerische Volk mit urwüchsiger Kraft



und derbem, rücksichtslosem Auftreten ein seltenes Anpassungsvermögen an fremde Lebensgewohnheiten und ein organisatorisches Talent sondergleichen verband. Allerdings lenkten sie erst in die Fußtapfen der Moslims ein, als sie diese selbst nach hartnäckigem, dreißigjährigem Eroberungskampf bezwungen. Im Jahre 1060 waren sie, durch den Emir Bencumen von Syrakus herbeigerufen, unter Führung Rogers I. auf der Insel erschienen und 1091 waren Noto und Butera als letzte arabische Bollwerke ihnen zur Beute gefallen. Schwer hatte bis dahin die Hand des langsam vordringenden Siegers auf dem unglücklichen Lande geruht. Spricht doch ein aus dem Jahre 1090 stammendes Diplom Rogers, der sich den Titel Großgraf von Sizilien beigelegt, von hunderten niedergebrannter Schlösser und Moscheen, ja, der Zerstörung ganzer sarazenischer Städte.

Nun aber, nachdem die Araber niedergezwungen und politisch zur Ohnmacht verdammt sind, lernt man die Vorzüge der neuen Untertanen und ihre Verdienste um die Hebung Siziliens schätzen. Durch Kunst und Wissenschaft, wie durch Gewerbfleiß und Kenntnis des Ackerbaues gleich ausgezeichnet, werden sie nun zu den verschiedenen Kulturaufgaben herangezogen, die das kleine Häuflein der Normannen nicht zu lösen vermochte. Denn diese letzteren sind, obgleich Herren im Lande, doch immer nicht viel mehr als eine Art Militärkolonie geblieben. Sollte daher ihre Herrschaft von Dauer sein, so mußte sie wenigstens mit einer der auf der Insel seßhaften Völkerrassen eine festere Verbindung schließen. Dazu wurden die Sarazenen und zwar in einer bald den Unwillen der christlichen Bevölkerung erregenden Weise ausersehen.

Schon der erste Normannenkönig Roger II. (1129—1154), der Sohn des Bezwingers von Sizilien, Rogers I., hatte sich mit einer sarazenischen Leibwache umgeben, seine Paläste, so das Schloß Minernum und das berühmte Lustschloß

Favara vor den Toren Palermos im arabischen Geschmack erbauen lassen; ja, er hat sich nicht gescheut, sogar in einem christlichen Gotteshaus, der herrlichen Palastkapelle (Cappella Palatina) zu Palermo, diesem Schatzkästlein byzantinisch-romanischen Stils, als Wandschmuck Koransprüche, Darstellungen von arabischen Tänzerinnen und Würfelspielern in Mosaik anbringen zu lassen. Doch wurde wenigstens noch insofern den Empfindungen der übrigen Untertanen, vornehmlich der Griechen, Rechnung getragen, daß der sonst so sparsame Fürst, dessen weiser Finanzpolitik Sizilien in erster Linie den raschen Aufschwung verdankt, seine Hofhaltung nach dem byzantinischen Vorbild einrichtete, obgleich dieses als das kostspieligste, der Gipfelpunkt des Luxus damaliger Zeiten galt. Aber bereits unter seinem Nachfolger Wilhelm dem Bösen (1154 bis 1166) gleicht das Leben in der Hofburg zu Palermo ganz demjenigen in den Schlössern arabischer Emire. Nicht nur die höfische Rangordnung nach orientalischer Weise, auch die Eunuchen- und Haremswirtschaft mit ihren Schattenseiten, den unaufhörlichen Intrigen und Palastverschwörungen, begegnet uns dort. Noch weiter in der Nachahmung morgenländischer Sitte ist sein Sohn Wilhelm der Gute (1166—1189) gegangen. Er sprach und kleidete sich arabisch. Neu errichtete Paläste weihte man im Namen Allahs ein; Diplome, wie überhaupt alle wichtigen Staatsdokumente wurden in arabischer Sprache abgefaßt, die Münzen mit dem Jahre der Hedschra und den muhamedanischen Glaubenssymbolen versehen. Ja nicht nur in der Umgebung des Königs, sondern in ganz Palermo hatte man orientalische Sitten und Lebensgewohnheiten angenommen. „Die Frauen Palermos", so erzählt Ibn Gjobair, ein arabischer Schriftsteller, der Sizilien im Jahre 1185 bereiste, „folgen in der Eleganz der Sprache, in ihrer Art, sich zu verschleiern und ihre Mäntel zu tragen, durchaus der Sitte der mohamedanischen Weiber. Bei Gelegenheit des Neu-

jahrfestes tragen sie Gewänder von goldfarbiger Seide. Und mit eleganten Mänteln, mit farbigen Schleiern geschmückt, vergoldete Schuhe an den Füßen, prunken sie in ihren Kirchen, überladen mit Halsbändern, mit Schminke und Wohlgerüchen, ganz nach den Gewohnheiten moslimischer Frauen". Am meisten aber hat sich der Araber darüber gewundert, daß König Wilhelm als Devise den Spruch: „Lob sei Allah, gerecht ist sein Lob" im Munde führte. Ein interessantes Streiflicht auf des Fürsten Denkweise in religiösen Dingen überhaupt wirft ein kleines, ebenfalls von unserem Gewährsmann mitgeteiltes Ereignis am Hof zu Palermo. Darnach habe sich beim Ausbruch eines Erdbebens die ganze mohamedanische Dienerschaft des Schlosses auf die Kniee geworfen und inbrünstig Allah um Hilfe angefleht. Beim Nahen Wilhelms seien sie aus Angst, der König könne sie strafen, aufgesprungen und hätten ihr Beten eingestellt; er aber habe sie mit den Worten beschwichtigt: „Möge jeder den Gott anrufen, welchen er verehrt; wer an seinen Gott glaubt, dessen Herz ist ruhig."

Der gleichen Duldsamkeit hatten alle mohamedanischen Landeskinder sich zu erfreuen. Ungekränkt durften sie in den Moscheen ihren Gottesdienst ausüben; das Abhalten eigener Märkte, ja sogar eigene Gerichtsbarkeit war ihnen zugestanden. Es ist daher wohl zu verstehen, daß man von Seiten der damals zahlreich auf der Insel lebenden mohamedanischen Sänger die Verdienste der normannischen Herrscher mit glühenden Worten wie nur immer diejenigen echter Nachkommen des Propheten im Liede pries. Wußten die Sarazenen doch nur zu genau, daß ihr ganzes Wohl und Wehe an dem jeweiligen Regenten der Insel hing. Man muß sich dabei erinnern, wie ängstlich im ganzen Mittelalter die Christenheit den Verkehr mit Andersgläubigen mied, aus Furcht, gleich diesen der Hölle zu verfallen. Die Normannenkönige haben daher ihren Glaubens-

genossen kein geringes Aergernis mit ihrer freieren Religionsanschauung gegeben. Allerdings brauchten sie sich daran nicht weiter zu kehren, da sie ja einer völligen Unabhängigkeit in geistlichen Angelegenheiten dank der mit den Päpsten geschlossenen Verträge sich erfreuten. Doch ist kaum anzunehmen, daß man ihnen auf die Dauer eine solch unerhörte Toleranz verziehen hätte. Fraglich erscheint es überhaupt, ob sie gerade wegen ihres engen Anschlusses an die fremde sarazenische Bevölkerung sich lange auf dem Throne des Landes hätten behaupten können, wenn auch das ungewohnte, mörderische Klima des Südens nicht so schon fürchterliche Ernte unter dem nordischen Reckengeschlecht gehalten hätte. Von den Nachkommen der zwölf Söhne des Grafen Tancred von Hauteville, die vier Menschenalter vorher nacheinander in Unteritalien gelandet und sich dort mit einer beispiellosen Geschicklichkeit durch allerlei Ränke und Listen in den Besitz des von dem deutschen Kaiser, von Byzanz und dem Papst begehrten Landes gesetzt, war schließlich nur Wilhelm der Gute übrig geblieben. Mit ihm ging der letzte legitime Sproß im Jahre 1189 dahin.

Schon in den letzten Jahren der sonst so friedlichen, milden Regierung Wilhelms war es gegen seinen Willen zu Vergewaltigungen der Sarazenen von Seiten der Christen gekommen. Nach seinem Tode, wo es an sich in Sizilien drunter und drüber ging, schlug der mühsam zurückgehaltene Haß zu heller Flamme empor. In wilden Kämpfen wurden die Moslims, die ihren Glauben nicht abschwören wollten, von Hab und Gut vertrieben und in die unwirtliche Bergwelt des Innern der Insel gedrängt. Von dort ruft sie noch einmal Tancred von Lecce zurück, den die Nationalpartei zum König erhoben hatte, um das Land vor der drohenden Fremdherrschaft der Deutschen zu bewahren; denn König Wilhelm hatte seine Tante Konstanze und mit ihr deren Gemahl, den Kaiser Heinrich VI.,

zum Thronerben eingesetzt. Ehe es zum entscheidenden Waffengang zwischen beiden kam, hat Tancreds vorzeitiger Tod den Kaiser von dem so gefährlichen Nebenbuhler befreit. Die Moslims aber wurden dadurch ihrer letzten Stütze beraubt. Denn wenn auch der feingebildete Heinrich nicht achtlos an der eigenartigen Kultur Siziliens vorüberging, so sah er sich doch zu sehr in andere, wichtigere Staatsangelegenheiten verwickelt, als daß ihm während seiner kurzen Regierung Zeit geblieben wäre, sich um die Träger jener Kultur zu kümmern. Wenigstens hörten aber unter ihm die Verfolgungen auf, sodaß damals noch einzelne mohamedanische Familien auf ihren Lustsitzen hausten, dem letzten Rest jener zahlreichen Schlösser, die einst in der Glanzzeit der Sarazenenherrschaft das herrliche, üppige Land von Monreale bis zum Fluß Platani im Süden bedeckt hatten. Erst als nach Heinrichs Ableben der Bürgerkrieg in noch größerer Furchtbarkeit ausbrach, flohen auch sie zu ihren Glaubensgenossen in die Berge. Rauchende Trümmerhaufen blieben zurück, in den öden Mauern noch die Reste der ehemaligen Märchenpracht, mit welcher sich der Orientale so gerne umgibt, zeigend. Und doch müssen sich, so wunderbar es auch scheinen mag, immer noch Moslims in Palermo aufgehalten haben. Ja, einzelne von ihnen haben später sogar Zutritt in die Königsburg gefunden, wo der letzte Erbe des Normannenthrons, der jugendliche Staufersproß Friedrich, saß und von einer glorreichen Zukunft träumte. Sein Herz mit Sympathien für die unglücklichen Glaubensbrüder zu erfüllen, und für das Wiederaufleben der glücklichen Zeiten unter dem milden normannischen Scepter geneigt zu machen, war eine Tat, wohl des Preises wert. Es gab ein Mittel, dies zu erreichen, indem man den empfänglichen, wissensdurstigen Knaben für arabische Bildung und Forschung interessierte. Und das ist in so reichem Maße von Seiten der sarazenischen Gelehrten, die sich an den jungen,



frühreifen König als erste Lehrmeister hindrängten, geschehen, daß dessen ganzes Denken und Handeln auf religiösem, mehr aber noch auf wissenschaftlichem Gebiet nur unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen ist. Allerdings hat der freiere Geisteshorizont der Araber der grenzenlosen Wißbegier des Knaben, seinem unermüdlichen Forschungstrieb auch einen bedeutend weiteren Spielraum als die enge scholastische Gebundenheit dargeboten, in der sich das Geistesleben des Abendlandes bewegte.

Die Araber waren damals auf allen Wissensgebieten den Christen weit voraus. Aber trotz ihrer glänzenden Leistungen auf dem Gebiete der Astronomie und Mathematik ist das Wort Alexanders von Humboldt, sie seien die eigentlichen Gründer der physischen Wissenschaften im heutigen Sinn des Worts, entschieden zu hoch gegriffen. Sie haben, so gut wie die Griechen, einzelne Naturvorgänge messend verfolgt, sowie vereinzelte Experimente angestellt; aber die Methode, auf der heute das ganze Gebäude der exakten Wissenschaften ruht, die Erforschung der Naturvorgänge nicht durch die bloße Beobachtung allein, sondern vor allem auch durch die bewußte und planvolle Anwendung des Versuchs, des Experiments, wodurch uns erst ein tieferer Einblick in sie ermöglicht wird, diesen bahnbrechenden, die ganze wissenschaftliche Forschung auf eine neue Grundlage rückenden Gedanken hat erst im dreizehnten Jahrhundert der berühmte englische Franziskanermönch Roger Baco, der „Doctor mirabilis", der größte Philosoph der scholastischen Zeit, ausgesprochen.

Die Araber dagegen haben sich gleich den christlichen Gelehrten jener Zeit mit der blinden, schülerhaften Nachbetung des Aristoteles begnügt, von dem sie ebenso wie diese behaupteten, daß er jegliche Wissenschaft auf den höchstmöglichen Grad ihrer Vollendung gebracht und somit die Grenzen des menschlichen Wissens für immer festgesetzt habe. Diese Besonderheit der wissenschaftlichen

Bildung jener Zeit ist leicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß den Arabern sowohl wie den Abendländern das scharfsinnig durchdachte, logisch in sich geschlossene System der aristotelischen Philosophie als ein fertiges, festgefügtes Ganze entgegentrat, das zunächst nur unbedingte Anerkennung erzwang, ohne daß man an eine Kritik denken konnte. Der ganzen Wissenschaft des Mittelalters haftet demzufolge eine gewisse Unselbständigkeit an. Statt einer Weiterentwicklung und Vermehrung des überlieferten Wissens griff eine abgöttische Verehrung des griechischen Meisters Platz, welche bei den Arabern allerdings nicht so törichte Auswüchse gezeitigt hat, wie in der scholastischen Philosophie des christlichen Mittelalters. Einmal stand ihnen vermöge ihrer Verbindung mit den syrischen Schulen, wo die griechische Philosophie nach ihrer Vertreibung aus dem Mutterlande eine eifrige Pflegestätte gefunden hatte, ein ungleich größeres Quellenmaterial zur Verfügung; und dann legte ihnen bei ihren Forschungen ihr Glaube keinen solchen Zwang auf wie den Christen. Denn diese hatten, so ängstlich sie sich auch bemühten, zwischen den theologischen Anschauungen und den Lehrmeinungen des Aristoteles eine Uebereinstimmung herzustellen, mit den schlimmsten Anfeindungen seitens der Geistlichkeit zu kämpfen, die darin weiter nichts als eine Ketzerei sah. Zuerst allerdings waren von ihr keine Einwände erhoben worden, als im zehnten Jahrhundert einzelne Werke des Aristoteles vom Morgenland her in Europa auftauchten. Bald aber glaubte sich die Kirche durch den Eifer und die wachsende Begeisterung, mit der man diese Schriften studierte, und das hohe Ansehen, das der heidnische Philosoph in der christlichen Welt, vornehmlich an den Universitäten Paris und Oxford, genoß, zum Einschreiten genötigt. Es war auf der Kirchenversammlung zu Paris im Jahre 1209, wo Innocenz III. zum erstenmal mit aller Energie gegen diese Verehrung des Aristoteles einschritt, indem er das Lehren

aristotelischer Philosophie, vor allem seiner Naturphilosophie und Metaphysik, untersagte. Zwar ward dies Verbot schon im Jahre 1215 für die Pariser Universität wieder aufgehoben; dagegen blieb es für die übrigen Länder, vor allem für Italien in Geltung, ja, es wurde dort, da trotz all dieser Verbote die Zahl seiner Anhänger immer mehr stieg, in den Jahren 1215 und 1231 mit aller Schärfe durch Innocenz III. und Gregor IX. erneuert. Ferner ließ Gregor die Schriften des Arabers Ibn Roschd oder Averroës (geb. 1126 zu Cordova, gest. 1198 zu Marokko), des berühmtesten arabischen Kommentators des Aristoteles, öffentlich verbrennen. Durch die Schriften dieses letzten großen Vertreters der arabischen Philosophie wurden auch dessen Anschauungen, welche einen mit neuplatonischen Ideen gemischten Aristotelismus vorstellen, den Scholastikern des Abendlandes vermittelt und standen bei diesen bald in hohem Ansehen, z. B. an der Universität Padua. Sie gaben indessen dadurch, daß sie teilweise in schroffem Widerspruch zu den kirchlichen Dogmen standen, in der Folgezeit Anlaß zu erbitterten Kämpfen und gefährlichen Ketzereien.

Friedrich hat also die Bekanntschaft des Aristoteles dank seiner arabischen Lehrmeister gerade zu einer Zeit gemacht, wo man sich von Seiten der Kirche zum Kampf gegen den Stagiriten rüstete. Kein Wunder daher, daß man den künftigen Fürsten eines Landes, in dem die arabische Ueberlieferung noch fast unumschränkt herrschte, für einen Philosophen zu interessieren strebte, der den Arabern wie einer der Ihren ans Herz gewachsen war, und dessen Verfolgung sie deshalb als einen ihnen fast persönlich angetanen Schimpf empfanden. Das muß man sich vor Augen halten, um zu begreifen, wie Friedrich zu einem bedingungslosen Bewunderer des Aristoteles werden konnte, obgleich es sonst seinem scharfen, kritisch abwägenden Geist widerstrebte, Anschauungen und Meinungen, die er nicht selber eingehend geprüft, ohne weiteres

anzunehmen. Er folgte dabei ja nur dem Zuge, der durch die ganze damalige Zeit ging.

Sobald er nur irgendwie auf politischem Gebiete die Hände frei bekommen hat, tritt er daher als ein eifriger Förderer für die Verbreitung der Schriften des Stagiriten hervor. Um sie allen denjenigen, die des Griechischen oder Arabischen nicht mächtig waren, zugänglich zu machen, hat er eine große Anzahl von ihnen ins Lateinische übertragen lassen und dabei keine Kosten gescheut, zu einer solchen Arbeit die besten unter den Gelehrten damaliger Zeit zu gewinnen. So ward der wegen seiner sprachwissenschaftlichen Kenntnisse bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stehende Magister Michael Scotus (der Schotte), der in Spanien die arabischen Quellen studiert, an den sizilischen Hof berufen, damit er für den Kaiser die Psychologie und die Tiergeschichten des Aristoteles aus dem Arabischen ins Lateinische übersetze. Es ist derselbe, der wegen seiner Beschäftigung mit der Astrologie und um seiner sonderbaren Sehergabe willen, die ihm künftige Geschehnisse vorausahnen ließ, von den Zeitgenossen der Magie und des Bundes mit dem Teufel beschuldigt wurde. Dem Kaiser hat er z. B., wie erzählt wird, vorhergesagt, daß er einst an Eisentüren unter Blumen (fiori) sterben werde, weswegen dieser Florenz zu betreten sein Lebelang vermied. Die Prophezeiung ist dann aber doch in Erfüllung gegangen. Als er zu „Fiorentino“ schwer krank darniederlag, sei ihm selbst, wie berichtet wird, die Weissagung Michaels eingefallen. Sofort ließ er daraufhin die Wand, wo sein Lager stand, untersuchen. Und als man dort wirklich hinter dem Kalkbewurf eine Eisentür gefunden hatte, da sei er in die Worte ausgebrochen: „Die Weissagung ist erfüllt, der Wille Gottes geschehe, hier sterbe ich.“ Und in der Tat ist er dann wenige Tage darnach verschieden. Das ganze Geschichtchen sieht übrigens sehr wie eine spätere Erfindung aus.

Jedenfalls aber hat sich Michael beim Kaiser einer hohen Wertschätzung erfreut; ja, dieser hat an dessen Uebersetzungen ein solches Gefallen gefunden, daß er sie sogar der Universität Bologna zum zeitweiligen Gebrauch anbieten ließ, obgleich er alle Ursache hatte, erzürnt auf die Stadt zu sein, die sich immer als eine seiner schlimmsten Widersacherinnen gezeigt. Aber das ist ja eben eine der schönsten Eigenschaften des Kaisers, daß er ein echtes, wahres Streben auch an seinen Feinden ehrte. Selbst Kriegsgefangenen, mochte er sie sonst auch noch so streng behandeln lassen, ward geistige Beschäftigung, ja, sogar schriftlicher Gedankenaustausch mit Gelehrten, sofern sie darnach verlangten, bewilligt.

Friedrich hat vornehmlich auch Juden zur Uebersetzung aristotelischer Schriften aus dem Arabischen herangezogen, wozu sie sich infolge der Verwandtschaft ihrer Sprache mit der arabischen vorzüglich eigneten. Von Natur weniger dazu berufen, selbst in schöpferischem Sinne zu wirken, aber aufs höchste befähigt, sich in das Geistesleben anderer Völker hineinzuvertiefen und darauf weiter zu bauen, hatten die Juden schon seit längerer Zeit in den Maurenstaaten Spaniens die ihnen jetzt von Friedrich offiziell angewiesene Mittlerrolle zwischen der arabischen Kultur und dem Abendland übernommen. In dem Juden Cohen-ben-Salomon, der an der berühmten Schule zu Toledo wirkte, fand Friedrich denn auch den geeigneten Mann, der für ihn nicht nur aristotelische Schriften ins Lateinische übertrug, sondern der auf seinen Wunsch selbsttätig eine philosophische Enzyklopädie „Inquisitio sapientiae“ (Die Erforschung der Weisheit) und verschiedene Kommentare zu Aristoteles, Euklid und Ptolemäus verfaßte. Neben ihm wurden hervorragende sizilische Juden herangezogen, den Almagest des Ptolemäus und Kommentare des Averroës zu den aristotelischen Werken zu übersetzen; ja, Friedrich sucht das Verständnis für die griechisch-arabische Philosophie auch unter

ihren weniger gebildeten Glaubensgenossen zu wecken, indem der Jude Jakob-ben-Abba-Mari den Befehl erhält, eben jene aristotelischen Kommentare des Averroës und die „Isagoge“ des Neuplatonikers Porphyrius ins Hebräische zu übertragen, damit solch wichtige Werke denjenigen, denen das Lateinische nicht geläufig war, zugänglich seien. Rührend ist es dabei zu lesen, mit welcher Wärme und Dankbarkeit Jakob-ben-Abba-Mari am Schluß seiner Arbeit der Verdienste des Kaisers um die Wissenschaften, der Freigebigkeit und der Hilfsbereitschaft gedenkt, mit der er sich seiner und seiner Familie in der Not angenommen.

Aber so sehr auch Friedrich die Kenntnis der Philosophie, vor allem des Aristoteles, zu fördern suchte, selbsttätig auf diesem Gebiet ist er kaum hervorgetreten. Nur in müßigen Stunden hat er sich mit der Lösung metaphysischer Fragen beschäftigt. Leider blieb dabei auch er nicht frei von der haarspaltenden Dialektik, zu der sich nach und nach die Scholastik ausgewachsen hatte. Wohl hielt er sich fern von solchen Albernheiten, über welche die Philosophen damaliger Zeit aufs hitzigste stritten, so z. B. über die Frage, ob Christus in Kleidern gen Himmel gefahren sei, ob die am jüngsten Tage Auferstehenden ihre Glieder, Haare und Nägel wieder erhalten würden u. dgl. m. Aber wir sehen ihn doch auch in leeren Kombinationen über das Wesen der Seele nach dem Tod sich ergehen. Die Oxforder Bibliothek besitzt noch eine Handschrift mit einer ganzen Reihe von ihm aufgestellter Fragen und Probleme, welche an arabische, syrische und ägyptische Gelehrte zur Lösung gesandt werden sollten. Auch eine Antwort besitzen wir. Sie rührt von der Hand eines maurischen Philosophen, Ibn Sabin, her, der, ursprünglich in Spanien ansässig, wegen der Freiheit seiner Ansichten hinüber nach Afrika hatte fliehen müssen. In einer schwer verständlichen Ausdrucksweise abgefaßt, setzt sie bei dem Empfänger sowohl eine eingehende Kenntnis aller Spitz-

findigkeiten der Scholastik als auch aller Feinheiten des arabischen Idioms voraus. Daß Friedrich diese Sprache völlig meisterte, wissen wir auch aus dem Munde seiner Zeitgenossen. Andrerseits ist es aber doch erstaunlich, daß ein so klarer Geist wie der seinige an einem so leeren Spiel mit Begriffen, auf das schließlich die ganze Arbeit Ibn Sabins hinausläuft, Gefallen fand*.

Der Kaiser hat mit der Vorliebe für solche Dinge einen Teil seines Tributs an das Jahrhundert gezahlt, welches ihn geboren hat. Den anderen hat er dadurch abgetragen, daß er an magische, in das Menschenschicksal eingreifende Kräfte und Gewalten glaubt. Ihm ist es, wie allen Gelehrten jener Zeit, eine unumstößliche Tatsache, daß der Stein der Weisen existiert; ja, er hält sich darin so von allem Zweifel entfernt, daß er ein damals erschienenes Buch „Die Prophezeiungen des bretonischen Zauberers Merlin", das in völlig phantastischer Weise die märchenhafte Kraft dieses Steines behandelt, als lautere Wahrheit hin-

* Diese ausgeprägte Freude des Kaisers am Disputieren und an der Aufstellung von Problemen ist auch in die Volksüberlieferung übergegangen. Die „cento novelle antiche", jene berühmte Märchen- und Geschichtensammlung aus dem Ende des 13. Jahrh., worin u. a. auch anekdotenhafte Erzählungen aus dem Leben Friedrichs II. wiedergegeben sind, wissen folgendes hübsche Geschichtchen zu berichten. Der Kaiser fragte zwei Rechtsgelehrte aus Bologna, ob ihm als Fürsten das Recht zustehe, nach Belieben dem einen Untertanen sein Eigentum wegzunehmen und es einem anderen zu geben. Der eine von ihnen habe dem unbedingt zugestimmt, der andere aber widersprochen, weil vor dem Gesetz eine solche Handlungsweise unzulässig sei. Friedrich, ohne sich weiter darüber zu äußern, wessen Ansicht er sich zuneige, habe den ersten mit einem scharlachroten Hut und einem weißen Zelter beschenkt, dem zweiten dagegen ward der Auftrag zu teil, für ihn ein Gesetz auszuarbeiten. „Es war", fährt die Erzählung fort, „die Frage unter den Weisen, wen er prächtiger beschenkt, und man hielt dafür, daß er dem zweiten vor dem ersten den Vorzug gegeben, indem er den zweiten seinem Worte nach, den ersten aber nur einem Spielmann gleich behandelt habe.

nimmt. Seine Bewunderung dafür bringt ihn sogar so weit, daß er das Buch aus dem Bretonischen ins Französische übersetzen läßt, damit eine so wertvolle Lektüre auch weiteren Kreisen, „Rittern und Laien", zugänglich werde*. Ebenso ist der Kaiser, wie die ganze Welt bis tief ins 17. Jahrhundert hinein, von dem Einfluß der Gestirne auf den Gang der Ereignisse im menschlichen Leben** überzeugt, so daß astrologische Studien ihm schon früh zum Bedürfnis wurden. Diese mystische Verbindung der Naturerscheinungen mit dem menschlichen Leben und Schicksal war den damaligen Wissenschaften, der Astronomie als Astrologie, wie der Physik als Magie und der Chemie als Alchemie überhaupt eigen, infolgedessen wir in den Schriften jener Zeit neben wirklich ernster Beobachtung stets auch solche übernatürliche Beziehungen erörtert finden.

Daß von den genannten Wissenschaften die Astronomie in den südlichen Ländern ihren Ursprung und besondere Pflege fand, so daß sie den übrigen Naturwissenschaften weit vorauseilte, kann uns bei den ewig heiteren Nächten, in denen der Himmel in einem uns unbekannten Sternenglanz erstrahlt, nicht wundernehmen. Inder, Chaldäer, Aegypter sind ihre Begründer; die Griechen hoben sie auf eine hohe Stufe der Entwicklung. Von ihnen ging sie auf die Araber über, auf ein Volk, das seine ganze Lebensweise an sich auf die Beobachtung der Himmelskörper hinlenkte. Wenn der Beduine nachts auf flüchtigem Roß sein Heimatland, die

* Im übrigen galt in jener Zeit, die zwischen Sage und Geschichte nicht den mindesten Unterschied machte, Merlin, der Prophet und Zauberer des Kreises um König Arthur, so gut als eine historische Persönlichkeit, wie dieser selbst und seine Tafelrunde. Ebenso glaubte man fest an die ganze bunte Wunder- und Märchenwelt, die uns in den Erzählungen und Dichtungen des Mittelalters, am ausgeprägtesten wohl in der fast durchwegs aus orientalischen Quellen stammenden Sage vom Herzog Ernst entgegentritt.

** Erst Newtons Entdeckung der allgemeinen Gravitation hat diese Meinung endgültig beseitigt (1687).



weiten Sandwüsten Arabiens, durchstreifte, war er bei der endlosen Einförmigkeit der Landschaft, die ihn umgab, einzig und allein auf die hellflackernden Lichter am Himmel als Leitsterne angewiesen. Da mochte ihm von selbst eine Ahnung davon aufgehen, daß die Welten dort oben, welche je nach den verschiedenen Jahreszeiten auftauchen oder verschwinden, im ewigen Kreislauf gesetzmäßig sich bewegen. Ihre Bahnen, ihr Versinken unter den Horizont und ihre Wiederkehr im voraus zu berechnen, mußte als etwas durchaus Mögliches, ja Notwendiges erscheinen. Das, was ihre Vorgänger auf diesem Gebiet geleistet, ward daher von den Arabern mit Begier aufgegriffen. Sie haben diesen Schatz treu bewahrt, so daß uns viele griechische Werke nur in arabischen Uebersetzungen bekannt sind, und auf dieser Grundlage weiter bauend, namentlich im 9. und 10. Jahrhundert die Wissenschaft durch eine Reihe wichtiger Entdeckungen, genauere Beobachtungen und Messungen, die Erfindung noch heute gebrauchter Instrumente mächtig gefördert. Eine ganze Reihe von Fixsternnamen sind ein bleibendes Andenken an ihre Tätigkeit auf diesem Gebiete.

Aber mit der Astronomie war einst in Chaldäa die Astrologie entstanden. Sie fand einen fruchtbaren Boden bei den Römern, die bekanntlich überhaupt den Auspizien große Bedeutung beimaßen. Besonders aber ließen die Araber ihr die sorgfältigste Pflege angedeihen und bauten sie zu einem ganzen System aus. Lag es denn schließlich nicht nahe, nachdem der pfadsuchende Wanderer in den Gestirnen seine zuverlässigsten Führer erkannte, ihnen auch einen Einfluß auf das ganze übrige Leben einzuräumen?

Vom Morgenland aus hatte die Sterndeuterei mit den anderen arabischen Wissenschaften im Abendland rasch Eingang gefunden; ja, sie hat sich zu Friedrichs Zeiten eines so hohen Ansehens erfreut, daß selbst ein so klarer Geist wie Roger Baco zugibt, es müsse in ihr irgendein Element der Wahrheit stecken. Ob und inwieweit Friedrichs Vor-

liebe für diese Wissenschaft, wie Malaspina* behauptet, einem unstillbaren Sehnen, alle Dinge im Himmel und auf Erden zu erforschen, entsprungen sei, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hat er, wie übrigens die meisten damaligen Fürsten Europas, Hofastrologen gehalten und bei wichtigen Unternehmungen durch sie das Horoskop stellen lassen. Auch bei der Gründung von Städten und Burgen wurden sie befragt. Schade, daß diese so würdig aussehenden „Weisen", die mit ihren scharfgeschnittenen, ausdrucksvollen Gesichtern, den dunklen Glutaugen und den wallenden Bärten wie Propheten des alten Bundes in dem zu höchstem Glanz gesteigerten Treiben seines Hofes sich ausnahmen, das allzu große Vertrauen, welches Friedrich ihnen schenkte, nur zu häufig mißbrauchten. So hat der durch strenge Unparteilichkeit sich auszeichnende Geschichtsschreiber Rolandin in seiner Chronik von Padua (1200—1260) den Hofastrologen Theodor, allerdings keinen Mohamedaner, sondern einen sizilischen Griechen, beschuldigt, daß er des öfteren das Horoskop wissentlich falsch gestellt. Ob der Kaiser davon unterrichtet war? Vermutlich nicht, denn wir hören nichts davon, daß er ihm je seine Gunst entzogen. Vielleicht wollte und konnte er auch den Vielgewandten, Vielerfahrenen nicht entbehren. Ist es doch gerade dieser Theodor, der die für die Handelsinteressen Siziliens so wichtige Korrespondenz mit den orientalischen Herrschern, den Sultanen von Aegypten, Tunis und Marokko, in des Kaisers Namen geführt. Außerdem wußte er wie kein anderer Veilchenzucker und Sirup als Zusatz für erfrischende Getränke zu bereiten. Wenn auch Friedrich für seine Person, wie des öfteren bezeugt wird, leiblichen Genüssen nicht ergeben war, so setzte

---

* Saba Malaspina, Dekan zu Malta und Sekretär Papst Johanns XXI., ist der Verfasser einer Geschichte der sizilianischen Begebenheiten von 1250 bis 1276 in 6 Büchern. Er lebte in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts.

er doch seinen Ehrgeiz darein, daß seine Hofhaltung nach jeder Richtung das Vorzüglichste darbot.

Fruchtbringender als die Beschäftigung mit Astrologie hat sich des Kaisers Vorliebe für Mathematik und Medizin erwiesen, zwei Wissenszweige, in denen bekanntlich die Araber jener Zeit Meister waren. Hat doch das Abendland erst von ihnen die teilweise aus Indien entlehnte Algebra, deren Name schon den arabischen Ursprung verrät — al-gebr w'almokâbala, d. i. „Ergänzung und Vergleichung" — überkommen, und verdanken wir ihnen doch die Einführung des indisch-arabischen Zahlensystems mit seinen zehn Zahlzeichen. In diesem System — ohne Frage einer der hervorragendsten Leistungen des menschlichen Geistes — kommt bekanntlich jedem Zeichen außer seinem absoluten noch ein relativer, von seiner Stellung abhängiger Wert zu; dies aber war nur möglich durch die geniale Erfindung der Null, deren Bedeutung wohl am besten daraus erhellt, daß aus ihrem arabischen Namen zifr, zafar die Benennung „Ziffer" für die Zahlzeichen überhaupt entsprang. Die Araber hatten dann auf Grund dieses Zahlensystems an Stelle des höchst umständlichen und unbequemen Rechnens der Alten — man denke nur an die unbehilflichen römischen Zahlen, die an sich Rechenexempel sind — das noch heute benutzte, so überaus einfache Rechenverfahren ausgebildet. Der italienische Kaufmann und Mathematiker Leonardo Pisano, filius Bonacij, zusammengezogen in Fibonacci, der sich längere Zeit zu Bugia, einer pisanischen Niederlassung in der Berberei, aufgehalten, hat dann diese Wissenschaft zugleich mit den arabischen Ziffern nach Europa, und zwar nach seiner Heimatstadt Pisa, gebracht; er ist der erste christliche Schriftsteller, welcher in einem 1202 verfaßten Buch, dem Liber Abaci, die Arithmetik und Algebra wissenschaftlich behandelt und sich dabei der arabischen Ziffern mit ihrem Stellungswert bedient hat, die, zwar schon vorher wenn auch nur vereinzelt

gebraucht, erst durch ihn im Abendland eingebürgert wurden. Eben dieses Buch bahnte ihm den Zutritt zum kaiserlichen Hofe und Friedrich, der die Tragweite und außerordentliche Bedeutung dieser Neuerungen erkannte, veranlaßte ihn zu einer neuen Bearbeitung des Abacus, welche 1228 fertig wurde und allein auf uns gekommen ist*.

Von einer eigenen Tätigkeit des Kaisers auf diesem Gebiet verlautet weiter nichts; nur von seinem Wunsch, darin Gott gleich zu werden, berichtet uns Saba Malaspina.

Besser sind wir über seine medizinischen Kenntnisse unterrichtet. Wie sehr diese ebenfalls von den Arabern überkommene Wissenschaft ihm am Herzen lag, beweist schon, daß er sich mit der Absicht trug, sie, wie nur immer ein Jünger des Aeskulap, zu studieren. Dazu ist es nun allerdings nicht gekommen. Sein Wissen muß jedoch ziemlich umfangreich gewesen sein, da er, wie erzählt wird, selbst Aderlässe und Bäder usw. bei Erkrankungen seines Gefolges anordnete. Außerdem bewahrt das britische Museum noch einen angeblich von ihm herrührenden Wundsegen, die sogenannten Benedictio vulnerum secundum Fredericum auf, welcher neben der allgemein üblichen Beschwörungsformel die Weisung enthält, bei Verwundungen Umschläge mit Oel getränkter Zypressen anzuwenden.

Dieser lebhaften Beschäftigung mit der Heilkunde sind jedenfalls auch die Verordnungen auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege in dem von ihm erlassenen Gesetzbuche entsprungen, Verordnungen, die ganz einzigartig in jener Zeit dastehen. Denn welchem Fürsten des Mittelalters wäre es eingefallen, zu gebieten, daß man, um dem Ausbruche und der Verbreitung von Seuchen vorzubeugen, die Leichname nicht unbeerdigt liegen lasse,

* „Wir wissen kaum, was wir mehr bewundern sollen; die Möglichkeit, daß ein solches Werk am Anfang des 13. Jahrh. geschrieben werden konnte oder die Verständnisfähigkeit dafür an dem Kaiserhofe". (M. Cantor, Geschichte der Mathematik II. Band S. 32.)

sondern sie entweder sofort an einem von der Stadt eine Meile entfernten Ort vier Palmen (Handbreit) unter der Erde begrabe oder in das Meer werfe. Dasselbe solle mit toten Tieren, Giftpflanzen, sowie mit allen Abfällen geschehen, damit sie „weder Menschen noch Tieren schädlich würden". Aus dem gleichen Gesichtspunkt heraus wird den Fischhändlern, wie den öffentlichen Köchen untersagt, Fische und gekochte Speisen bis zum folgenden Tag aufzuheben. Ebenso hat das Rösten und Darren des Flachses und des Hanfes wegen des widerlichen, gesundheitsschädlichen Geruchs fern von jeder menschlichen Wohnstätte zu geschehen. Ein niedliches Geschichtchen von dem Streben des Kaisers, das Volk zu größerer Sauberkeit zu erziehen, enthalten die schon genannten „cento novelle antiche". Darnach traf der Kaiser einmal auf der Jagd mitten im Wald auf einen Wanderer, der vor einem schneeweißen Tischtuch saß, worauf er feines, ungesäuertes Brot und ein kleines Fäßchen Wein liegen hatte. Friedrich, durstig wie er war, bat ihn um einen Trunk, erhielt aber die Erlaubnis dazu nur unter der Bedingung, daß er, da er kein Trinkgefäß bei sich habe, das Fäßchen nicht an den Mund setzen dürfe. Der Kaiser ging darauf ein, ritt jedoch, ohne dem Besitzer sein Eigentum zurückzuerstatten, eilig weg. Der Wanderer, der ihn für einen Ritter aus dem kaiserlichen Gefolge hielt, zog ihm nach und ließ sich schon am folgenden Tage bei Friedrich melden, damit er ihm zu seinem Rechte verhelfe. Dieser empfing ihn inmitten seines Hofstaats und forderte ihn auf, den ganzen Hergang zu erzählen. Erst dann gab er sich zum großen Ergötzen der Umstehenden dem Ueberraschten als Täter zu erkennen, und ließ ihm ein beträchtliches Geldgeschenk überreichen als Lohn dafür, daß er „so reinlich gewesen sei".

Dieser Sorge um Hebung der Gesundheitsverhältnisse in seinen Staaten sind auch die umfassenden Bestimmungen entsprungen, die Friedrich für die Ausübung der ärztlichen

Praxis und die Erwerbung der Befähigung dazu traf. Lag ihm doch vor allem daran, der Kurpfuscherei und Quacksalberei energisch zu Leibe zu gehen, welche die üppigsten Blüten trieb, wenn auch, wenigstens in Italien, mit Anfang des 13. Jahrhunderts eine ärztliche Behandlung bei Erkrankungen einsetzte. Zwar beschränkte sich letztere meist auf Diät und Aderlaß; immerhin bedeutete sie aber doch einen Fortschritt, nachdem man bis dahin lediglich bei Sterndeutern und Wunderdoktoren Heilung gesucht.

In der richtigen Erkenntnis, daß eine wahre Heilkunde nur auf einer richtigen Kenntnis vom Bau des menschlichen Körpers fußen kann, hat er zuerst die Sektion der Leichen gestattet und sogar einen Lehrstuhl für Anatomie an der Universität Neapel errichtet, obgleich man damals das Sezieren vonseiten der Geistlichkeit und des durch sie geleiteten Volkes als eine Profanation betrachtete und den Kaiser und seine Berater ob ihrer freieren Ansichten verdammte. Umfangreiche Bestimmungen über die Zeitdauer des Studiums der Medizin, die Fächer, die die Studenten zu hören und in denen sie eine Prüfung abzulegen hatten, wurden getroffen; ja noch mehr, nach bestandenem Examen wird sogar ein Jahr Probepraxis bei einem angesehenen Arzt verlangt. Zuwiderhandelnde wie Quacksalber und Kurpfuscher wurden mit schweren Strafen bedroht. Sowohl die Aerzte wie die Apotheker mußten eine eingehende Kenntnis aller Arzneimittel aufweisen, da man den Verkauf von Arzneien jetzt einer scharfen obrigkeitlichen Kontrolle unterstellte. Gift durfte nur zu Nutzzwecken verabreicht werden; die Uebertretung des Gebots zog eine längere Freiheitsstrafe nach sich. Des weiteren wurde auch die Zahl der Aerzte in den einzelnen Städten festgesetzt. Um Uebervorteilungen von ihrer Seite zu begegnen, wurde eine Taxe eingeführt dafür, wieviel für ärztliche Behandlung bei Vermögenden zu berechnen sei, die Zahl der Gänge bei den

einzelnen Krankheiten genau vorgeschrieben, während Unbemittelte von vornherein unentgeltlich zu behandeln waren.

Man sollte meinen, alle diese Bestimmungen hätten nicht nur zur Hebung des ärztlichen Standes, sondern auch zur Entfaltung einer regeren wissenschaftlichen Tätigkeit an den Universitäten des Königreichs beitragen müssen. Für Salerno mag dies bis zu einem gewissen Grad zutreffen, obgleich sich die dortige hohe Schule der Medizin schon vor Friedrich großen Ansehens erfreute. Dagegen hat die Universität Neapel, von der sich der Kaiser als seiner eigensten Gründung — sie war am 5. Juli 1224 erfolgt — goldene Berge versprach, nie recht unter seinem Scepter zur Blüte kommen wollen. Es hat sich eben an ihr die alte Erfahrung bewahrheitet, daß nicht eine einzelne Persönlichkeit, sei sie auch noch so gewaltig, sondern allein das freie Zusammenwirken Vieler einer wissenschaftlichen Anstalt Leben und Gedeihen verschafft.

Die anderen Universitäten des Mittelalters hatten sich ohne Hilfe und Zutun von oben her, lediglich aus dem Drange der Völker nach Bildung und dem noch halb unbewußten Wunsch nach tieferer Erkenntnis entwickelt. Obgleich sie aus den geistlichen Schulen hervorgegangen waren, so hatte doch bis tief ins 13. Jahrhundert hinein weder die hohe Geistlichkeit noch der Papst, geschweige irgendein weltlicher Fürst einen Einfluß auf sie geltend gemacht. Ohne Störung von oben her konnte sich daher jede von ihnen frei entfalten und zeigte sich so mit dem Charakter und den Eigentümlichkeiten des Volkes, dessen wissenschaftliche Hochburg sie war, aufs engste verbunden. Es ist sicher kein Zufall, daß man an der Universität zu Paris, der Hauptstadt eines Landes, das von jeher leicht durch religiöse Fragen zu erregen war, in erster Linie das Studium der Theologie pflegte. Dem unruhigen, immer zum Disputieren geneigten italienischen Wesen entsprach es, daß in Bologna und Padua die juristische Forschung in hervor-

ragender Weise aufblühte. Neapel dagegen, die kaiserliche Universität, hat einer solch festen, im Volkscharakter wurzelnden Grundlage von Anfang an entbehrt. Ihr eine solche nachträglich zu verschaffen, wurde schon dadurch erschwert, daß Friedrich eine gleichmäßige Berücksichtigung aller Wissenszweige wünschte. Eine solche Universität entsprach wohl seinem Geiste, aber nicht der Zeit. Dazu kamen aber noch besondere Bestimmungen aller Art, welche jede freiere Lebensregung an der neuen Hochschule unterbanden. Es mochte noch angehen, daß der Kaiser selbst mit seinen Räten den Lehrplan entwarf, obgleich dabei naturgemäß mancher Mißgriff mit unterlief. So mußte jeder Mediziner, ehe er an sein Fachstudium gehen durfte, drei Jahre Philosophie studieren, weil ohne Kenntnis dieser „ersten und vornehmsten Wissenschaft" die Heilkunde nicht zu verstehen sei. Schlimmer noch war es, daß man Zwangskollegien einführte, ja, daß der ganze Unterricht unter strenger Kontrolle stand, der sich sowohl Studenten als Dozenten zu fügen hatten. Von akademischer Freiheit konnte daher keine Rede sein, um so weniger, als der Student auch in seinem Privatleben, wohl um geheimen politischen Umtrieben vorzubeugen, sich die staatliche Beaufsichtigung gefallen lassen mußte. Doch hatte er sich dafür andrerseits großer Vorteile zu erfreuen. Nicht nur wurde ihm eigene Gerichtsbarkeit, Abgabenfreiheit und der besondere Schutz des Kaisers für seine Person und sein Eigentum zugesichert; auch billige Wohnungen und Bücher wurden ihm zur Verfügung gestellt. Kam er in Geldverlegenheit, so war Vorsorge getroffen, daß er Darlehen gegen Pfand zu mäßigen Zinsen empfing. Die Auslösung des letzteren brauchte nicht eher als bei Beendigung der Studienzeit zu erfolgen; ebenso hatte niemand ein Recht, die Schulden vorher einzufordern. Armen talentvollen Jünglingen wurden die Kosten für die Vorlesungen ganz erlassen oder aus der Schatulle des Kaisers gedeckt, eine ganz namhafte Unterstützung, da das Kollegien-

geld in jener Zeit ein ungemein hohes war und vorher bezahlt werden mußte. Kein Dozent würde damals früher gelesen haben, ehe nicht alle seine Zuhörer ihren Obolus entrichtet hatten. Professoren, die einen großen Zulauf hatten, sollen davon geradezu reich geworden sein.

Aber auch sonst hat der Kaiser keine Kosten gescheut, dieser seiner Schöpfung Lebenskraft einzuhauchen. Vor allem ließ er es sich angelegen sein, für die einzelnen Lehrstühle Kapazitäten zu berufen, weil im Mittelalter noch weit mehr als heute der Besuch der Hochschulen von der Berühmtheit und dem Ansehen der Dozenten abhing und ihr Uebergang an eine andere Hochschule meist auch den der Studenten nach sich zog. Nichts mochte daher den Kaiser schmerzlicher berühren, als wenn ein solch verdienter Mann trotz Versprechungen und Geldopfern von seiner Seite dem Ruf an eine andere Hochschule Folge leistete. Doch hat er ihm das nie empfinden lassen, vielmehr für den Scheidenden immer warme Worte der Anerkennung und des Dankes gefunden. Einen bedeutenden Aufwand an Mitteln erforderte es ferner, daß er für die Zuhörer, welche des Lateinischen nicht mächtig waren, Parallelvorlesungen in ihrer Sprache, also griechische für die Griechen, arabische für die Sarazenen und hebräische für die Juden halten ließ. Ja, er ist in seiner Vorurteilslosigkeit so weit gegangen, daß er auch Frauen den Zutritt zu den Vorlesungen erlaubte.

Trotz aller Fürsorge aber blieb die Universität Neapel, gleich einer Treibhauspflanze, im Wachstum hinter den natürlich sich entwickelnden anderen hohen Schulen, vornehmlich denjenigen zu Paris, Bologna und Salerno zurück. Ja, gegen Ende der zwanziger Jahre war es so weit gekommen, daß Friedrich nach seiner Rückkehr aus Palästina zu ihrer völligen Erneuerung schreiten mußte. Es half nichts, daß er kurzerhand den Studierenden aus seinen Erblanden den Besuch auswärtiger Hochschulen untersagte. Die Bestimmung hatte allerdings noch einen tieferen Grund als den, nur die Neapler

Hochschule zu füllen. Friedrich wollte seine Studenten von jeglicher engeren Berührung mit den demokratisch gesinnten Universitäten Bologna oder Padua fernhalten, um so zuverlässige Beamte für sein durchaus absolutistisches Regiment heranzuziehen. Seinen Zweck hat er aber doch nur halb erreicht. Die verpönte akademische Gedankenfreiheit hat trotz dieser Gewaltmaßregeln Eingang in Neapel gefunden und dort zur Auflehnung gegen das herrschende System geführt, welche die zeitweilige Schließung der Universität zur Folge hatte.

Mehr Glück hat Friedrich mit der Gründung von Schulen gehabt. Bis dahin hatten nur in den Benediktinerklöstern von Monte Cassino und La Cava (Cava de' Tirreni oberhalb Salerno) Schulen bestanden, die Laien und Geistlichen zugleich als Vorbereitung für das Universitätsstudium dienen mußten. Nun wurden auf des Kaisers Veranlassung auch weltliche Bildungsanstalten eingerichtet.

Und nicht nur hierdurch, auch sonst war Friedrich aufs eifrigste bestrebt, geistige Interessen bei seinen Untertanen zu wecken, sie zu einer höheren Lebensanschauung heranzuziehen. Allerdings hat er dabei oft seltsame Wege eingeschlagen. Einmal erließ er den Befehl an alle Offiziere seines Heeres, den Roman Palamides oder Guiron le Courtois zu lesen, einen Roman, der in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts in England erschienen war, und der die Beachtung des Kaisers deshalb in so hohem Maße fand, weil er die Tristan- und Gralsage zu einem Ganzen verflocht.

Ihn selbst hat dann die Lektüre solcher zeitgenössischen Literaturerzeugnisse, von denen er die bedeutendsten seiner umfangreichen, meist aus wissenschaftlichen und kirchenrechtlichen Werken bestehenden Büchersammlung einverleibte, zuweilen auf ganz merkwürdige Ideen gebracht.

So hat ihn wahrscheinlich der philosophische Roman Hay-Ibn-Yakdan des berühmten Arztes Ibn-Tofeil zu dem



Versuch angeregt, ein paar Kinder aufwachsen zu lassen, ohne daß je ein menschliches Wort an ihr Ohr drang, um zu erfahren, welche Sprache sie von selbst reden würden. Sie gingen zugrunde, ehe Friedrich seine Absicht erreichte, weil man sie, wie der Chronist hinzufügte, nicht „durch Lieder einschläferte und eine solche Stille unerträglich ist“. Die gleiche Geschichte erzählt übrigens schon Herodot (II, 2) von König Psammetich von Aegypten. Auch er zog zwei Kinder mit Ziegen fern von jeder menschlichen Gemeinschaft auf, um auf diese Weise herauszubringen, ob Aegyptisch wirklich, wie damals allgemein angenommen wurde, die Ursprache sei. Das erste Wort jedoch, das sie gestammelt, hätte (wohl unter dem Einfluß der Ziegenpflegeeltern) Bekos gelautet, was auf Phrygisch Brot bedeutet, weshalb von da an das Phrygische als das älteste Idiom galt. Ibn Tofeil hat dies Problem noch viel weiter ausgesponnen, indem er einen auf einsamer Insel durch das Spiel der Naturkräfte erzeugten Menschen ohne Berührung mit der Außenwelt sich entwickeln läßt. Mit der ganzen philosophischen Spitzfindigkeit jener Zeit wird die geistige und seelische Tätigkeit geschildert, welche ein solch immerwährender, durch nichts abgelenkter Verkehr mit der Natur und die dadurch ermöglichte tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge im Menschen hervorbringen muß. Diese gibt ihm Anregung zu allerlei Vergleichungen und führt schließlich auch zu der Fähigkeit, das Beobachtete in Worte zu kleiden.

Ob und inwieweit Friedrich bei der Absonderung jener Kinder auf eine Prüfung dieser Ausführungen abzielte, bleibe dahingestellt. Es ist sehr wohl möglich, daß ihm gleich Psammetich bei dem „frevlen Spiel“, wie es seine Zeitgenossen mißbilligend nennen, nur daran lag, der Ursprache auf den Grund zu kommen. Wenigstens hätte eine derartige Annahme bei den ungewöhnlichen Sprachkenntnissen, die er besaß, viel Wahrscheinlichkeit für sich. Wer, wie er, als denkender Mensch acht Idiome beherrschte — er hat neben

dem Deutschen und Italienischen das Griechische, Lateinische, Arabische, Hebräische, Französische und Provençalische fließend gesprochen — dem mußte es selbstverständlich auffallen, daß zwischen vielen verschiedenen Sprachen angehörenden Wörtern eine unverkennbare Verwandtschaft besteht. Dies konnte doch nur die Folge eines gemeinsamen Ursprungs sein; und eben diesen Ursprung aufzudecken, mußte dem als eine reizvolle Aufgabe erscheinen, der, wie Friedrich, ein so feines Sprachgefühl, ein so großes Verständnis für volkstümliche Eigenarten des Ausdrucks besaß. War er es doch, der die bis dahin wenig beachtete italienische lingua volgare, die Sprache des Volks, so zu Ehren brachte, daß, an das Sizilianische sich anlehnend, Italiens größter Dichter, Dante Alighieri, ein halbes Jahrhundert darnach seine Werke in der toskanischen Mundart schuf und damit Italien seine Schriftsprache gab.

Denn während man im 13. Jahrhundert sowohl in Frankreich als in Deutschland Dichtungen in den heimischen Dialekten, vornehmlich dem provençalischen und oberdeutschen, verfaßte, hatte Italien am Lateinischen, selbst im feineren täglichen Verkehr, festgehalten. Eine Volkssprache im wahren Sinne des Wortes hatte sich nur in Sizilien ausgebildet. Ihre Wurzeln reichen bis in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt zurück, wo sie sich aus dem Lateinischen der Verfallzeit entwickelte. Man hielt an ihr mit Zähigkeit fest, trotzdem ein fremdsprachiges Volk nach dem anderen, Griechen (Byzantiner), Goten, Araber sich zu Herren der Insel aufschwangen. Auch die französische Sprache der Normannen konnte ihrer nicht Meister werden*. Ihre Fürsten ordneten im Gegenteil als kluge Leute an, daß die Regierungsdekrete außer in arabischer Fassung auch im sizilianischen Volks-

* Die fremden Erobrer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen. („Braut von Messina",)

dialekt zum besseren Verständnis der Untertanen zu erlassen seien. Sie wurden dafür von dem dankbaren Sizilianer, der heute noch stolz auf seine von der jetzigen italienischen Schriftsprache so abweichende Mundart ist, in Liedern gefeiert. Doch blieben diese dichterischen Ergüsse auf die unteren Volksklassen beschränkt; sie sind über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes nicht hinausgekommen.

Eben in dieser vokalreichen, volltönenden Volkssprache, in welcher der Bauer, wenn er hinter dem Pfluge herging, leise seine Weisen vor sich hinsummte, hat Friedrich das biegsamste Organ für die dichterische Gestaltung des Singens und Sagens erkannt, und sie zur Dichtersprache des liederreichen Musenhofes zu Palermo erhoben, der so der Mittel- und Ausgangspunkt für die nationale Bildung Italiens wurde. Nun erst ward man sich auch im übrigen Italien bewußt, was man an seinen verachteten Volksdialekten für einen Schatz besaß. Bereits Mitte des 13. Jahrhunderts tritt die lingua volgare, wenn auch immer noch vereinzelt, in italienischen Urkunden auf. Aber schon wenige Jahrzehnte darnach hat Saba Malaspina den Mut gehabt, seine guelfisch gefärbte Geschichte von Sizilien in der Mundart seiner Heimat zu schreiben.

Die durch Friedrich ins Leben gerufene sizilianische Literaturepoche darf indes nicht als bodenständig betrachtet werden; sie schloß sich vielmehr eng an die provençalische Troubadourpoesie an, während der deutsche Minnesang ohne jeden Einfluß auf sie blieb.

Diese Erscheinung könnte um so mehr in Verwunderung setzen, als gerade Deutschlands größter Lyriker des Mittelalters, Herr Walther von der Vogelweide, ein eifriger Anhänger des Stauferhauses war und von dem Kaiser um dessentwillen auch mit einem Lehen in der Nähe von Würzburg ausgezeichnet worden ist. Dagegen ist die Nachricht, daß er ihm auch die Erziehung seines Sohnes Heinrich anvertraut habe, nicht verbürgt. Den

Anlaß dazu haben wohl verschiedene Gedichte gegeben, wie dasjenige:

Selbwahsen kint, du bist ze krump,
sît nieman dich gerihten mac usw.

und:

Swâ der hôhe nider gât
und ouch der nider an hôhen rât
gezucket wirt, dâ ist der hof verirret*.

in denen sich Walther über die Zügellosigkeit des jungen Königs bitter beschwert. Ebensowenig ist es sicher, ob Walther den Kaiser auf seiner Palästinafahrt (1228) begleitet hat. Jedenfalls hat er aber, in seiner glühenden Vaterlandsliebe für den gebannten Kaiser eintretend, die wuchtigsten Anklageworte gegen die Kurie, als den Herd alles Unfriedens und alles Aergernisses in der ganzen Christenheit, geschleudert.

Allein dem Kaiser mochte als Süditaliener mit seinem mehr sinnlichen Empfinden die echtdeutsche Poesie Walthers in ihrer schwärmerischen Gefühlsinnigkeit, dem Ernst der Lebensauffassung, der tiefen Resignation, welche bei aller Kraft des Ausdrucks namentlich in den vaterländischen Gedichten zutage tritt, nicht so ganz verständlich gewesen sein. Noch weniger ist dies für Wolfram von Eschenbach und die übrigen Minnesänger, mit Ausnahme vielleicht Gottfrieds von Straßburg, anzunehmen. Ganz aber mußte er sich in seinem Stilgefühl durch die roh und kunstlos gefügten Verse eines Freidank abgestoßen fühlen, mochte dieser darin immerhin noch so warm, besonders in den

---

* N. 169 u. N. 129 in der Uebersetzung der Gedichte Walthers von der Vogelweide von Karl Pannier (Reclams Universalbibliothek)

„Halsstarrig Kind, du bist zu krumm,
Dich bieget keiner grade mehr“

und

„Wo der Hohe wird verscheucht
Und empor der Niedre steigt
Zum hohen Rat, da ist der Hof entehret“.



berühmten Gedichten: „Von Rom“ und „Von Akers“* die Sache des Kaisers gegen die unerhörten Anmaßungen der Kurie vertreten.

Wie viel mehr hat im Vergleich dazu die provençalische Dichtkunst dem Wesen des Sizilianers schon dadurch entsprochen, daß sie einen so großen Wert auf Form und Reimverknüpfung legte. Es ist sicher kein Zufall, wenn Friedrich und sein Hof gleich den Troubadours sich für ihre poetischen Ergüsse der Formen des Sonetts und der Kanzone bedienen, obwohl damit keineswegs feststeht, daß beide nicht schon früher auf der Insel Eingang gefunden. Als vollgültiger Gegenbeweis kann es jedenfalls nicht angesehen werden, daß das älteste, in sizilianischer Mundart existierende Sonett als ein Werk von Peter de Vineïs, des Kaisers vertrautem Ratgeber, gilt. Auch der Inhalt der Dichtungen ist der Troubadourpoesie nachgebildet. Nur wird die überschwengliche Frauenverehrung, die Bewunderung der Schönheiten der Natur meist zu einer leeren Formsache, einem Fehler, in den schließlich allerdings die provençalische Dichtkunst ebenfalls verfiel, sobald sie die Fühlung mit dem Volksbewußtsein verlor. Da aber, wo sich die sizilianische Poesie an das Volkstümliche anlehnt, wirkt sie echt. Leider ist dies aber nur sehr selten der Fall, so in einem der bekanntesten Lieder, dem „Dolze mio drudo e vattene“. Hier feiert der Sänger nicht das hochgeborene Weib in seiner stolzen Schönheit, wie es die strenge Sitte gebot, als Gegenstand der Liebe, sondern ein einfaches Landmädchen, das des Geliebten in sehnendem Verlangen harrt. Das Gedicht wird übrigens dem Kaiser selbst zugeschrieben. Sicher ist ja, daß die poetische Begabung seines Großvaters und seines Vaters, von dem wir noch ein sehr warm empfundenes Minnelied besitzen, auch auf ihn übergegangen war. Ebenso

* N. 45 und 46 in der von Karl Pannier besorgten Uebersetzung von „Freidanks Bescheidenheit“ in Reclams Universal-Bibliothek (Akers = Accon).

wird seinen Söhnen, dem König Enzio und dem König Manfred, ein großes Talent im Schaffen von Kanzonen nachgerühmt. Etwas Authentisches hat sich davon nicht erhalten. Doch hat Dante ohne Zweifel Dichtungen des Kaisers gekannt, da er in seinem leider unvollendet gebliebenen Werk über die Volkssprache „De vulgari eloquentia" Friedrich II. geradezu den Vater der italienischen Dichtkunst nennt. In Toskana hatte die sizilianische Poesie Schutz und Schirm gefunden, als ihr nach dem Tode König Manfreds auf dem Rosenfelde zu Benevent bei dem finsteren Karl von Anjou keine Heimstätte mehr bereitet war, obgleich dieser selbst Gedichte in provençalischer Mundart verfaßte. An den Werken eines Jacopo da Lentini und anderer Sizilianer hat sich Dante herangebildet, und ebenso hat sein jüngerer Zeitgenosse Petrarka in seinem „Trionfo d'amore" auf die hohe Bedeutung der sizilianischen Poesie für die Entwicklung der italienischen Literatur hingewiesen.

Aber auch die Volksphantasie hat sich noch lange mit dem kaiserlichen Dichter beschäftigt, ja, sie läßt ihn in immer strahlenderem Lichte erscheinen. Zum erstenmal taucht unter den aragonischen Herrschern in Sizilien jene Sage von der Gründung einer „pfalzgräflichen Akademie" durch Friedrich in Palermo auf, eine Sage, die sich bis auf unsere Tage in mehr oder weniger veränderter Form erhalten hat. An diese Akademie habe er die hervorragendsten Geister aus seinen Reichen berufen, damit sie zur Schöpfung einer neuen italienischen Literatursprache beitrügen. Er selbst habe, wie einst Karl der Große, den Vorsitz in dieser erlauchten Versammlung geführt. Dichter wohnten ihr bei und trugen diesem Musenhof ihre Werke vor, bei deren Prüfung auch das Urteil edler Frauen eingeholt wurde. Ihnen stand es dann zu, denjenigen, dessen Schöpfung des Preises wert erkannt wurde, mit einem Lorbeerkranz zu krönen.

Wahrscheinlich beruht diese ganze Sage auf einer

dunklen Erinnerung an die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Frankreich tagenden Liebeshöfe, wo man in Gemeinschaft mit schönen Frauen über wirkliche und erdichtete Liebesfreuden und Liebesschmerzen und über die Kunst, darüber zu singen oder zu sagen, beriet. Die Dichterkrönung Petrarkas auf dem Kapitol 1341 mag dann die Volksphantasie nach dieser Richtung hin weiter beeinflußt haben. Uebrigens hat damals in Frankreich tatsächlich eine solche „Akademie“ bestanden, jeux floreaux genannt, weil der Dichter, dessen Werk den Beifall jener schöngeistigen Gesellschaft fand, als Preis einen Blumenkranz empfing.

In Wahrheit hat Friedrich nichts ferner gelegen, als die übertriebene Empfindsamkeit, welcher solche Musenhöfe ihr Dasein verdankten. Ist er doch als erster mit aller Macht auch gegen die übermäßige Freigebigkeit eingeschritten, auf welche die fahrenden Sänger damals ein Recht zu haben glaubten. Er verbot dem Adel seines Reichs die Darreichung von Geschenken, welche dessen Mittel überstiegen, und suchte ihn außerdem durch umsichtige Maßregeln vor der Zudringlichkeit der wandernden Spielleute und Mimen zu schützen. Denn diese Ehrungen hatten allmählich, namentlich in Frankreich, geradezu ungeheuerliche Dimensionen angenommen. Es mochte vielleicht noch angehen, daß französische und provençalische Fürsten zuweilen ganze Provinzen Sängern verliehen. Tiefer griff es in das volkswirtschaftliche Leben ein, daß der Adel unter dem Druck der öffentlichen Meinung sich veranlaßt sah, allezeit für die Spielleute offene Tafel zu halten. Ein Lied wurde nur zu oft mit der Hingabe des letzten Pfennigs bezahlt. Ganze edle Geschlechter fielen auf diese Weise der Verarmung anheim. Eines der krassesten Beispiele, wie man solche Spenden übertrieb, bietet die Gräfin von Urgel dar. Bei der prunkvollen Fürstenversammlung im Schloß zu Beaucaire im Jahre 1174, die zu Ehren der Aussöhnung der Häuser Aragon und Toulouse stattfand, hat sie eine Krone im Wert

von 40000 Sols gestiftet, um den ersten unter den Spielleuten, den Sängerfürsten Wilhelm Mita damit zu schmücken.

Die Besseren unter den Troubadours haben Friedrich übrigens sein Vorgehen gegen die übertriebenen Forderungen ihrer Standesgenossen nicht weiter verdacht, im Gegenteil, sie sind bei seinem Kampf mit den Päpsten aufs wärmste für ihn eingetreten. So klagt Guillem Figueira in einem flammender Leidenschaft entsprungenen Sirventes* gegen die römische Kurie laut die Pfaffen als die Urheber des ganzen Streites an. Noch volltönender läßt Aimeric von Peguillan, einer der hervorragendsten Troubadours, der die Gunst vieler Fürsten in seltenem Maße genoß, seine Leier zum Lob des Kaisers in dem bekanntesten seiner Lieder erschallen, in dem er ihn mit einem Arzt aus Salerno vergleicht. Zwei Lobgedichte auf die Liebe hat er ihm außerdem geweiht.

Und nicht allein um die Hebung der Dichtkunst, auch um die Musik hat sich Friedrich Verdienste erworben. Die beiden Schwesterkünste gingen ja an sich im Mittelalter Hand in Hand, da die Lieder singend vorgetragen wurden. Indessen handelte es sich dabei nicht um eine eigentliche Melodie im späteren Sinn, sondern mehr um litaneiartige Weisen. Aber sie wirkten doch erzieherisch auf Rhythmus und Taktgefühl ein, wofür die Empfindung im Mittelalter ganz abhanden gekommen war. Schon in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts hatte der Benediktinermönch Guido von Arezzo, der die für die Entwicklung der Musik so außerordentlich wichtigen Notenlinien einführte, eine Abstellung dieses Uebelstandes angestrebt; aber erst durch die kurz darauf gemachte Erfindung der Harmonielehre und die Festlegung nach bestimmten Zeitwerten gemessener Notenlängen unabhängig von der Länge und Kürze der Textsilben war

* Canzone ist ein Minnelied, der Sirventes (von servir) ein Lied, das politische und religiöse Dinge behandelt.

ein mehrstimmiger Gesang möglich. Das kam vor allem dem mehrstimmigen Kirchenlied zugute, von dem man bis dahin, weil jeder der Mitwirkenden dabei nach eigenem Gutdünken pausierte oder anfing und aufhörte, nicht mit Unrecht behauptet hatte, es verunstalte den Gottesdienst. Am päpstlichen Hof machte man sich diesen Fortschritt bald zunutze. Schon anläßlich der Krönung Kaiser Ottos IV. wird der Gesang der römischen Geistlichkeit rühmend hervorgehoben. Honorius III. hat dann sogar eine Schule für Sänger eingerichtet. Aber nur zögernd brachen sich die bedeutungsvollen Neuerungen anderswo Bahn. In Sizilien hatte man bis dahin bei gottesdienstlichen Handlungen immer noch am griechischen Kirchengesang, einem Wechselgesang von zwei Chören, an dem sich die Gemeinde beteiligte, festgehalten. Bei dem damaligen mangelnden Musikverständnis mag für den Zuhörer der Genuß ein sehr mäßiger gewesen sein. Ohne Zweifel fühlte sich auch das fein empfindende Ohr des Kaisers dadurch beleidigt; denn er hat dafür den gregorianischen, durch Papst Gregor I., den Großen, reformierten Ritualgesang, der noch heute die Grundlage des katholischen Kirchengesangs bildet, eingeführt. Dieser aber setzt, wenn er Eindruck machen soll, eine gute Schulung der Solosänger und Chöre voraus. Von einer Sängerschule gleich der des Honorius zu Rom verlautet nun zwar in Sizilien nichts; aber in zeitgenössischen Berichten steht es zu lesen, daß Friedrich für den Gottesdienst, besonders in der Cappella Palatina, jenem Schatzkästlein arabisch-normannischen Stiles, das heute immer noch den Hauptanziehungspunkt im Königsschloß zu Palermo bildet, ganz erlesene Sänger habe anwerben lassen und daß ihr Gesang das Staunen und die Bewunderung der Zuhörer erregte. Uebrigens hat er nicht bloß in der Kirche, sondern auch bei Hofe und in seinem Privatleben viel Wert auf gute Musik und geschulte Musiker gelegt. Wenigstens weist das Regestum des Jahres 1239 auf 1240, das sich allein von allen Regesten des Königreichs unter Friedrich vollständig er-

halten hat, zweimal, am 28. November und 14. Januar, Weisungen an den Secretus von Palermo auf, schwarze Sklaven zu kaufen und sie im Posaunenspiel zu unterrichten. Neger sind es auch gewesen, die im Jahre 1232 durch ihre Musik auf silbernen Posaunen die Gesandten des Sultans El-Asraf von Damaskus entzückten, als diese im Namen ihres Herrn zum Zeichen seiner Wertschätzung ein großes Zelt mit jenem goldenen Planetarium überbrachten, das Friedrich neben seinen kostbarsten Schätzen im Schloß zu Venosa aufbewahrt und das er dem Abt von St. Gallen gegenüber als seinen liebsten Besitz nach seinem Söhnlein Konrad bezeichnete*.

Mit der Vorliebe für Musik hat der Kaiser, wie die meisten seiner Zeitgenossen, diejenige für den Tanz verbunden, der ja damals vielfach mit Gesang begleitet wurde. Allerdings hat Friedrich, gleich einem echten Orientalen, nur als Zuschauer sich an den eleganten Bewegungen der für ihn eingeschulten Tänzerinnen ergötzt, deren Geschicklichkeit ganz außerordentlich gewesen sein muß. So weiß Matthäus Paris von einem kunstvollen Kugeltanz zu berichten, den zwei sarazenische Mädchen dem Schwager des Kaisers, dem englischen Prinzen Richard von Cornwallis, vorgetanzt. Mit

---

* Ueber das Aussehen dieses Planetariums sind wir nur ungenügend unterrichtet. Es muß mit einem Uhrwerk versehen gewesen sein, da sich an ihm Sonne, Mond und Sterne ihrer Umlaufszeit entsprechend um die Erde bewegten. Im Abendland erregte es um so größereres Aufsehen, als damals die Uhrmacherkunst, wie die gesamte Mechanik, noch arg in den Kinderschuhen stak. Denn ob der Abt Wilhelm von Hirsau († 1090) wirklich, wie man ihm zuschreibt, eine Uhr erfunden hat, welche den Kreislauf der Himmelskörper darstellte, erscheint höchst zweifelhaft. Gewöhnliche Uhren, allerdings noch äußerst primitiver Art mit Gewichten und Schlagwerk müssen aber schon im Anfang des 12. Jahrh. vorhanden gewesen sein, weil, wie Reuleaux anführt, in den Regeln des Cistercienserordens von 1120 den Sakristanen aufgegeben wird, dafür zu sorgen, daß die Uhr vor der Frühmesse schlage und wecke.

den Füßen zuerst auf je einer Kugel stehend, hätten sie sich in kühnen Verschlingungen, trotz des glatt getäfelten Bodens, von einer Kugel auf die andere geschwungen und dies Jongleurkunststückchen noch mit Gesang und Handpaukenschlag begleitet.

Und wie am Tanz, so hat der Kaiser auch an allen anderen Leibesübungen Gefallen gefunden. Nicht ohne Grund wird mit ihm schon von seinen Zeitgenossen jene Begebenheit in Verbindung gebracht, die sich auf Sizilien zur Regierungszeit eines der beiden normannischen Wilhelme abgespielt hat und von Schiller in seiner unsterblichen Dichtung, „dem Taucher", verherrlicht worden ist. Salimbene und nach ihm die Chroniken von Messina haben dem Kaiser die Rolle des Königs im Gedichte zuerteilt und nehmen als den Ort, wo die Begebenheit sich zugetragen, Messina an. Darnach hätten die Erzählungen eines durch seine wunderbare Geschicklichkeit im Tauchen berühmten Catanesen, namens Nicolà oder Cola, zubenannt Pesce (Fisch), über die Meerestiefen im Kaiser den Wunsch erregt, darüber noch mehr zu erfahren und seine Kunst zu erproben. Um den Jüngling zu dem Wagestück zu ermuntern, habe er den goldenen Becher vom dortigen Leuchtturm in die See hinabgeschleudert. Zweimal habe ihn Nicolà auch glücklich heraufgebracht, das drittemal sei er rettungslos in den Wogen versunken.

Der Kaiser hat übrigens auch für seine Person eine große Vorliebe für körperliche Uebungen und Leistungen gehabt. Unbekümmert darum, daß die Geistlichkeit es als einen argen Verstoß gegen die Sabbatruhe ansah, hat er selbst Sonntags das Baden und Schwimmen nicht unterlassen. Auch war er immer bereit, Strapazen jeder Art auf sich zu nehmen, wenn es irgendein Ziel zu erreichen galt. Bekannt ist, wie er einmal auf seinem eiligen Zug nach Deutschland im Jahre 1212 den Seinen voran in einen Fluß, der

ihn am Vordringen hemmte, sprang und ihn durchwatete, obgleich ihm das Wasser dabei bis an die Hüften ging.

Noch glänzender hat sich sein zähes Ausharren im Felde bewährt. Wenn er auch ein Feldherr im eigentlichen Sinn des Wortes nicht gewesen ist, so hat sein klarer Verstand ihn sehr häufig das Richtige treffen lassen, wie bei dem Marsch zur Umgehung der Lombarden am 26. November 1237, dem er den glänzenden Erfolg bei Cortenuova zu danken hatte. Ebenso atmet sein Schreiben am 3. Juli 1241 an alle Herrscher der Christenheit anläßlich der Mongolengefahr eine Umsicht und Ueberlegung, eine so richtige Beurteilung der ganzen Sachlage, wie sie kein Fürst damaliger Zeit in gleichem Maße entwickelt hat. Dringend wird darin vor einer offenen Feldschlacht mit den wilden Horden gewarnt; besser sei es, die bedrohten Landstriche und Ansiedlungen in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen und gut zu verproviantieren, daß sie dem Ansturm länger und nachhaltiger Trotz bieten könnten. Von dem Tragen kostbarer Gewänder wird abgeraten, weil dadurch die Beutegier des Feindes erregt werde usw. Freilich vermissen wir allgemeine strategische Gesichtspunkte über die Art, wie dem Feinde erfolgreich entgegenzutreten sei, u. dgl. m. Dazu war aber die ganze Kriegsführung des Mittelalters gar nicht angetan; unbekümmert um strategische und taktische Erwägungen, ohne zuvor irgendwelchen Schlachtenplan zu entwerfen, ging man stracks aufeinander los; persönliche Tapferkeit spielte bei der Entscheidung die Hauptrolle. Und auch diese war Friedrich in hohem Maße eigen. Man denke nur daran, wie kaltblütig er den erfolglosen Sturm auf Viterbo am 16. November 1243 leitete, von einem Flammenmeer umgeben, das aus den unterirdischen Wallgängen der Stadt unter den Füßen der Belagerer emporloderte, vom pfeifenden Nordwind ihm entgegengetrieben. Daneben kommen dann aber auch Taten vor, die selbst der modernen Kriegskunst Ehre gemacht hätten, so sein Gewaltmarsch an

der Spitze seiner Truppen am 30. Oktober 1236, wo er die sechzehn Meilen von Cremona nach San Bonifacio (jenseits Verona) in 24 Stunden zurücklegt, um dem vom Feind bedrängten Ezzelin zu Hilfe zu eilen.

Durch den häufigen Aufenthalt in Wald und Flur mochte er seinen Körper abgehärtet und an Strapazen aller Art gewöhnt haben. Denn Friedrich ist, wie sein Vater und Großvater, ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Wochenlang lag er dem edlen Waidwerk ob, ohne jedoch die Weltereignisse darüber aus dem Auge zu lassen. Besonders war es die Falkenbeize, welcher er, wie alle damaligen Fürsten des Abend- und Morgenlandes huldigte, und die ja auch heute noch in Asien, insbesondere in Persien, als eines der edelsten Vergnügungen angesehen wird. Um ihretwillen hat er zum Teil wenigstens dem an landschaftlichen Reizen so viel reicheren Sizilien das sonnige, eintönige Apulien als Wohnsitz vorgezogen, weil die vielen Buschwälder das denkbar günstigste Jagdgebiet darboten.

Natürlich interessierte sich Friedrich aufs lebhafteste für die Züchtung der Falken. Eine Menge darauf hinauslaufender Anweisungen enthalten seine Regesten, Anweisungen, aus denen eine reiche Erfahrung spricht. In der Tat hat Friedrich bei seinen Zeitgenossen als einer der geschicktesten Falkner gegolten. Und er selbst war sich dessen auch wohl bewußt, wenn anders man jenes amüsante Geschichtchen glauben darf, das ein zeitgenössischer Schriftsteller, der Cisterciensermönch Alberich in Trois Fontaines, erzählt. Darnach habe, als die Mongolen im Jahre 1241 in Deutschland eingefallen waren, deren Großchan den Kaiser zur Unterwerfung aufgefordert, unter dem Versprechen, daß er ihm dafür an seinem Hofe eine einflußreiche Stellung einräumen wolle. Friedrich habe scherzend und ausweichend zugleich darauf erwidert, daß er höchstens um seiner nicht ganz geringen Vogelkenntnisse willen zum Amt eines Falkeniers tauge.



Wie sehr seine Kenntnisse das gewöhnliche Maß überschritten, davon war indes den Zeitgenossen kaum etwas bekannt; und wenn es der Fall gewesen wäre, so hätte ihnen doch Verständnis und Urteil dafür gefehlt. Denn die wissenschaftlichen Beobachtungen, zu denen Friedrich durch die eingehende Beschäftigung mit der Falkenzucht angeregt wurde, und die er dann in dem bekannten Buch „De arte venandi cum avibus" (über die Kunst mit Vögeln zu jagen) niedergelegt hat, haben mit der damaligen Buchgelehrsamkeit, die man allein für echte Forschung hielt, nicht das Mindeste gemein. Hier wird nicht, wie sonst allüberall im Mittelalter, das, was die Schriftsteller des Altertums über die Dinge und Vorgänge in der Natur behaupten, einfach als unumstößliche Wahrheit hingenommen und kommentiert; mit einer aus eigenen Beobachtungen geschöpften Sachkenntnis werden wir vielmehr auf Grund eines reichen Tatsachenmaterials über den Körperbau, die Stellung der Federn, die Art des Flugs und die Lebensweise der Falken unterrichtet. Es steht hinsichtlich der Genauigkeit der Ergebnisse heutigen zoologischen Werken wenig nach.

Das Falkenbuch in seiner uns überlieferten Fassung ist vermutlich erst in des Kaisers letzten Lebensjahren entstanden; denn der Tod hat ihn vor dessen Vollendung hinweggerafft. König Manfred hat dann später die Arbeit des Vaters mit Zusätzen, Anmerkungen und Erläuterungen versehen, ohne es jedoch ebenfalls zu Ende zu führen. Im Druck ist es zum erstenmal im Jahre 1596 und zwar zu Augsburg erschienen. Die vatikanische Bibliothek besitzt ein sehr gut erhaltenes Exemplar mit Federzeichnungen zur Erläuterung des Textes. Sie mögen wohl von der Hand eines Sarazenen herrühren; denn sie zeigen die Eigentümlichkeit der arabischen Kunst mit wenigen, festen Strichen das Charakteristische wiederzugeben. Auch wird im Domschatz zu Palermo ein arabisches Kästchen aufbewahrt, dessen Fi-

guren eine unverkennbare Verwandtschaft mit denen des Falkenbuchs aufweisen.

Uebrigens ist dieses nicht die einzige Leistung des Kaisers auf naturwissenschaftlichem Gebiete geblieben. Allerdings hat die Schrift über die „Natur und Behandlung der Pferde", eine Schrift, die leider Bruchstück geblieben ist, nicht er selbst, sondern sein Stallmeister Jordanus Rufus geschrieben; jedoch betont dieser ausdrücklich, daß es des Kaisers Anweisungen sein Dasein verdanke. Heute nur wenig bekannt, muß es im Mittelalter verbreiteter gewesen sein als das Falkenbuch. Denn es ist schon im Jahre 1487, allerdings verstümmelt und entstellt, im Druck herausgekommen. Im Jahre 1818 ist dieser ersten Herausgabe dann eine dem Originaltext genau entsprechende, zu Padua veröffentlichte gefolgt. Veranlaßt mag das Werk dadurch sein, daß man in den kaiserlichen Marställen mit den kostbaren Araber- und Berberhengsten, welche Friedrich des öfteren im Morgenland bestellte oder von den Sultanen zum Geschenk erhielt, nicht immer richtig umzugehen wußte. Sein Interesse für diese edlen Tiere war so rege, daß er selbst im Felde mitten in den schwierigsten kriegerischen Operationen Erkundigungen über ihr Befinden einzog.

Ueberhaupt muß Friedrich ein großer Tierfreund gewesen sein. Gleich seinem Großvater Barbarossa beschäftigte er sich gerne mit dem Abrichten von Hunden. Eigenartig ist seine Vorliebe für exotische Tiere, vor allem für gezähmte Leoparden, die ihn auf seinen Jagden begleiten mußten. Meist saßen sie dann, ein wunderliches, unheimliches Bild, gleich einem Windhund hinter den Reitern „verkappt" auf dem Rücken der Pferde, bereit beim ersten, leisen Pfiff herabzuspringen, um abgekappt und entfesselt sich mit ein paar wilden Sätzen auf den Nacken eines unglücklichen Wildes zu stürzen, und nachdem ihm der Todesschlag mit der Tatze versetzt war, gierig dessen rauchendes Blut zu trinken.

Aber auch mit anderen ausländischen Tieren hat sich der Kaiser gern umgeben, und sie teilweise, wie die Giraffe, zum erstenmal in Europa eingeführt. Seine Fahrt durch die Lande glich selbst in Kriegszeiten häufig derjenigen eines morgenländischen Herrschers. Kamele und Dromedare, für die er auf Malta eine eigene Züchterei errichten ließ, haben sogar im Jahre 1235 den Weg über die Alpen nach Deutschland mitgemacht, wo sie gewaltiges Aufsehen erregten. So seien besonders die Elsässer, als der Kaiser in Colmar weilte, in dichten Scharen herbeigeströmt, um die seltsamen Geschöpfe in Augenschein zu nehmen.

Noch mehr Staunen beim Volke verursachte im Gefolge des Kaisers ein Elephant, den ihm der Sultan El-Kâmil 1229 als Geschenk übersandt, und der einen mit der Kaiserstandarte geschmückten Holzturm tragen mußte, also die Stelle des Fahnenwagens, des „Carroccio“ vertrat. Friedrich hat ihn damals allerdings bei dem erwähnten Zuge nach Deutschland in Italien zurückgelassen, wohl aus Sorge, daß das edle Tier, das ihm um seiner Intelligenz und Sanftmut willen besonders am Herzen lag, die beschwerliche Alpenreise nicht überstehen würde. Aus unbekannten Gründen hat er es aber bei seiner Rückkehr von den Cremonesen, denen er es zur Pflege anvertraut, nicht zurückgefordert. So blieb es zu Cremona, wo es im Jahre 1248 verendet ist. Die Bewohner der Stadt gruben es in die Erde ein, weil sie glaubten, seine Knochen würden wie seine Zähne zu Elfenbein.

Andere Elephanten bargen die Tiergärten, welche Friedrich nach dem Vorbild der normannischen Könige zu Milazzo in Sizilien, zu Melfi, Lucera, Gravina in Apulien angelegt. Diesen Tiergärten hat er eine ganz besondere Sorgfalt zugewandt, sie jedoch nicht, wie einst seine Vorgänger den Tiergarten zu Palermo, lediglich sich zur Kurzweil geschaffen. Er sah vielmehr darin ein Mittel zur Belehrung des Volkes, und ließ deshalb auch die wertvollsten

Exemplare aus diesen Tiergärten, Löwen, Giraffen, Tiger, Leoparden usw. in ganz Italien herumführen. Daß er damit viel erreicht hat, möchte man allerdings bezweifeln. Die große Menge wird wohl, wie heutzutage bei solchen Gelegenheiten, sich auf das Gaffen, Staunen, Ergötzen, Kopfschütteln über den seltsamen, ungewohnten Anblick beschränkt haben, ohne irgend ein Bedürfnis, etwas dabei zu lernen, zu empfinden. Ob er selbst daraus Anregung zu eigener wissenschaftlicher Forschung und Vergleichung geschöpft hat, ist nicht bekannt. Natürlich waren solche Liebhabereien, wie es die Zeitgenossen nennen mochten, mit ungeheuren Kosten verbunden. Aber den Kaiser hat dies weiter nicht angefochten, obgleich er gerade in Sachen des täglichen Lebens ein sehr guter Rechner gewesen ist.

Kein Fürst seiner Zeit wußte so gut Bescheid über alles, was in seinem Haushalt vorging, keiner hat so genaue, bis ins Kleinste gehende Anweisungen dafür gegeben. Ohne seine Einwilligung durfte kein Gewand für die Kaiserin, für seine Kinder oder das Gesinde angefertigt, kein Pferd, kein Sattel, kein Schild oder andere Waffenstücke für einen seiner Gefolgsmannen beschafft werden. Einmal genehmigt er die Errichtung eines Taubenschlags; dann darf das Reinigen der Weinfässer, die Verwendung der Gänsefedern, das Stopfen der Betten nicht ohne seine vorherige Einwilligung vorgenommen werden. Mit dieser Sparsamkeit in kleinen Dingen geht allerdings dann, wenn es den Glanz des kaiserlichen Namens zu repräsentieren galt, eine beispiellose Verschwendung nach außen hin Hand in Hand. Nicht umsonst wurde der sizilische Hof als die Verkörperung des höchsten und feinsten Rittertums angesehen; nicht umsonst hat sich dort die adelige Jugend aus aller Herren Länder zum Pagen- und Knappendienst gedrängt. Wurden doch nirgends so prunkvolle Feste, so herrliche Waffenspiele gefeiert. Nirgends hat der aufs höchste gesteigerte Lebensgenuß, die reine Sinnenfreude so ihr Ge-

nüge gefunden wie hier! Und wie verstand es dabei der Kaiser bei allem äußerlichen Prunk doch das Leben an seinem Hofe in ein edleres, vergeistigtes Licht zu rücken, indem er Männer der Wissenschaft, Dichter und Sänger heranzog; und wie wußte er durch seine gewinnende Liebenswürdigkeit, sein leutseliges Wesen jeden für sich einzunehmen, besonders, wenn er in Grün, seine Lieblingsfarbe, gekleidet, die blonden Locken weit zurückwerfend, sich auf den feurigen Renner schwang, um an der Spitze seiner Gäste zum lustigen Waidwerk auszureiten. Dort in Gottes freier Natur ist er, wenigstens in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung, wo die Sorgen noch keine tiefen, unverwischbaren Falten in die freie, kühne Stirne eingegraben, der Fröhlichste unter den Fröhlichen gewesen.

Da hat er dann wohl auch lachend ein freies Wort hingenommen, wie ja auch er selbst eine scharfe Zunge, einen treffenden Witz besaß. Später mag dies anders geworden sein, als er immer mehr den Despoten hervorkehrte, dem jedes noch so harmlose Urteil über seine Person oder seine Regierungsweise ein Dorn im Auge war. Kränkende, unvorsichtige Bemerkungen konnte er auf das Empfindlichste strafen. Ja, er geriet in hellen Zorn, wenn es irgend jemand unterließ Kaisersgeburtstag, wie er es seit dem Jahre 1233 befohlen — ein für damalige Zeiten ganz unerhörtes Gebot — öffentlich zu feiern. Doch durften seine Spaßmacher und Narren, deren Begleitung er auch im Felde nicht missen mochte, selbst in kritischen Augenblicken und bis in seine letzten Lebenstage hinein sich die gewagtesten Anspielungen erlauben, wenn sie nur Geist oder Witz verrieten. So hätte wohl keiner der Höflinge es gewagt den Kaiser in der gewitterschwülen Stimmung der Tage nach dem Untergang Vittorias an dies folgenschwere Ereignis zu erinnern, umsomehr, da er sich durch seine unzeitige Abwesenheit selbst einen Teil der Schuld beimessen mußte. Dem Narren aber hat Friedrich den Hinweis auf diese Schuld nicht weiter

übel genommen, als dieser damit geschickt sein eigenes Versehen deckte. Zur Rede gestellt, warum er einen Schrank nicht geöffnet habe, brach er mit schalkhafter Behendigkeit in die Worte aus: „Ich habe den Schlüssel bei Vittoria verloren“, worauf der Kaiser lachend erwiderte, daß er dann nichts gesagt haben wolle.

Natürlich hat diese glänzende Hofhaltung Unsummen verschlungen. Man sehe nur die sizilischen Regesten 1239/40 nach, welche Anforderungen allein die Sorge für den Lebensunterhalt so vieler Menschen an die kaiserliche Schatulle binnen weniger Monate stellte! Da ist z. B. unter dem 21. Januar die Sendung von 100 Fässern guten Weins für den kaiserlichen Tisch verzeichnet; aber dieser Vorrat scheint nicht sehr lange vorgehalten zu haben, weil schon am 16. März der Befehl zu seiner Erneuerung ergeht. Dann lesen wir weiter unter dem 2. April, daß die kaiserlichen Domänen in Calabrien beauftragt werden, sofort 6000 Schafe und Böcke, 500 Kühe und Stiere in die Provinz Capitanata, wo damals das Hoflager sich befand, zu schicken. Am folgenden Tag werden weiter von dem Secretus zu Messina 5000 Hammel, 1000 zum Schlachten geeignete Kühe und 6000 Stück Käse verlangt. Doch soll der Kaiser für seine Person mäßig gewesen sein, obgleich ihn bekanntlich Dante im „Inferno“ unter die Epikuräer versetzt*. Zu diesen Ausgaben für die Hofhaltung gesellten sich natürlich diejenigen für die Ausstaffierung des Gefolges. Und wenn irgendwo, so hat darin Friedrich einen grenzenlosen Luxus entfaltet. Wie er selbst mit seinen Söhnen immer ausgesucht prächtig gekleidet ging, so mochte er sich gerne von Glanz und Prunk umgeben sehen. Was an Brokatstoffen, Seidenzeugen, golddurchwirkten Purpurstreifen die Tiraz zu Palermo, eine von König Roger ins Leben gerufene Werkstatt zur Anfertigung gewobener und gestickter Gewänder nicht zu liefern im-

* 10. Gesang V. 119.

stande war, das wurde aus dem Orient, meist aus Tunis oder Tripolis, verschrieben.

Indes würde der Kaiser unter normalen Verhältnissen durch all' diesen Aufwand kaum je in Geldverlegenheit geraten sein, da er mit Recht von Haus aus als der reichste Fürst des Abendlandes galt. Wenn er auch zeitweise nicht über die nötigen flüssigen Mittel verfügte und, nur um seine Hofhaltung nicht einschränken zu müssen, beträchtliche Summen Geldes zu Wucherzinsen entlieh — wir erinnern nur daran, daß damals 10—20 vom Hundert der allgemeine Zinssatz war — so hätte auch dies noch lange nicht eine Erschöpfung des kaiserlichen Seckels und weiterhin eine solche des Landes zur Folge gehabt. Die wachsende Finanznot am kaiserlichen Hofe wurde vielmehr dadurch hervorgerufen, daß das relativ kleine Sizilien allein die Kosten der Großmachtspolitik des Kaisers zu tragen hatte. Galt es doch nicht blos in Italien und im Reiche, sondern auch in Cypern und Jerusalem die kaiserlichen Interessen zu wahren. Denn in Deutschland hat es nie eine Reichssteuer gegeben. Die Versuche Heinrichs VI. und Ottos IV., eine solche einzuführen, sind an dem Widerspruch der Fürsten, ja des ganzen Volkes gescheitert, dem eine derartige Abgabe als ungerecht, ja tyrannisch erschien. Nur in seltenen Fällen, bei Angelegenheiten, wo die Ehre und der Bestand des Reiches in Frage kamen, wurde zuweilen eine allgemeine Steuer ausgeschrieben. Für alle Kriege, bei denen die Hausmacht des Staatsoberhaupts im Spiele war, wurde ihm überhaupt keinerlei Unterstützung von Reichswegen gewährt. Doch hatte er ursprünglich das Recht alle Zölle, die man bei der Schiffahrt oder auf den großen, öffentlichen Verkehrsstraßen an den Brücken, beim Liegen der Schiffe im Hafen, ihrer Ein- und Ausfahrt, bei der Abhaltung von Märkten usw. erhob, ferner den Ertrag aus dem Berg-, Salz-, Flußregal für sich in Anspruch zu nehmen. Ebenso waren alle Münzstätten ursprünglich Reichseigentum; dem

Kaiser stand allein die Befugnis Geld zu schlagen und in Umlauf zu setzen, zu. Aber diese „kaiserlichen Regalien" waren zum größten Teil von den ersten staufischen Herrschern, vornehmlich von Friedrich Barbarossa, preisgegeben worden, indem man sie als Dank für geleistete Hilfe bei der Königswahl oder bei Kriegen an weltliche und geistliche Fürsten, Klöster und schließlich auch an Städte verlieh. Friedrich hat deswegen bei seinem Regierungsantritt nur sehr wenig mehr von diesen Kronrechten vorgefunden. Zwar hat er es im Anfang versucht darin zu seinen Gunsten Wandel zu schaffen, indem er, wo es nur immer ging, die Hand auf derartige Einkünfte legte und keine weiteren Eingriffe in sein Recht zuließ. Aber nur zu bald hat auch er in die kurzsichtige Politik seiner Vorgänger eingelenkt, die zu ihrem eigenen Schaden nicht erkannt hatten, daß bei dem wachsenden Wert des Geldes gerade die Behauptung dieser Hoheitsrechte von unübersehbarer Tragweite für sie selber war, daß sie ihnen allein dauernd das Uebergewicht über die Fürsten Deutschlands verschaffen konnten. Und leider ist es dann nicht bei der Verleihung von Zöllen u. dgl. geblieben. Selbst Verschenkung von Bergwerken, so im Jahre 1215 und 1217 an den Grafen von Henneberg, den Erzbischof von Mainz, den Bischof von Brixen und den Herzog von Bayern kommt vor. Ja, im Jahre 1232 hat Friedrich sogar einen Teil der ergiebigen Gold- und Silberbergwerke in Sachsen, die Heinrich VI. nach dem Tode des Markgrafen Otto des Reichen 1189 als „kaiserliches Eigentum" wieder an die Krone gebracht, an die Herren von Plauen abgetreten. So hat er selbst sich in Deutschland der wichtigsten noch vorhandenen Einnahmequellen beraubt, weshalb ihm nur noch wenige Einkünfte, so die Steuern bei Befreiung vom Heeresdienst, bei Belehnungen, beim Antritt eines Amtes usw. blieben. Allerdings wurden seit dem großen Mainzer Landfrieden (1235) die ihm unterstehenden Städte zu einer regelmäßigen Steuer, ja nötigenfalls auch zu

besonderen Abgaben herangezogen; wir wissen ja aber, wie stark der Besitz der Krone zusammengeschmolzen war. Die Einnahme kann daher, trotz der ziemlichen Höhe der Umlagen, keine große gewesen sein.

Was die Lombardei anbelangt, so hatte man sich schon 1183 im Konstanzer Frieden von den Beschlüssen frei gemacht, die mit Friedrich I. auf dem roncalischen Reichstag vereinbart worden waren und dem Kaiser alle Zölle und Verkehrsregalien, darunter das einträgliche Straßenregal, zuerkannten, was eine Jahreseinnahme von 30 000 Talenten ($15^1/_2$ Millionen Mark) ausmachte. Auch die „freiwilligen Geschenke", zu denen man sich in Konstanz noch verpflichtet hatte, waren schon seit Heinrichs VI. Tod unterblieben.

So war es sein Erbland Sizilien allein, auf dessen Finanzkraft sich der Kaiser zu stützen hatte, wenn er seine Weltmachtpläne zu gutem Ende führen wollte. Selbst da, wo ausschließlich die Interessen des Reiches deutscher Nation in Frage kamen, so in den Kriegen mit der Lombardei, hatte nicht Deutschland, sondern Sizilien die ganzen Lasten zu tragen. Zieht man in Betracht, daß jeder Soldat monatlich vier Tawenen in Gold (etwa zwölf Mk.), eine für damalige Zeiten ganz erkleckliche Summe, erhielt, berücksichtigt man ferner, daß Friedrich ein stehendes Söldnerheer errichtet hatte, dessen Besoldung eine laufende Ausgabe war, wozu dann noch die Unterhaltungskosten für zeitweise angeworbene Söldnerscharen, die Gründung und Instandhaltung von wehrhaften Burgen und die Schöpfung einer Flotte sich gesellten, so ist es ohne weiteres klar, welch ungeheure Opfer dem kleinen Land zugemutet wurden.

Und dabei war man dort ursprünglich an gar keine regelmäßigen Steuern gewöhnt! Solche durften früher nur erhoben werden, wenn der König gekrönt wurde, wenn man seine Söhne zu Rittern schlug, wenn seine Töchter sich verheirateten, oder wenn das Land sich durch auswärtige Feinde bedroht sah. Nun aber wurden vom Kaiser feste Umlagen



erhoben, sogenannte „Kollekten", und zwar in immer kürzeren Zeiträumen, so daß sie sich schließlich sechsmal im Jahr wiederholten. Da sie aber nicht hinreichten, den wachsenden Fehlbetrag in der kaiserlichen Kasse zu decken, so mußte zu einer umfassenden Finanzreform gegriffen werden. Sie ist der springende Punkt, um den sich das berühmte Gesetzeswerk des Kaisers, die schon erwähnten Konstitutionen von Melfi, gruppiert. Eine gewisse Genialität in der Wahl und Durchführung der Mittel ist diesem neugeschaffenen Steuersystem nicht abzusprechen, wenn auch die Art, wie darin mit dem Bestehenden aufgeräumt wird, den harten, rücksichtslosen Despoten verrät.

Unter den Normannenfürsten war Sizilien ein Lehensstaat geworden; sie hatten diese echt germanische Einrichtung auch hier eingeführt und darauf ihr Regiment gegründet. Aber es zeigte sich bald, daß dies ein Mißgriff war. Heimische Verhältnisse lassen sich eben selten ohne weiteres auf fremde Völker übertragen, besonders, wenn sie, wie das Lehenswesen, nur auf gegenseitiges Vertrauen aufgebaut sind. Denn der Empfang eines Lehens war auf einfaches Manneswort gegründet, legte aber dem Inhaber Treue gegenüber dem Lehnsherrn und die Verpflichtung zum Beistande, vor allem zur Heeresfolge, auf, während dieser seinerseits dafür Ehre, Besitz des Belehnten zu schützen hatte. Dies eng verschlungene, nur auf Treue ruhende Band gegenseitiger Rechte und Pflichten stellte, so lange Zuverlässigkeit auf beiden Seiten herrschte, eine höchst ideale Staatsgrundlage dar. Aber es barg eine große Gefahr in sich. Sobald man der Lehenstreue nicht mehr achtete, mußte die Lage, besonders für den Lehnsherrn, sich äußerst kritisch gestalten.

Der Süden Italiens mit seiner so ganz anders gearteten Bevölkerung hat wohl von Anfang an kein rechtes Verständnis für ein solches „Treuverhältnis" gehabt, um so weniger, als die apulischen und sizilischen Barone in den Normannenfürsten nicht mit Unrecht ihres Gleichen sahen, nur daß diese

sich durch Listen aller Art zu Herren des Landes aufgeschwungen. Schon König Roger II. hatte daher, um der Unbotmäßigkeit und Ränkesucht des übermächtigen Adels wirksamer entgegentreten zu können, eine Gesetzgebung auf monarchischer Grundlage aufgebaut und vor allem ein stehendes, stets kampfbereites Heer ins Leben gerufen. Aber Rogers Wirken nach dieser Richtung hin war nur von kurzer Dauer. Sofort nach seinem Tode lebte das alte Feudalwesen in vollem Umfange wieder auf mit all' seinen Schattenseiten. Mehr als einmal sahen sich Rogers Nachfolger, die beiden Wilhelme, in ihrer Herrschaft durch die aufruhrsüchtigen Großen bedroht. Vollends aber flammte der Geist des Ungehorsams empor, als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. im Jahre 1197 keine willensstarke Faust mehr das Staatsruder lenkte, und jeder Mächtige glaubte mit leichter Mühe dessen unmündiges Söhnlein beiseite drängen zu können. So blieb Friedrich, nachdem er im Jahre 1209 selbst die Zügel der Regierung erfaßt, keine Wahl, als die unbotmäßigen Vasallen mit Gewalt zu Paaren zu treiben. Wir wissen schon, daß es mehr als 15 Jahre gedauert hat, ehe er ihrer völlig Herr zu werden vermochte. Er hatte also während dieser Zeit hinlänglich Gelegenheit sich von den Mängeln des Lehnstaates mit eigenen Augen zu überzeugen. Wann der Gedanke in ihm greifbare Form angenommen, den germanischen Lehensstaat in einen absolutistisch regierten umzuschaffen, ob ihn dabei als Muster Rogers Bestrebungen, ob ihm der Despotismus der orientalischen Fürsten vorgeschwebt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist der Kaiser sofort nach seiner Rückkehr aus Deutschland den widerspenstigen Großen insofern zu Leibe gegangen, als er die Uebergabe und Niederreißung aller von diesen seit Wilhelm II. auf eigene Faust erbauten Burgen befiehlt, um einem offenen Widerstand von vornherein die Spitze abzubrechen. Außerdem wurden alle Güter auf ihre Besitztitel geprüft und diejenigen, bei denen nicht nachgewiesen wer-

den konnte, daß sie von den Normannenkönigen in der Zeit bis zum Tode Wilhelms II. verliehen waren, ohne weiteres eingezogen. Sogar durch Friedrich selbst vorgenommene Belehnungen wurden für null und nichtig erklärt, soweit sie nicht jetzt dessen ausdrückliche Bestätigung erfuhren. Es ist klar, daß Friedrich mit dieser Maßregel nichts geringeres als die Zertrümmerung des Großgrundbesitzes und damit eine Verminderung der in den Händen Einzelner liegenden Macht bezweckte.

Natürlich hat sich der Adel diesen Eingriff in seine angestammten Rechte nicht gutwillig gefallen lassen; aber er wurde bei den Kämpfen, die sich darüber entspannen, immer mehr in die Enge gedrängt. Die Folge davon war, daß Friedrich in den Konstitutionen von Melfi gegen ihn rücksichtsloser denn je vorging und ihn in seinen Pflichten dem Staate gegenüber den übrigen Untertanen gleichstellte.

Bis dahin war der Adel nur verpflichtet sich dem König als dem obersten Schutzherrn des Landes im Kriegsfalle mit einer bestimmten Anzahl von Reisigen (Reitern und Fußvolk) zur Verfügung zu stellen. Für die Unterhaltungskosten, die für den Mann monatlich drei Unzen fünfzehn Tari (ungefähr 177 Mark nach unserem Geld) betrugen, hatte er drei Monate lang selbst aufzukommen. Dann erst mußte der Herrscher sie auf eigene Rechnung übernehmen. In Friedenszeiten fielen natürlich diese hohen Anforderungen, die, wenn ihnen nicht entsprochen wurde, mit der Wegnahme des halben Jahreseinkommens geahndet werden konnten, fort. Jetzt aber werden auch die Untervasallen mit ihrem Grundbesitz unmittelbar der Krone unterstellt, zu der sie in eine Art Pachtverhältnis treten. Damit verfügt nun die Regierung selbst über die Verwendung des Einzelnen zum Kriegsdienst. Außerdem werden auch die Städte zur Heeresfolge herangezogen. Auf dieser Grundlage, vornehmlich aber mit Hilfe seiner sarazenischen

Untertanen und mit den Deutschen, die kampfbereit seinen Hof zuströmen, unternimmt es Friedrich nach Rogers Beispiel ein stehendes Heer zu bilden, für dessen Kosten das Land aufzukommen hatte.

Allerdings wurde der Adel durch diese Neuordnung keineswegs von seinen alten Verpflichtungen befreit; im Gegenteil, es werden ihm dazu nur noch neue Lasten aufgebürdet. Denn wer hätte schließlich die ungeheuren Summen decken sollen, welche eine stets schlagfertige, marschbereite Armee verschlang, wenn der steuerkräftigste Teil der Bevölkerung von allen Abgaben frei blieb. Es war nur eine natürliche Folge der veränderten Verhältnisse, daß Friedrich von jetzt ab auch den Adel in die allgemeine Besteuerung durch Einführung einer Grundsteuer hineinzog. Außer dieser aber hatte er noch einen bestimmten Prozentsatz seiner Einnahmen für die Kollekten zu geben, welche der Kaiser als regelmäßige, jährliche Abgabe erhob und welche schließlich dem Einzelnen Opfer bis zur Hälfte seines Einkommens auferlegten. Daß Friedrich dabei mit den königlichen Domänen keine Ausnahme machte, sich also selbst der allgemeinen Besteuerung unterwarf, wird von den wirtschaftlich so schwer Geschädigten wohl als schlechter Trost empfunden worden sein. Aber nicht genug damit, wurden dem Adel weiter auch seine anderen Vorrechte, mit Ausnahme der eigenen Gerichtsbarkeit, entzogen. Besonders lästig mag es empfunden worden sein, daß sich von nun an kein unmittelbarer Lehensmann ohne Erlaubnis des Kaisers verheiraten durfte, ja, daß man diese Bestimmung sogar auf dessen Kinder ausdehnte. Und doch hat hierbei Friedrich blos einem Gesetz wieder Geltung verschafft, das schon unter dem Normannenkönig Wilhelm II. erlassen und mit beispielloser, nur auf den eigenen Vorteil bedachter Rücksichtslosigkeit durchgeführt worden war. Da nämlich die Lehen, wenn ihr Inhaber kinderlos starb, an die Krone zurückfielen, so habe diese,

wie wenigstens glaubhafte Chronisten erzählen, so lange mit der Einwilligung zu einer Heirat gezögert, bis die Möglichkeit, Familie zu bekommen, vorüber war. Ein solch' egoistisches Motiv lag dem großen Staufer fern; im Gegenteil, er ist nach dieser Richtung hin den Feudalherren einen wichtigen Schritt entgegengekommen. Bis dahin galt in allen Fällen, wo kein männlicher Erbe vorhanden war, das Lehen als erledigt und fiel zurück an den König. Nun wurden auch die Töchter als erbberechtigt zugelassen. Aber Friedrich hat mit diesem immerhin großen Verzicht auf ein königliches Recht es doch nicht erreicht, daß sich der erste Stand des Reiches mit den neuen Verhältnissen befreundete. Fühlte man sich doch allein schon dadurch in unverantwortlicher Weise zurückgesetzt, daß der Kaiser seine vornehmsten Ratgeber und Beamten nicht lediglich aus der Mitte des Adels nahm, daß in solchen Fällen Begabung und Kenntnisse, nicht mehr Geburt und Herkommen, den Ausschlag gaben. Man hatte es völlig vergessen, daß auch schon König Roger bei Besetzung wichtiger Staatsämter sich von den gleichen Erwägungen leiten ließ.

Mit nicht minder scheelen Augen als der Adel sah die Geistlichkeit der Wandlung der Dinge zu. Vor allem fühlte sie sich dadurch aufs tiefste gekränkt, daß der Kaiser, entgegen den Vereinbarungen von San Germano (1230) als Landesherr das Recht der Besetzung geistlicher Stellen wieder für sich in Anspruch nahm. Nicht weniger wurden jene Abmachungen dadurch verletzt, daß man der Geistlichkeit in den Konstitutionen von Melfi ihre eigene Gerichtsbarkeit in den Fällen nahm, wo es sich um Staatsangelegenheiten, um Hochverrat usw. handelte, und diese an die weltliche Obrigkeit zur Aburteilung verwies. Es ist klar, daß der Kaiser damit nichts Geringeres bezweckte, als den Klerus in ein Untertanenverhältnis zum weltlichen Staat zu bringen. Auch zur Besteuerung wurde die Kirche,

die sich bisher, wie in allen übrigen Ländern, einer völligen Abgabenfreiheit erfreut hatte, mit herangezogen. Im Anfang zwar können die Lasten, die man ihr auferlegte, keine allzu schweren gewesen sein, da sie trotzalledem immer noch einen Reingewinn von 20 v. H. aus ihrem Grundbesitz erzielte. Später allerdings, als der Kampf Friedrichs mit dem Papst immer erbittertere Formen annahm, wurde die Schraube auch bei der Geistlichkeit zeitweise so fest angezogen, daß sie sich außer Stande sah, den Anforderungen zu genügen.

Viel tiefer noch als dies schnitten die Konstitutionen von Melfi insofern in den Lebensnerv des geistlichen Besitzes ein, als der Kaiser darin jeden Verkauf oder jede Schenkung von Liegenschaften an die Kirche untersagte. Wurden aber trotzdem testamentarische Vermächtnisse solcher Art gemacht, so sollten sie binnen Jahresfrist entweder an die Verwandten des Erblassers oder an einen anderen Reichsangehörigen veräußert werden, widrigenfalls der Krone das Recht zustehe, solche Güter als ihr Eigentum einzuziehen. Die Verordnung ist wahrscheinlich römischen Edikten aus den ersten Jahrhunderten nach Christus nachgebildet, wo man der Geistlichkeit Grundbesitz überhaupt verbot. Friedrich hat damit unzweifelhaft dem beängstigend zunehmenden Uebergang des Grundes und Bodens in den Besitz der toten Hand einen Riegel vorschieben wollen. Da nämlich alles Gut, was man der Kirche schenkte oder vermachte, unveräußerlich, also dem Verkehr auf unbegrenzte Zeit entzogen wurde, so war der kirchliche Grundbesitz allmählich so weit angewachsen, daß er beispielsweise in Sizilien beinahe die Hälfte des ganzen Landes umfaßte.

Natürlich aber hat Friedrich durch diese Gewaltmaßregel einen Sturm der Entrüstung beim Klerus und bei den dadurch besonders hart betroffenen Ritterorden der Templer und Johanniter, die ihm an sich von jeher feind-

lich gesinnt waren, erregt. Aus ihnen, wie überhaupt aus Adel und Geistlichkeit, haben sich daher in der Folgezeit die Elemente rekrutiert, die es immer wieder versuchten, das kaiserliche Regiment durch allerlei Machenschaften zu schädigen und zu Falle zu bringen.

Mehr Grund, als Adel und Geistlichkeit, mit der Neuordnung der Dinge zufrieden zu sein, hatte der Bürger. Als Steuerpflichtiger unterstand er nun unmittelbar dem Staat; er wurde Staatsbürger und damit von dem unerträglichen Abhängigkeitsverhältnis gegenüber den beiden anderen Ständen wenigstens teilweise befreit. Aber auch das Bürgertum sah sich in seiner Entfaltung durch die Einführung indirekter Steuern, durch Monopole und einen unverhältnismäßig hohen Zolltarif gelähmt. Für die Haupterzeugnisse des Landes, Getreide, ferner Salz, Eisen, Kupfer, Hanf und Rohseide, nahm der Staat den Alleinhandel in Anspruch.

Besonders mußte die Monopolisierung des Getreidehandels dem Volksvermögen tiefe Wunden schlagen. Allerdings wurde sie nicht in der strengen Weise von heute durchgeführt, wo der Staat allein sich den An- und Verkauf vorbehält; denn auch nach Inkrafttretung des Gesetzes haben, wie berichtet wird, einzelne ihr Getreide noch selbst veräußert. Um jede wirkungsvolle Konkurrenz im Keime zu ersticken, genügte es schon, daß die Krone, welche über den größten Landbesitz im Königreich verfügte, jeden Handel mit Getreide so lange verbot, bis sie selbst ihre Vorräte abgesetzt hatte. Ja, man schlug dem Kaiser sogar vor, das Korn schon auf dem Halme von den Minderbegüterten, die um jeden Preis Geld haben mußten, aufzukaufen und dann zum Nutzen der Krone zu veräußern. Noch im Jahre 1237 hat Friedrich darauf hinzielende Pläne eines Finanzbeamten in der richtigen Erkenntis, daß eine solche Maßregel den wirtschaftlichen Niedergang des Landes zur Folge haben müßte, mit den Worten zurück-

gewiesen: „Unserer königlichen Stellung gemäß müssen wir nicht allein für unseren Nutzen sorgen, sondern auch für den unserer Getreuen. Es liegt uns daran, reiche Untertanen zu haben und dafür zu sorgen, daß deren Güter sich während unserer glücklichen Regierung mehren und bessern; denn die gesicherte Stellung und Wohlhabenheit der Untertanen begründet den Ruhm des Herrschers.“ Aber leider schon wenige Monate darnach, im Februar 1238, ist er von diesem schönen Grundsatz abgewichen, indem er den Befehl erteilt, man solle die mit Getreide beladenen Schiffe von Privatpersonen so lange zurückhalten, bis die kaiserlichen Frachtschiffe ausgelaufen seien, um ihnen so auf den auswärtigen Märkten die Vorhand zu verschaffen. Ganz zu dem verderblichen System jenes Finanzmannes hat er sich dann in den kritischen Jahren 1239/40 bequemt, wo die zunehmende Ebbe in seinen Kassen ihn immer weniger wählerisch in der Wahl der Mittel, Geld zu bekommen, machte. Der Erfolg war wohl geeignet ihn über das Verwerfliche einer solchen Maßregel hinwegzutäuschen. Wurde doch damals durch eine einzige Verfrachtung nach Tunis ein Reingewinn von 110400 Mark erzielt. Und nicht blos ihm, ganz Europa ist dadurch Sand in die Augen gestreut worden. Alles staunte über den Herrscher, dessen Genie es zu Wege gebracht sich über Nacht derartige Einnahmequellen zu eröffnen. Ja, in einem so christlich regierten Staat, wie dem der Deutschordensritter in Preußen, wußte man nichts Eiligeres zu tun als Friedrichs Beispiel, wenn auch einstweilen nur versuchsweise, nachzuahmen.

Mit etwas mehr Rücksicht wurde bei der Monopolisierung des Salzes vorgegangen, indem man nach wie vor dem Volke die Gewinnung aus dem verdunstenden Meerwasser in den „Salzgärten“, vornehmlich zu Augusta, überließ und nur den ausschließlichen Verkauf dem Fiskus vorbehielt. Was aber bedeutete schließlich dies Entgegenkom-

men dem Umstand gegenüber, daß man den Preis des unumgänglich nötigen Gewürzes um das Sechsfache erhöhte.

Zu gleicher Zeit legte man auch auf den Wein, der nach italienischem Begriff ein Nahrungsmittel ersten Ranges ist, sowie auf Oel, Käse, auf den Verkauf von Früchten eine hohe Steuer. Ferner hatte man für Benutzung der königlichen Weidetriften, für die eingebrachten Ernten seine Abgabe an den Fiskus zu entrichten. Es war also gerade der gemeine Mann, der durch all' diese Finanzmaßregeln aufs empfindlichste betroffen wurde.

Ebenso mußte das Monopol auf Eisen, Kupfer, Hanf und Seide eine wesentliche Verteuerung der ganzen Lebensführung erzeugen. Daß mit dem Verschleiß der Seide die Juden von Seiten der Regierung beauftragt wurden, mag auch nicht dazu beigetragen haben, das Land mit den veränderten Verhältnissen auszusöhnen. Dazu kam dann weiter der neue Zolltarif, der lähmend auf Handel und Gewerbe einwirken mußte. Nicht nur wurde der Warenaustausch mit anderen Ländern von jetzt ab einem hohen Ein- und Ausfuhrzoll unterworfen, sondern auch mit einer Unmenge anderer Abgaben belastet. Den unter dem normannischen Regiment schon vorhandenen Anker-, Hafen- und Landungsgebühren werden neue Steuern für das Hinein- und Herausschaffen der Waren in die königlichen Zollspeicher, für das Lagern dort, für die vorgeschriebene Benutzung der königlichen Wage oder für die öffentliche Feilbietung hinzugefügt, die, wie die Lagergebühr, bis zu einem dreißigstel des Wertes der betreffenden Waren steigen konnten.

Ueberhaupt hat wohl selten ein Mann eine solche Findigkeit in der Schaffung direkter und indirekter Steuern entwickelt als Friedrich. Selbst die Benutzung der öffentlichen Bäder war nicht ohne Abgabe gestattet. Sie allein brachte in Messina schon im Jahre 1220 zweitausend Tari Gold (zu je 1,84 Mk.) ein, worin jedoch wahrscheinlich



auch die Pachtsumme mit inbegriffen war. Aber nie hat er, mag auch die Leere in seinen Kassen noch so groß gewesen sein, sich dazu bereit finden lassen, die Juden ihres Eigentums zu berauben, was von vielen Fürsten des Mittelalters, die Geld gebrauchten, ohne Bedenken geschah, oder Särge und dergl. Dinge zu besteuern, wie es Richard Löwenherz fertig brachte. Auch hat damals gar manches Land Europas unter keinem geringeren Steuerdruck als Sizilien geseufzt. Aber nirgends war alles so systematisch organisiert wie hier. Besondere Beamte waren angestellt, welche in genau bestimmten Zeiträumen für den Eingang der fälligen Abgaben zu sorgen und sie an die königliche Kanzlei abzuführen hatten, von wo aus sie dann weitere Verwendung fanden. Es konnte selbstverständlich nicht ausbleiben, daß man bei dieser Art der Eintreibung mitunter mit der größten Rücksichtslosigkeit vorging. Schon kurz nach der Einführung der neuen Gesetze (1231) hatte das Auftreten dieser Beamten den Unwillen der Bevölkerung, vor allem einer so freizügigen, wie derjenigen Messinas, in solchem Maße erregt, daß es zum Aufstand kam, der sich mit Windeseile über das ganze östliche Sizilien verbreitete und von Friedrich nur mit Mühe niedergeschlagen wurde. Die Folge davon war, daß er kurz darnach, auf dem Hoftag von Foggia, sich wenigstens zur Aufhebung der Lagergebühren, wie auch der Wein-, Hanf- und der ebenfalls eingeführten Schlachtsteuern bequemte. Aber nach wie vor blieb die Einziehung der übrigen Abgaben jenen Beamten anvertraut. Hand in Hand damit hat sich später das reine Spionier- und Beaufsichtigungssystem entwickelt. Es erinnert an russische Zustände, wenn wir lesen, daß man die von auswärts kommenden Schiffe genau daraufhin untersuchte, ob sie keine Hetz- und Aufwiegelungsschriften gegen das kaiserliche Regiment mitbrachten. Ebenso müssen sich die auslaufenden Schiffe die Durchsicht nach Waffen oder Schiffszwieback gefallen lassen, da auf beiden,

wie übrigens auch auf Pferden und Mauleseln ein strenges Ausfuhrverbot stand. Besonders energisch wurde die Dogana* im Jahre 1240 gehandhabt, wo der Kaiser infolge der feindseligen Haltung Venedigs den Austausch von Waren mit den von letzterem abhängigen Häfen Dalmatiens untersagte. Man ist damals gegen die Uebertretung dieser Verordnungen mit großer Strenge vorgegangen. Aber diese traf doch immer nur die Schuldigen, während in anderen Staaten bei verhängter Handelssperre auch fremde Kaufleute von vornherein ihres Besitzes nicht mehr sicher waren.

Ueberhaupt darf man bei der Beurteilung Friedrichs das eine nie aus den Augen verlieren: kein Fürst damaliger Zeit hat seinen Herrscherberuf so ernst aufgefaßt, keiner ihn mit solcher Pflichttreue, einem so strengen Gerechtigkeitssinn ausgeübt wie er. Nicht umsonst klagt der Vicentiner Gerhardus Maurisius, der Geschichtsschreiber Ezzelins, nach des Kaisers Tode: Mortuo Friderico praesertim in Italia omnis justitia cum ipso sepulta est**. Daß trotzalledem seine despotische Natur manchmal hervorbricht, daß sie ihn in Widersprüche verwickelt und besonders in den Tagen, wo er sich von äußeren und inneren Feinden hart bedrängt fühlt, zu Eingriffen in Hab und Gut seiner Untertanen verleitet, kann an dieser Tatsache nichts ändern. Solches lag im Zuge der Zeit. Aber wer hat damals gleich ihm sich so der Bedrängten und Hilflosen angenommen, wer so ausführliche Gesetze für den Schutz der Witwen und Waisen gegeben, wer in seinen Erlassen immer wieder die Mahnung wiederholt, daß man

* Das Wort Dohana ist orientalischen Ursprungs und bezeichnet ursprünglich das königliche Schatzamt. Erst unter Friedrich gewann es die heutige, übertragene Bedeutung, weil man dort verschiedene Steuern zu entrichten hatte.

** Durch den Tod Friedrichs ist vorzüglich in Italien alle Gerechtigkeit zugleich mit ihm selber zu Grabe getragen worden.

dem Armen nicht zu Gunsten des Reichen alle Lasten aufbürden, daß ihm von den geforderten Abgaben wenn irgend möglich nur der geringste Anteil zufallen solle? Und das geschah zu einer Zeit, wo man sonst nirgends auf der Welt Rücksicht auf die Wünsche und das Wohlergehen der unteren Volksschichten nahm, wo diese rechtlos, wie sie waren, von Adel und Geistlichkeit in geradezu unerhörter Weise ausgebeutet wurden.

Was wurde damals nur selbst von oben her durch falsches Maß und Gewicht gesündigt! Friedrich war der erste, der darin Wandel schaffte, indem er für das ganze Königreich gleiches Maß und Gewicht einführte. Wiederholte Betrügereien nach dieser Richtung hin wurden mit dem Verlust des ganzen Vermögens geahndet, wie der Kaiser ja überhaupt bei Fälschern kein Erbarmen kannte. Mag es sich nun um die Verwendung minderwertiger Legierungen bei Goldschmiedearbeiten, um schlechtes Wachs bei Herstellung von Kerzen, oder um Lebensmittel, so um das Versetzen des Weines mit Wasser, um den Verkauf des Fleisches verendeter Tiere ohne Vorwissen des Käufers handeln, immer büßt der auf frischer Tat wiederholt Ertappte zunächst die eine Hand, im Rückfalle sein ganzes Besitztum ein. Allerdings muß dazu bemerkt werden, daß der Verkehr mit Lebensmitteln auch in anderen Staaten des Mittelalters einer strengen obrigkeitlichen Kontrolle unterworfen war.

Dagegen hat kein Fürst damaliger Zeit je daran gedacht, sich der aus dem heiligen Land zurückkehrenden Kreuzfahrer und Pilger anzunehmen*. Besondere Beamte

* In der Lombardei hatte sich nachgerade das reine Handelsgeschäft mit ihnen ausgebildet. Man verstand es dort meisterhaft, den Rückkehrenden, die oft der nötigen Geldmittel entbehrten, aber wertvolle Beutestücke mit sich führten, diese gegen einen Spottpreis abzujagen, oder solchen, von denen man wußte, daß die Geldverlegenheit, in der sie sich befanden, nur eine vorübergehende war,

waren von Staatswegen angestellt, darüber zu wachen, daß sie nicht betrügerischen Wechslern u. dgl. in die Hände fielen. Außerdem wurden die Bewohner des Königreichs dazu verpflichtet, jeden, der seine Habe drüben verloren hatte und nun bettelnd vor ihrer Türe erschien, kostenlos zu beherbergen. Auch für die Schiffbrüchigen, welche in anderen Staaten gewöhnlich selbst das Wenige, was sie gerettet hatten, hergeben mußten, ja welche von dem Landesherrn häufig als Eigentum betrachtet wurden, galt das gleiche Gebot.

In noch hellerem Licht erscheint das Bestreben des Kaisers, ein Schirmherr der Notleidenden und Unterdrückten zu sein, wenn wir ihn den Befehl erteilen sehen, kranke Arme unentgeltlich von Neapel nach Pozzuoli überzusetzen, damit sie dort die Bäder gebrauchen könnten, deren Heilkraft er selbst des öfteren erprobt. Ja, er hat zu diesem Zweck sogar neue Schiffe erbauen und sie regelmäßig zwischen beiden Orten verkehren lassen. Und solche Anordnungen sind nicht etwa einer vorübergehenden Laune, einer weicheren Stimmung entsprossen. Hat es nicht etwas Rührendes, wenn er mitten in den Kriegswirren des Jahres 1240 ein Edikt erläßt, worin er diejenigen mit strenger Strafe bedroht, welche auf den Landgütern Früchte vor der vollen Reife abschneiden? „Es schmerze ihn dies umsomehr, weil es gewöhnlich auf Anstiften von solchen geschähe, denen die braven Gärtner sich nicht zu widersetzen wagten, ihm aber persönlich nichts verhaßter sei, als eine Vergewaltigung der Armen.“ Oder tut sich nicht eine wahrhaft väterliche Fürsorge darin kund, daß er im Jahre 1239 die Landbevölkerung um Neapel herum von Staatswegen unterstützt, damit sie nicht mehr wie bis-

---

Hilfe gegen wertvolles Pfand und unverhältnismäßig hohen Zins anzubieten, was in Anbetracht der zwingenden Umstände selten verschmäht wurde.

her infolge der allgemeinen Notlage gezwungen wäre, ihr Grundeigentum um die Hälfte des Wertes an die Adeligen zu verkaufen?

Friedrich hat schon damals mit seinem weitschauenden Blick das Schädliche des in ganz Italien sich wieder anbahnenden Latifundienwesens erkannt, das schon nach dem Ausspruch des Plinius das Land im Altertum zu Grunde richtete. Die unaufhörlichen Kriege, Mißwachs und Teuerung brachten in jenen Tagen immer mehr die Gütchen der kleinen Leute, oft um Spottpreise in die Hände der Großgrundbesitzer. Zwar wurden meist die ehemaligen Eigentümer auf ihrem Grund und Boden belassen, aber unter so drückenden Pachtverhältnissen, daß sie in immer größere wirtschaftliche und persönliche Abhängigkeit gerieten, ja schließlich zu einer Art von Leibeigenen heruntersanken, über deren Privatangelegenheiten und Streitsachen der Herr entschied. Daß dieser Zustand der Unfreiheit Gelegenheit genug zu Vergewaltigungen aller Art bot, ist einleuchtend. Welch' eine Wohltat mußte es daher für diese Unterdrückten sein, daß der Kaiser sie von jetzt ab der staatlichen Gerichtsbarkeit unterstellte, ja, auf seinen Gütern zu einer völligen Aufhebung der Leibeigenschaft schritt. Das Volk hat diese damals so seltene Fürsorge auch nie vergessen. Noch heute wird auf dem Monte Pellegrino bei Palermo der „Stein des Kaisers" gezeigt, welchen Friedrich der Sage nach habe errichten lassen, damit die Landleute in der Umgebung der Stadt wüßten, wann ihr Tagewerk zu Ende sei. Sobald kein Strahl der scheidenden Sonne mehr den Stein treffe, solle nach seinem Gebot jegliche Feldarbeit ruhen; kein Grundbesitzer dürfe dann seine Dienstleute zu weiterer Hilfeleistung anhalten. Die Sage ist jedenfalls sehr fein und sinnvoll erdacht und den dortigen Lebensgewohnheiten abgelauscht. Leider haben später die Anjous die alte Ordnung der Dinge wiederhergestellt, so daß bis zum heutigen Tage der Landmann

in Sizilien und Apulien unter dem Fluche der Latifundienwirtschaft seufzt.

Nicht weniger mochte man es dem Kaiser danken, daß er die Wegnahme des Pflugs und der Ochsen als Pfandobjekt verbot. Freilich, er, der selber ein vortrefflicher Landwirt war, wußte nur zu gut, daß man durch ein solches Vorgehen die ganze Existenz des Gepfändeten untergrub. Dazu kam, daß die immerwährenden Kriege allmählich zu einem beträchtlichen Rückgang der Bevölkerung gerade in den unteren Schichten geführt hatten, was zur Folge hatte, daß nur zu häufig die Aecker und Felder unbestellt liegen blieben. Dem abzuhelfen, gab es schließlich keinen Ausweg als fremde Bauern zur Ansiedlung in den verlassenen Landstrichen zu bewegen. Und wie so oft, so hat sich auch dabei der Kaiser nur von großen Gesichtspunkten leiten lassen. Obgleich er sonst ängstlich jede Berührung seiner Untertanen mit den Lombarden vermied, welche ihm alle mehr oder weniger rebellischer Gesinnung verdächtig schienen, so hat er doch gerade sie zu dieser Mission ausersehen, weil sie weit und breit als die geschicktesten Feldarbeiter galten, und ihnen, um sein Angebot recht lockend zu machen, sogar zehnjährige Abgabenfreiheit gewährt. Die besten unter ihnen hat er dann nach dem Val Mazzara, jenem einstigen Paradies an der Westküste Siziliens, gebracht, das seiner Zeit den Sarazenen als letzte Zufluchtsstätte gedient, aber seit ihrer gewaltsamen Verpflanzung nach Apulien sich in eine Wüstenei zu verwandeln drohte.

Auch sonst hat Friedrich, wohl nicht ohne Hinblick darauf, sein Land steuerkräftiger zu machen, alles Erdenkliche für die Hebung des Ackerbaues, wie überhaupt für die ganze Landwirtschaft getan. Da er selbst nächst der Kirche der größte Grundbesitzer Siziliens war, lag es ja auch in seiner Hand, den Untertanen darin mit gutem Beispiel voranzugehen. Und in der Tat hat er die könig-

lichen Domänen zu wahren Musteranstalten für den Landmann umgeschaffen. Nirgends wurde die Ertragsfähigkeit der Felder durch rationelle Düngung so gesteigert, nirgends verstand man es besser, die Urbarmachung öder Ländereien ins Werk zu setzen, durch verständnisvolle Behandlung der Herden eine raschere Vermehrung zu erzielen. Keinem, mochte er der geringste Bauer oder Feldarbeiter sein, war die Besichtigung verwehrt, damit er sich durch den Augenschein von diesen wohltätigen Neuerungen überzeugen könne; ja, ihm wurden auf das freundlichste die nötigen Ratschläge erteilt, wenn er die Absicht merken ließ, ähnliche Einrichtungen auch auf seinem Eigentum zu treffen.

In wasserarmen Gegenden, wo die Bewohner lediglich auf Cisternen angewiesen waren, wurden, unbekümmert um die Kosten, von Staatswegen Brunnen gegraben. So gelang es, gar manches wüste Brachland in einen blühenden Garten umzuschaffen. Ueberall da, wo die Bedingungen dazu vorhanden waren, wurden Baumwolle, Indigo, Palmen und Zuckerrohr angepflanzt, um diesen von den Sarazenen eingeführten und unter den Normannenfürsten blühenden, aber späterhin verkümmerten Industriezweigen wieder aufzuhelfen. Da die Kenntnis der Darstellung des Zuckers dem Sizilianer in der langen Zwischenzeit vom Tode Wilhelms II. bis zu dem tatkräftigen Eingreifen Friedrichs in die Regierung ganz abhanden gekommen war, so wurden Zuckersieder aus dem Morgenland verschrieben. Infolgedessen konnte sich die Zuckergewinnung im Königreich eines außerordentlich raschen Aufschwungs erfreuen.

Wo es nur anging, wendet der Kaiser persönlich diesen Einrichtungen sein Interesse zu, wie er sich überhaupt gerne in landwirtschaftliche Fragen vertiefte. So findet er, während politische Sorgen ihn schwer bedrängen, doch noch Zeit, sich mit dem Problem zu beschäftigen, welcher der beste Sähemonat für die Felder der Provinz Capitanata sei, oder mit der Aufgabe, ob es nicht möglich wäre, durch richtige

Fütterung die Milcherzeugung der Stuten zu erhöhen. Ein anderesmal ordnet er das Umranken der Weinstöcke als notwendig für deren Gedeihen an, oder er gibt Maßregeln für die Bewirtschaftung der weiten Forsten im Königreich. Dann ist es wieder einmal das Ueberhandnehmen von Wölfen und Füchsen auf den königlichen Gütern, das ihn bekümmert und an Abwehr denken läßt. Am praktischsten und originellsten ist er jedenfalls bei einer furchtbaren Heuschreckenplage verfahren. Statt der in solchen Fällen sonst üblichen kirchlichen Bittgänge gibt er die Anweisung, daß jeder Einwohner der betroffenen Gegend täglich ein bestimmtes Maß der gefräßigen Tiere zu fangen und an die Obrigkeit abzuliefern habe, widrigenfalls er einer hohen Strafe verfalle.

Aber nicht nur um die Hebung der Landwirtschaft, auch um Handel und Gewerbe hat sich Friedrich unvergängliche Verdienste erworben. Der Kaufmann selbst scheint allerdings sich bei ihm keiner besonderen Wertschätzung erfreut zu haben. Denn er lehnt z. B. die Wahl eines solchen in Salerno zum Richter ab mit der Begründung, daß jeder Kaufmann, nur auf sein Gewerbe bedacht, von vornherein käuflich und bestechlich, also für ein solches Amt ungeeignet sei. Die Bedeutung des Kaufmannstandes für das Gedeihen und den Aufschwung des Staates jedoch hat der Kaiser dabei nie verkannt, im Gegenteil, ihn bei Ausübung seiner Tätigkeit auf das nachhaltigste unterstützt. So wurden schon im Jahre 1234, nachdem er auf einer zehnmonatigen Reise durch sein Erbreich (1233) mit eigenen Augen sich von den Bedürfnissen seiner Untertanen überzeugt, sieben große Messen im Jahre eingerichtet, welche auf Sommer und Herbst, vom 3. April bis 1. November, sich verteilten. Als Orte dafür wurden, einander ablösend, Sulmona, Aquila und Lanciano in den Abruzzen, Capua, Lucera, Bari und Tarent ausersehen. Um den Messverkehr zu erleichtern, wurden die Landstraßen nicht nur nach den genannten Orten, sondern überall im Königreich ausgebes-

sert, und, wo die Notwendigkeit bestand, Brücken über die Flüsse geschlagen. Wie sehr der Kaiser nach dieser Richtung hin bis zum letzten Augenblick tätig war, geht aus seinem Testament hervor, worin er die Einkünfte einer Meierei, die er bei San Nicolà d'Ofanto besaß, dafür bestimmt, daß man die in Angriff genommene Brücke über den Ofanto (den Aufidus der Alten), den größten Fluß Apuliens, der von den Bergen bei Avellino herunterkommt, vollenden könne.

Den Teilnehmern an jenen Messen wurden allerlei Vergünstigungen gewährt. So sollten sie während der Messzeit der obrigkeitlichen Gewalt nur dann verfallen, wenn sie sich gegen die Messeverordnungen oder an den die Messe beziehenden Kaufleuten vergingen. Allerdings wurde dann das Strafmaß doppelt so hoch, wie sonst, bemessen, da die letzteren unter den besonderen Schutz des Kaisers gestellt wurden und eine ihnen angetane Unbill als eine dem Monarchen persönlich zugefügte galt. Leider aber bürgerten sich diese Messen im Volke nicht ein, obgleich Friedrich während ihrer Dauer allen Handel an anderen Orten untersagte.

Mehr Glück hat er mit seinen Versuchen zur Verbesserung des Münzwesens gehabt. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Münzverschlechterung im metallarmen Mittelalter an der Tagesordnung war, daß weder Fürst, noch Stadt, noch Geistlichkeit irgendwie ein Bedenken empfanden, wenn die Geldstücke, die sie prägen und in Umlauf setzen ließen, dem ursprünglich festgesetzten Metallgehalt nicht entsprachen. So wurden beispielsweise in Deutschland um das Jahr 1300 aus einem Pfund Silber nicht mehr 240, sondern 700 Pfennige, aus einem Pfund Gold schon zur Merowingerzeit 87 statt der von Kaiser Konstantin bestimmten 72 Goldsolidus — bekanntlich die Münzsorte, welche die Werteinheit des Mittelalters bildete — geschlagen. Allerdings ist Friedrich von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß auch er zur Zeit der Not in eine Ver-

schlechterung der Silber- und Kupfermünzen gewilligt. Dafür aber bleibt ihm doch das Verdienst, daß er als erster eine feste Goldwährung eingeführt.

Schon unter den Normannen hatten größere und kleinere Goldmünzen, Soldi und Tari, letztere $^1/_4$ des Wertes der ersteren, existiert. Von Kaiser Heinrich ist noch eine Münze der ersteren Art in arabischer Prägung erhalten. Aber sie standen um ihres geringen Goldgehaltes willen wenig in Ansehen, so daß das Volk sie als Werteinheit verwarf und dafür, wenn auch nur als Rechnungsmünze, die Unze gebrauchte, welche 30 Tari hatte.

Anknüpfend an dies Münzsystem wurden durch Kaiser Friedrich im Jahre 1232 die ersten vollwichtigen Goldstücke, die berühmten Augustalen, so genannt, weil sie den Kaiser als lorbeergeschmückten Imperator zeigen, dem öffentlichen Verkehr übergeben. Sie haben in der Tat den darauf angegebenen Nennwert einer Viertelunze und bestehen aus einer Legierung von 8 Teilen Feingold, 3 Teilen Silber, 1 Teil Kupfer. Und davon ist Friedrich nie, selbst nicht in den Tagen der größten Bedrängnis, abgegangen. Infolgedessen haben sich diese Augustalen, obgleich man sie anfänglich mit starkem Mißtrauen aufnahm, in Sizilien schließlich so eingebürgert, daß Karl von Anjou sie nicht mehr abzuschaffen vermochte. Er, der am liebsten alles, was von den Hohenstaufen stammte, vom Erdboden weggefegt hätte, mußte sich mit einer einfachen Umänderung des Namens Augustalen in „Realen", der „kaiserlichen" in „königliche" Münzen begnügen. Sie kamen erst im 15. Jahrhundert außer Gebrauch.

An allen Stücken, die uns erhalten sind, fällt im Vergleich zu anderen Münzen jener Zeit die außerordentlich feine Prägung auf. Leider kennen wir den Medailleur nicht. Wir wissen nur, daß Friedrich zu Amalfi, Brindisi und Messina Münzstätten errichtet und daß an letzteren beiden Orten Pagano Balduino als Münzmeister tätig war, dem



schon im Jahre 1227 wegen seiner trefflichen Leistungen der Kaiser das Schloß Viareggio in der Nähe von Lucca überwies. Nächst ihm wird ein gewisser Giovanni de Madio als geschickter Stempelschneider des Kaisers genannt, ferner ein sarazenischer Sklave Abdallah, ein Magister Johannes und ein Magister Grecus, die an der Münze in Brindisi beschäftigt waren. Aber wir gehen wohl kaum irre, wenn wir behaupten, daß der geistige Urheber der Augustalen Friedrich selbst gewesen ist. Schon der Gedanke, das eigene Profilbild auf die Vorderseite der Münze zu setzen, entspricht ganz seiner selbstbewußten, von der Hoheit seiner Bestimmung durchdrungenen Natur.

Bis dahin hatte man sich auf den mittelalterlichen Münzen meist mit einer Wiedergabe des Christuskopfes, der Apostel oder mit Kreuzen und anderen Symbolen, Wappenzeichen, Aufschriften usw. begnügt. Nur wenige Fürsten, darunter allerdings Friedrichs Ahnherrn, Konrad III. und Friedrich Barbarossa, hatten sich statt dessen, letzterer sogar hoch zu Roß in der Rüstung, darstellen lassen. Aber es sind ungeheuer rohe Arbeiten, wie überhaupt die Münzkunst in jener Zeit völlig im Argen lag. Selbst Byzanz, das doch sonst gerade damals einen so glänzenden Aufschwung auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes nahm, hat davon keine Ausnahme gemacht.

Auch bei den ältesten Kupfermünzen Friedrichs II., die aus dem Jahre 1212 stammen, ist noch kein Fortschritt zu bemerken. Sie zeigen auf der Vorderseite ein Kreuz mit der Umschrift „Fredericvs Dei Gratia Rex Sicilie", auf der Rückseite ein Aehrenbündel mit der Legende „Dvcatvs Apvlic Principatvs Capve". Dasselbe gilt mehr oder weniger auch von den 1212—1216 entstandenen Münzen, auf deren Kehrseite der Name der Kaiserin Konstanze als der Vertreterin des in Deutschland weilenden Gemahles steht. Auf ihnen ist ferner das damalige Wappen der Hohenstaufen, der Adler,

angebracht, der an die Stelle eines älteren staufischen Wappens, eines aufrecht stehenden, nach links sehenden Löwen getreten ist.

Auf den nach Friedrichs Rückkehr aus Deutschland geprägten Silber- und Kupfermünzen ist zwar schon der Kopf des Kaisers angebracht; aber auch sie lassen sich, was Feinheit der Ausführung anbelangt, nicht entfernt mit den Augustalen des Jahres 1232 vergleichen. Erst mit diesen setzt eine neue Epoche in der Münzkunst unter Friedrich ein. Der Künstler, welcher dies lorbeergeschmückte Kaiserbildnis und den Adler mit dem prachtvollen Federkleid auf dem Revers der Münze arbeitete, hat sich offenbar an römischen Vorbildern geschult. Seit den Tagen Kaiser Konstantins war etwas Aehnliches nicht geschaffen worden. Solche blitzartig auftauchende Meisterleistungen pflegen nicht aus dem Volk heraus zu entstehen, sondern vielmehr dem Ideengang und der Anregung eines Einzelnen zu entspringen. Auch diese Neuerung ist wohl auf Niemand anders zurückzuführen, als auf den Kaiser selbst, der ja ein begeisterter Anhänger der Antike war; denn sofort nach seinem Tode verschwand wieder die Kunst, Münzen von solcher Schönheit zu prägen.

Friedrichs ausgesprochener Kunstsinn hat auch befruchtend auf andere Gebiete des Kunstgewerbes gewirkt. Seiner Förderung haben es die Glockengießer Palermos, die Goldschmiede und Tauschierarbeiter zu danken, daß ihre Gewerbe einen neuen Aufschwung nahmen und ihren seit dem Aussterben der Normannenkönige verloren gegangenen Weltruf wieder erlangten. Ein besonderes Prachtstück in dieser Hinsicht muß der auf seinen Befehl aus getriebenem Gold angefertigte, mit Edelsteinen und Perlen verzierte Thronsessel gewesen sein, den Friedrich häufig auf seinen Zügen mit sich führte. Leider ist uns keine nähere Beschreibung davon erhalten; wir wissen nur, daß er nach der Schlacht bei Benevent (Februar 1266) als kostbarste Siegesbeute in

die Hände Karls von Anjou fiel und von diesem dem Papst geschenkt wurde.

Eine noch glänzendere Entwicklung hat unter Friedrich die Seiden- und Tuchweberei erfahren. Hier brauchte man ja auch nur an die lebendige Ueberlieferung anzuknüpfen. Noch bestand zu Palermo die Tiraz, jene kunstgewerbliche Werkstatt, die einst der große Roger II. mit Hilfe byzantinischer Kunstweber gegründet. Sie hat für uns Deutsche eine besondere Bedeutung. Denn in ihr wurden der reich mit Gold- und Perlenstickerei versehene Krönungsmantel, die dazu gehörige Haube, die weißseidene Alba, der blauseidene Gürtel, die mit goldenem Laubwerk geschmückten Strümpfe und die karmesinroten Sandalen gewoben, die sich heute als Teile des Krönungsornats der deutschen Kaiser in der Schatzkammer zu Wien befinden. Ursprünglich für Roger selbst und seinen Enkel Wilhelm II. angefertigt, wurden sie mit dem Normannenschatz unter Kaiser Heinrich VI. nach Deutschland gebracht. Dieser selbst hat sie für sich und seine Nachfolger zum Krönungsornat bestimmt, wofür bis dahin nur das enge Gewand eines Diakonus, über das der Kaisermantel geworfen wurde, gedient hatte. Friedrich hat ihnen dann noch die Handschuhe mit dem in die Handfläche hineingestickten Goldadler beigefügt. An Feinheit der Ausführung stehen sie in keiner Weise hinter den älteren Stücken zurück. Mit der gleichen Kunstfertigkeit sind die Gewänder gearbeitet, mit denen man den Leichnam Friedrichs bekleidet hat. Sie haben sich in ziemlich unversehrtem Zustand vorgefunden, als man im Jahre 1781 den Porphyrsarkophag im Dom zu Palermo, der die irdischen Ueberreste des Kaisers umschließt, geöffnet hat. Es geschah, als bei einer damals vorgenommenen Wiederherstellung des Gebäudes die „Königsgräber", jene vier Porphyrsarkophage, in denen Roger II., Siziliens erster König, Heinrich VI., seine Gemahlin Konstanze und Kaiser Friedrich II. ruhen, von ihrer ursprünglichen Stelle in einer

Kapelle neben dem Chor an ihren heutigen Ort, in eine Kapelle des rechten Seitenschiffes, versetzt wurden.

Dabei mußte man die unliebsame Entdeckung machen, daß der Sarg Friedrichs schon früher einmal aufgebrochen worden war. Allerdings sind es nicht so totenschänderische Hände wie diejenigen des spanischen Vizekönigs Fernando d'Acunha gewesen, der im Jahre 1491 die Leiche Kaiser Heinrichs VI. ihrer Waffen beraubte, und nur durch den lauten Unwillen seiner Begleiter veranlaßt wurde, von einer Plünderung der übrigen Gräber abzustehen. Dafür aber hat man viel früher schon, kaum hundert Jahre nach Friedrichs Tode, zwei andere Leichen, diejenige Peters II. von Aragonien († 1342) und Herzog Wilhelms von Aragonien in dessen Grabstätte beigesetzt. Zum Glück hat dadurch wenigstens die irdische Hülle des Kaisers, die zu unterst zu liegen kam, keinen Schaden erlitten. Man fand sie mit jener leinenen Alba bekleidet, welche einst Kaiser Otto IV. mitsamt einem rotseidenen, goldgestickten, heute im Braunschweiger Museum aufbewahrten Mantel als Geschenk von der ihn im Jahre 1211 nach Sizilien rufenden sarazenischen Gesandtschaft empfangen hatte. Die Alba war nach dem Abzug Ottos aus Italien in Friedrichs Hände gefallen, welcher dieses Wahrzeichen seines ersten Erfolges so hoch einschätzte, daß er sie zu seinem Sterbehemd bestimmte. Ebensogut war die purpurfarbige, mit breiten Goldborten versehene Dalmatica darüber, sowie der seidene Gürtel mit den eingestickten goldenen Rosen, der Purpurmantel aus schwerer Seide und die hohen, seidenen Stiefel mit den daran durch Riemen befestigten Stahlsporen, Abzeichen des Königs von Sizilien als „Generallegaten des Papstes", erhalten. All' diese Gewandstücke waren aufs reichste mit kufischen Inschriften, orientalischen Ornamenten und mit dem Kaiseradler bestickt. Ebenso war die mit Edelsteinen verzierte Krone, welche neben dem Toten auf einem Lederkissen lag, das Schwert an seiner Rechten und der kostbare

Smaragdring am Finger von prachtvoller Arbeit. Allerdings steht dahin, ob die letztgenannten Gegenstände einheimischer Kunstfertigkeit, ob sie nicht vielmehr Byzanz, dessen Kunstgewerbe damals in höchster Blüte stand, oder dem Orient entstammen. Hat doch gerade in jener Zeit ein lebhafter Tauschhandel zwischen Sizilien und dem Morgenland stattgefunden, welches das Abendland vornehmlich mit ausgezeichneten Waffen versorgte.

Wir wissen es ja bereits, wie früh Friedrich, um sein Land zu heben, Handelsbeziehungen mit orientalischen Herrschern angeknüpft, und wie er sich dadurch binnen kurzem als gefährlicher Nebenbuhler der italienischen Seestädte, vor allem von Genua und Venedig, entpuppte. Dem schon erwähnten Handelsvertrag mit Syrien, etwa um 1216, (siehe Seite 77)) war bald ein zweiter mit Aegypten und im Jahre 1230 ein dritter mit dem tunesischen Emir Yahia (Abu Zakaria) gefolgt, der selbst den Tod des Kaisers überdauert und bis tief hinein in die Regierungszeit Karls von Anjou Geltung behalten hat. Friedrich war dabei von dem vernünftigen Grundsatz ausgegangen, daß ein solcher Vertrag beiden Teilen zugute kommen müsse, eine Mäßigung, die umsomehr Anerkennung verdient, weil der Emir von Tunis seit dem Eroberungszug König Rogers II. nach Afrika der Krone Sizilien tributpflichtig war. In dem Vertrag wurde zunächst bestimmt, daß Yahia die Hälfte der Einnahmen, welche er aus der von ihm beherrschten Insel Korsika bezog, als Tribut an den Kaiser abzuliefern habe. Dann wird die Taxe aufgehoben, welche der sizilianische Kaufmann bis dahin beim Einlaufen in die tunesischen Häfen zu leisten hatte, und ihm voller Schadenersatz zugesagt, wenn er an der dortigen Küste durch Stürme oder räuberische Ueberfälle seine Habe verlieren sollte. Als Gegenleistung wird Yahias Untertanen in Sizilien nach Abgabe des Zehnten volle Handelsfreiheit, die Zusicherung kaiserlichen Schutzes bei Hin- und Rückfahrt, bei Vergewaltigungen durch die Untertanen des

Kaisers und die Wiedererstattung alles dessen, was ihnen christliche Seeräuber abnehmen würden, gewährt. Auch sollte Tunis künftig die Vergünstigung genießen, seinen Bedarf an Getreide, den das eigene Land nicht hervorzubringen vermochte, aus Sizilien zu decken. Trotz der augenscheinlichen Vorteile, welche aus diesen Abmachungen für Tunis erwuchsen, hat Yahia im Jahre 1239 sich von den guelfisch gesinnten Republiken Genua und Venedig zu einem gegen den Kaiser gerichteten, zehnjährigen Handelsvertrag gewinnen lassen. Anlaß zu diesem Gesinnungswechsel des Fürsten hatte die ehrenvolle Aufnahme seines Neffen, des Prinzen Abd-ul-Azîs, am apulischen Hof gegeben, wohin er geflohen war, weil er sich als Sohn des einst durch Yahia entthronten Fürsten Abdallah vor den Nachstellungen des Oheims in der Heimat nicht mehr sicher fühlte. Des Kaisers diplomatisches Geschick hat jedoch bald die dadurch entstandene Spannung beseitigt, sodaß Yahia die neue Bundesgenossenschaft wieder fahren ließ und sich von nun an als Friedrichs aufrichtiger und treuer Anhänger bekannte. Auch mit Marokko und Aegypten hat Friedrich Handelsverbindungen angeknüpft. Leider aber sind wir über den mit Marokko geschlossenen Vertrag garnicht unterrichtet, und von dem anderen wissen wir eigentlich nur, daß ein solcher schon von Friedrich und El-Kâmil vereinbart worden war und von des letzteren Sohn und Nachfolger Nodgem-eddin-Ayoub (Ejub) im Jahre 1241 erneuert wurde. Kein geringerer als Roger de Amicis, der Großhofjustitiar von Sizilien und Calabrien, also des sizilianischen Reiches höchster Würdenträger, der bei feierlichen Gelegenheiten an der Seite des Monarchen saß, hatte sich damals im Auftrag seines Herrn mit stattlichem Gefolge nach Cairo begeben. Noch lange darnach wußten Augenzeugen von dem pomphaften Empfang zu erzählen. Sultan Ejub eilte hoch zu Roß an der Spitze seiner Truppen dem kaiserlichen Sendboten entgegen, um ihn einzuholen; Fest reihte sich an Fest, wobei allnächt-

lich die Stadt in einem wahren Lichtmeere schwamm. Der Gesandte wurde mit Gunstbezeugungen aller Art überschüttet. Trotzdem wurde augenscheinlich nur schwer eine Einigung erzielt, da sich die Verhandlungen bis in das Jahr 1242 hinzogen. Ueber den Vertrag ist nie ein Wort in die Oeffentlichkeit gedrungen. Indes hat ein eigenartiger Zufall der Nachwelt die Kenntnis des von beiden Seiten so streng bewahrten Geheimnisses doch übermittelt. In einem aus dem Jahr 1290 stammenden Abkommen zwischen dem König Alphons III. von Aragon einerseits und dem Sultan Saifeddin Kelaun von Aegypten andererseits wird nämlich ausdrücklich betont, daß es sich dabei nur um eine Wiederholung der von Kaiser Friedrich mit den früheren Sultanen des Landes getroffenen Vereinbarungen handele. Darnach haben diese wohl vor allem den Charakter eines Schutz- und Trutzbündnisses getragen, da sich Alphons und Kelaun in erster Linie gegenseitige Hülfeleistung in dem Falle, daß ein gemeinsamer Feind des einen oder des anderen Land bedrohe, versprechen. Außerdem hatte jeder von ihnen darüber zu wachen, daß die Kriegs- und Handelsschiffe des Bundesgenossen in den beiderseitigen Hafenstädten völlige Sicherheit genossen. Kämen aber trotzalledem Ueberfälle vor, so seien die entstehenden Verluste von der Landesregierung zu decken. Schließlich wird noch ein energisches Vorgehen gegen den Seeraub beiden Parteien zur Pflicht gemacht.

Es ist leicht ersichtlich, welch' ein Vorteil Sizilien aus solchen Verträgen erwachsen mußte, da damals der Welthandel in der Levante, diesem reichen blühenden Lande und zugleich dem unentbehrlichen Vermittler zwischen den Erzeugnissen Indiens und denen Europas, sich abspielte. Diesen Handel von den oberitalienischen Seestädten weg über das dafür viel günstiger gelegene Sizilien zu leiten und dadurch den beispiellosen Gewinn, den bis dahin Genua und Venedig eingesteckt hatten, seinem Lande zuzuführen, war ein Versuch, der dem staatsmännischen Blick Friedrichs alle Ehre

macht, umsomehr, als er zu gleicher Zeit darnach strebt, sich auch den einen oder den anderen dieser beiden gefährlichsten Nebenbuhler durch lockende Handelsvorschläge zu verbinden und so seinen weiteren Zwecken dienstbar zu machen. In erster Linie kam dabei für ihn Genua in Betracht, das nicht nur im westlichen Mittelmeer, sondern auch in Syrien, Cypern und Aegypten eines gewaltigen Ansehens sich erfreute. Allerdings hatten auch die Venezianer durch Gründung des lateinischen Kaisertums mit Hilfe der Kreuzfahrer (1204) im Orient an Boden gewonnen, konnten aber doch zunächst Genua aus seiner überragenden Stellung nicht herausdrängen; dafür geboten sie jedoch in der Adria, wie überhaupt im nordöstlichen Mittelmeer unumschränkt. Konstantinopel, die einzige Macht, die ihnen hätte empfindlichen Schaden bereiten können, war durch eine verkehrte Handelsgesetzgebung seit Jahrhunderten schon aus dem überseeischen Verkehr ausgeschaltet.

Um Genuas Gunst hat daher der Kaiser zuerst und um so lieber geworben, weil es sich von Anfang an der ghibellinischen Partei angeschlossen, während Venedig dieser feindlich gegenüber stand. Infolgedessen werden in dem neuen sizilischen Zollgesetz des Jahres 1231 die Genuesen mit allen möglichen Handelsvorrechten bedacht. Während damals der Ein- und Ausfuhrzoll selbst für die Einheimischen über das Doppelte erhöht wurde, sollten sie nach wie vor nur die von König Wilhelm II. angesetzten niederen Zollsätze entrichten; auch von den Schiffsgeldern wurden sie großenteils befreit. Außerdem durften sie an allen Plätzen im Königreich ohne irgendwelche Formalitäten Handelsniederlassungen gründen, gingen dafür jedoch der bis dahin in Sizilien genossenen Steuerfreiheit verlustig. So wichtige Zugeständnisse hätte Friedrich Genua sicher nicht gemacht, wenn er dabei nicht auch auf seine Rechnung gekommen wäre; denn von Gegenleistungen der Stadt lesen wir nichts. Wahrscheinlich, daß die Beziehungen zu der geldkräftigen,

ligurischen Republik dem Königreich Vorteile und Einnahmequellen brachten, die wir in ihrer Bedeutung heute nicht mehr übersehen können. Sonst hätte sich der Kaiser, als Genua mit wehenden Fahnen ins feindliche Lager überging, wohl kaum dazu verstanden, den genuesischen Kaufleuten noch geraume Zeit den Handel in seinen Erblanden zu gestatten, und zwar zu einer Zeit, wo er seinen Untertanen jegliche Berührung mit Angehörigen feindlicher Staaten untersagte.

Mit Venedig hat Friedrich erst nach dem Abfall Genuas eine engere Verbindung angeknüpft. In dem mit ihm abgeschlossenen Vertrag kam er aber dem Handelsneid und dem kleinlichen Krämergeist der Venezianer so weit entgegen, daß ihm sicher keine pekuniären Vorteile daraus erwachsen sind. Durften doch die Venezianer ihre Waren steuerfrei in Sizilien einführen, während dies umgekehrt den Sizilianern nur in sehr bedingtem Maße gestattet war.

Auch mit Pisa, der dritten der großen Handelsemporien jener Zeit, bestand ein Handelsabkommen. Aber obgleich diese Republik infolge ihrer unwandelbar treuen ghibellinischen Gesinnung wohl Anspruch auf Dank gehabt hätte, muß sie sich doch mit viel geringeren Zugeständnissen als Genua oder Venedig zufrieden geben. Nur von dem Erlaß einzelner Handelsabgaben und von der Zusicherung des königlichen Schutzes im Handelsverkehr ist darin die Rede. Friedrich durfte eben hier offener mit seinen wahren Absichten hervortreten, die, mochte er auch Genua oder Venedig scheinbar noch so weit entgegen kommen, doch in letzter Linie darauf hinausliefen, sein Land von der erdrückenden kommerziellen Uebermacht sämtlicher italienischer Seestaaten zu befreien und zum Wettkampf mit ihnen in die Schranken zu führen.

Zu diesem Zwecke bedurfte er aber noch der Schöpfung einer Flotte, welche der genuesischen oder venezianischen zum mindesten ebenbürtig war. Der Wunsch, über eine



solche zu gebieten, ist wohl sehr früh, vielleicht schon in der Seele des Knaben, jedenfalls aber nicht später als im ersten Dezennium seiner Regierung entstanden. Ihm mochte dabei das Vorbild der Ahnen aus mütterlichem Stamme vorschweben, deren Schiffe neben denen Genuas und Venedigs einst das Mittelmeer beherrscht. Friedrichs energischer Art entsprechend ward die Verwirklichung dieser Lieblingsidee, sobald er nur über die dazu erforderlichen Mittel verfügte, in solch' eifriger Weise betrieben, daß er dem Kreuzzugsheer im Jahre 1221 nach Aegypten mehrere Geschwader zur Hilfe senden konnte. Aus zeitgenössischen Berichten geht hervor, daß der Kaiser keine Kosten gescheut, um sie mit allem, was damals zur völligen Kriegsbereitschaft gehörte, auszurüsten. Selbst jene nur mit großen Kosten herzustellenden Enterbrücken fehlten nicht, die, im gegebenen Augenblick herabgelassen, es der Schiffsbesatzung ermöglichten, in geordneter Schlachtreihe dem Feind entgegen zu treten. Ja, man hatte sogar bei der Erbauung darauf Rücksicht genommen, daß diese Schiffe nicht nur das Meer, sondern eventuell auch den Nilstrom wenigstens in seinem unteren Teil befahren konnten.

Es ist dies übrigens das einzige Mal in jener ersten, glücklichen Regierungsepoche, daß Friedrich Fahrzeuge lediglich für Kriegszwecke baute. Seine Absicht war es nicht, wie einst die der Normannenfürsten, seine Schiffe zu Eroberungszwecken in fremden Ländern zu verwenden; vielmehr sollten sie nur dazu dienen, Siziliens auswärtigen Handel zu schützen. Erst als im Jahre 1239 Genua und Venedig zugleich in ein feindliches Verhältnis zu ihm traten, drängte sich beim Ausbau seiner Flotte der kriegerische Zweck in den Vordergrund. Damals erst wurde die Zahl der langen, schmalen, spitzgeschnäbelten Galeoten vermehrt. Zu gleicher Zeit ward für den Kaiser selbst ein großes Admiralschiff erbaut, das tausend Mann Besatzung fassen konnte,

und das um seiner bunten Bemalung, seiner reichen Verzierungen und seiner kostbaren Einrichtung willen das Staunen der ganzen mittelalterlichen Welt erregte. Bei Friedrichs Tod hat die sizilische Flotte aus nicht weniger als zehn großen Schiffen, fünfundsiebzig Galeeren und einer Menge kleinerer Fahrzeuge bestanden. Es ist daher wohl zu verstehen, wenn König Ludwig IX. von Frankreich im Jahre 1246 dem Papst Innocenz IV. Vorstellungen darüber macht, schon darum mit dem Kaiser Frieden zu schließen, weil man ohne dessen Freundschaft im Falle eines Kreuzzugs kein Meer mit Sicherheit befahren könne.

Das Ansehen, das Friedrichs Flotte genoß, wurzelt übrigens nicht allein in der Zahl der Schiffe, sondern auch in der Manneszucht, die auf ihnen herrschte. Schon im Jahre 1239 ward die alte, normannische Marineordnung, die man damals hervorsuchte, weil König Roger ihr nicht zum geringsten Teil seine glänzenden Erfolge in den afrikanischen Küstenländern und auf der Balkanhalbinsel verdankte, wieder eingeführt. Die oberste Leitung wurde wie bei ihm einem Großadmiral anvertraut, fortan einer der wichtigsten Persönlichkeiten im Königreich, der als dritter dem Rang und der Ordnung nach bei feierlichen Gelegenheiten, in Purpur gehüllt, neben dem Kronfeldherrn auf der rechten Seite des Monarchen saß. Ihm waren nicht nur alle Befehlshaber, die er selbst zu ernennen hatte, mit den Besatzungen der einzelnen Schiffe, sondern auch alle Aemter, welche irgendwie mit der Marineverwaltung zusammenhingen, unterstellt. Ja, sein Machtbereich dehnte sich sogar über die Bürger in den Hafenstädten aus, welche für den Bau der Schiffe aufzukommen hatten, wofür man sie dann allerdings meist von anderen Steuern befreite. Auch die Anlage von Häfen, ihre Sicherung durch Schutzbauten und ihre Befestigung gegen feindliche Ueberfälle hatte er zu leiten, was wahrlich keine kleine Aufgabe war. Wurden doch fünf Häfen, diejenigen von Brindisi, Neapel, Amalfi, Salerno und Mes-

sina mit Fortifikationsanlagen versehen und außerdem eine Anzahl neuer Häfen, darunter als die wichtigsten Trapani und Augusta, gegründet. Die letzte Entscheidung behielt sich allerdings auch hier der Monarch selbst vor, wie ja überhaupt alle Fäden der Verwaltung in seinen Händen zusammenliefen.

Eine solche Regierungsform war aber nur dann möglich, wenn das gesamte Räderwerk der Staatsmaschine gleichmäßig und zwangläufig ineinander griff. Friedrich hat diese Notwendigkeit auch klar erkannt und dafür ein System ersonnen, das an Scharfsinn seinesgleichen sucht, seinem Stifter aber nicht mit Unrecht den Namen eines Despoten im Stile des achtzehnten Jahrhunderts eingetragen hat. Mit Recht hat Eduard Winkelmann die Konstitutionen von Melfi, in welchen die kaiserlichen Ideen den staunenden Untertanen als Gesetze verkündigt wurden, eine Verfassungsurkunde der Bürokratie genannt. Das ganze Land ward mit einem Netz von Beamten überspannt, die alle dem leisesten Wink des selbstherrlichen Gebieters zu gehorchen hatten. Bis in die untersten Stellen hinein wurden sie vom Kaiser ernannt; selbst die Wahl eines Stadtvorstehers und seiner Beiräte, der Notare, bedurfte seiner Bestätigung, und das zu einer Zeit, wo im übrigen Italien überall das demokratische Element die Oberhand gewann, so daß es sich z. B. ein so hoher Herr, wie der Markgraf von Montferrat, zur Ehre schätzte, Bürger der unbedeutenden Stadt Acqui zu sein.

Diesem ganzen Beamtenapparat lag es ob, darüber zu wachen, daß die vom Kaiser erlassenen Gesetze vom Volk genau befolgt wurden, Gesetze, die sich ihrem größten Teil nach um die Durchführung einer strengen Polizeiordnung drehten. Man mag über die Einzelheiten derselben denken, wie man will; jedenfalls aber hat Friedrich damit doch sehr viel Gutes gestiftet. Schon das Verbot der Blutrache, der, wenn sie einmal im Gange war, ganze Familien zum Opfer

fielen, wie überhaupt aller Selbsthilfe, das Verbot des Gottesurteils, jenes auf religiöser Grundlage ruhenden, furchtbarsten Unfugs mittelalterlicher Rechtssprechung, der die Entscheidung über Schuldig oder Nichtschuldig dem Zweikampf, dem Los, der Wasser- und Feuerprobe überließ, wird ihm einen Platz unter den bedeutendsten Gesetzgebern aller Zeiten sichern. Nur in Augenblicken dringendster Gefahr, wo es Leib und Leben gegen einen Meuchelmörder zu verteidigen galt, war die Selbsthilfe gestattet; der Zweikampf wurde bloß dann gesetzlich zugelassen, wenn es sich darum handelte, gegen den unerwiesenen Verdacht eines furchtbaren Verbrechens, des Mordes, der Majestätsbeleidigung usw. sich zu schützen. In allen anderen Fällen hatte man sich an die königlichen Gerichte zu wenden. Dem Urteilsspruch ging eine längere, auf Zeugenvernehmung gegründete Untersuchung voraus. Sie wurde nicht, wie sonst wohl, mündlich geführt, sondern für eine etwa nötig werdende Revision zu Protokoll genommen. Außerdem hatte, um Bestechungen vorzubeugen, die Rechtssprechung der Richter, entgegen den bisherigen Gepflogenheiten, unentgeltlich zu geschehen; bloß eine Gebühr an den Staat war vonseiten der Beklagten zu entrichten.

Nur schade, daß dieses auf durchaus richtigen Grundsätzen aufgebaute Gerichtsverfahren, wie so viele Einrichtungen, welche nicht der Selbstzucht und fortschreitenden Entwicklung eines Volkes, sondern dem Kopfe eines Einzelnen entsprungen sind, nie so rein, wie es erdacht, auch durchgeführt worden ist. Außerdem hat Friedrich selbst der Verwirklichung seiner edlen Absichten dadurch entgegengearbeitet, daß er die Tortur (Folterung) als Beweismittel bei besonders schweren Beschuldigungen beibehielt. In erster Linie kamen hier Majestätsverbrechen in Betracht, welche der Kaiser überhaupt mit unerhörter Grausamkeit ahndete. Wieviel wissen nur die mittelalterlichen Dichter,

darunter auch Dante* von den Bleikappen zu erzählen, mit welchen der Kaiser Rebellen bekleiden ließ, um diese dann so ins Feuer zu werfen. Und mögen auch bei solchen Schilderungen vielleicht böswillige Uebertreibungen und Verleumdungen mit unterlaufen, die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß solch ein Unglücklicher, ehe er seine Schuld mit dem Tode auf dem Rade sühnte, Verstümmelungen aller Art, Abschneiden der Ohren, der Nase, Ausstechen der Augen, Abhacken der Hände erleiden mußte. Aber es wäre doch nicht richtig, Friedrich deswegen ungewöhnlicher Härte zu zeihen. Auch andere Fürsten damaliger Zeit sind mit Staatsverbrechern nicht viel glimpflicher umgegangen. So hat z. B. der Bischof Leopold von Worms, den Friedrich im Jahre 1215 zur Herstellung der Ordnung nach Apulien gesandt, aus eigener Machtvollkommenheit selbst Frauen, welche man irgendwelcher geringer Vergehen anklagte, im heißen Wasser oder Oel sieden lassen. Es gibt überhaupt kaum eine Zeit, die so bar jeglicher Nächstenliebe und des Mitleids gewesen ist und unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit die Bestie im Menschen hervorkehrt, wie das Mittelalter.

Außerordentlich strenge Gesetze wurden gegen Giftmischer und Räuber erlassen, die ihre Verbrechen meist mit dem Tode büßten. Weniger will es uns gefallen, wenn er Uebertretungen seiner Verordnungen bei den einzelnen Untertanen je nach ihrer sozialen Stellung verschiedenartig straft. Dem engherzigen Kastengeist, der im Mittelalter die einzelnen Stände durch eine tiefe Kluft voneinander trennt und der dem Einen lauter Vorrechte, dem Anderen nur Pflichten zuerkennt, konnte sich eben auch Friedrich nicht entziehen.

In den Konstitutionen von Melfi ist von fünf Klassen, in welche die bürgerliche Gesellschaft Siziliens zerfiel, von

* Inferno XXIII, V. 64—67.

Grafen, Baronen, Rittern, Bürgern und Bauern die Rede. Die drei ersten unter ihnen hatten sich schon insofern einer Bevorzugung vor dem Gesetz zu erfreuen, als sie nur von ihresgleichen gerichtet werden konnten. Dazu kam weiter, daß bei einem Grafen zwei seines Standes oder sechzehn bürgerliche Zeugen, bei dem Baron acht Bürger (Bauern wurden bei beiden Ständen als Zeugen überhaupt nicht zugelassen) notwendig waren, um sie eines Verbrechens zu überführen, während bei dem Bürger bereits vier genügten. Hatte ferner ein Bauer sich gegen einen Edelmann vergangen, so fiel die Strafe sechzehnmal so groß aus, als wenn ein Edelmann sich gegen den Bauern Uebergriffe erlaubt hatte; eine Einschränkung erfuhr diese Bestimmung jedoch insofern, als bei Festsetzung des Strafmaßes für den Bauern die begleitenden Umstände, um derentwillen er die Hand gegen den Edlen erhoben, als mildernd in Betracht gezogen werden konnten. Andererseits sind die Fälle in Friedrichs Kodex nicht selten, wo er ganz entgegen den Anschauungen jener Tage Adel und Geistlichkeit nicht glimpflicher als den Bürgers- und Bauersmann behandelt. So stand auf Vergewaltigungen von Frauen unwiderruflich für alle Stände der Tod. Wer beim Spiel betroffen wurde, ging der Berechtigung irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, ja selbst Zeuge vor Gericht zu sein, verlustig, eine Verordnung, die später so weit eingeschränkt wurde, daß die Obrigkeit den Betreffenden zuweilen zu öffentlichen Dienstleistungen heranzog.

Leider aber wurde all diesen Bestimmungen von seiten sowohl des Richters als auch des Publikums nur äußerst selten Folge geleistet, obgleich Friedrich alles tat, das Rechtsbewußtsein bei seinem Volke großzuziehen. Um Bestechungen und anderen Machenschaften vorzubeugen, wurden über die einzelnen Distrikte Beamte mit sehr kurzer Amtsdauer, meist nur auf ein Jahr, gesetzt. Sie hatten sich währenddesen einer möglichsten Zurückhaltung, ja

Abschließung gegenüber den Bewohnern zu befleißigen und die Annahme jeglicher Geschenke zu verweigern. War ihre Amtszeit abgelaufen, so hatten sie noch fünfzig Tage in der betreffenden Provinz zu bleiben und allen denjenigen, die sich über ihre Amtsführung zu beklagen hatten, Rede zu stehen. Alle höheren Beamten mußten dem Kaiser alljährlich einen Bericht über ihre Tätigkeit vorlegen. Auch war der Zutritt zum Monarchen jedem, der ein Anliegen vorzutragen hatte, ohne irgendwelches Zeremoniell und ohne Ansehen der Person gestattet. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln kamen jedoch Unterschleife und Uebergriffe schlimmster Art vor; ja, gerade aus dieser strengen Beaufsichtigung der Beamtenschaft entwickelte sich ein Spionier- und Denunziantentum bis in die untersten Schichten hinein, wodurch dem Regierungssystem Friedrichs zuweilen der Stempel eines Spitzelregiments aufgedrückt wurde. Der Begriff der Pflichttreue, der Verantwortlichkeit läßt sich eben nicht von oben her gebieten, er muß einem Volke, wenn nicht angeboren, so doch anerzogen sein. Auch setzt er eine politische Reife der Massen voraus, die zu wecken und heranzubilden niemandem wohl ferner lag als Friedrich, der das Staatsruder allein lenkte. Dreimal in der Woche wurde ihm Bericht über alle wichtigen Vorkommnisse im Königreich abgestattet. Er entschied dann persönlich, was in den einzelnen Fällen zu geschehen habe, so daß Papst Gregor ihm gelegentlich den nicht ganz unberechtigten Vorwurf macht, von Siziliens Untertanen wage keiner eine Hand ohne des Herrschers Willen zu rühren. Das mochte noch angehen, so lange er selbst im Lande weilte. Schlimmer aber gestaltete sich die Sachlage, wenn Kriege oder anderweitige Pflichten ihn zuweilen Jahre von seinem Erbkönigreich fernhielten. Bei den unvollkommenen Verkehrsmitteln ließ die Entscheidung des Kaisers oft monatelang auf sich warten, während inzwischen im Land alles drunter und drüber ging. Friedrich hat das Gefährliche derartiger Verschleppungen auch recht wohl er-

kannt. Schon im Jahre 1235, als die Rebellion des eigenen Sohnes voraussichtlich eine längere Anwesenheit in Deutschland erforderte, hat er daher die Erledigung eiliger Regierungsgeschäfte einer Behörde von fünf Männern, bestehend aus dem Großhofjustitiar Heinrich von Morra, dem Reichskapitän Thomas von Aquino, den Erzbischöfen von Palermo und Capua und dem Bischof von Vercelli anvertraut. Doch scheint diese Vertretung den Erwartungen des Kaisers nicht entsprochen zu haben; denn im Jahre 1240 wird sie durch eine Art Militärdiktatur ersetzt und an deren Spitze in Sizilien und Calabrien J. Filangieri, in Apulien Andreas von Cicala berufen. Aber sie hatte auch ihre großen Schattenseiten, weil dadurch die Entscheidung nicht nur in militärischen Angelegenheiten, sondern auch in allen übrigen Zweigen der Verwaltung in die Hände einer Person gelegt wurde, die so vielseitigen Anforderungen gar nicht gewachsen war. Früher hatte wenigstens der Großhofjustitiar, der eben erwähnte Heinrich von Morra, eine beratende Stimme neben dem Monarchen besessen. Ihm, als den Vorsitzenden des Großhofgerichts, das außer ihm aus vier Großhofrichtern bestand, lag es ob, alle administrativen Fragen zu regeln und die Amtsführung der Justizbeamten bis in die untersten Stellen zu prüfen. Aus diesem Grunde hatte er alljährlich eine Inspektionsreise durch das ganze Land zu unternehmen. Nun aber gingen seine Funktionen in denen des Militärdiktators auf, dem selbstverständlich jede Sachkenntnis fehlte u. dgl. m. Natürlich kamen infolgedessen eine Menge von Mißgriffen und Fehlern vor. Dadurch, daß sie der Regierung Friedrichs in die Schuhe geschoben wurden, mußten sie ihr immer mehr den Stempel der Willkürherrschaft aufdrücken.

Ebenso waren die Ansätze zu einer Art von Volksvertretung, die Friedrich in seinen Konstitutionen gemacht hat, im Keime verkümmert. Die Idee, eine solche ins Leben zu rufen, war nicht neu. Schon die Normannenkönige

hatten eine Ständevertretung eingeführt, doch blieb sie auf den Adel und die Geistlichkeit beschränkt. Erst der Kaiser hat den wichtigen Schritt in der Richtung getan, in welcher sich der heutige Staat* so streng von dem mittelalterlichen unterscheidet, indem er auch dem Bürger einen Anteil an der Verwaltung seines Landes einräumt. Auf dem Hoftag zu Foggia (September 1232) sind zum erstenmal neben den beiden oberen Ständen auch Abgeordnete der Städte erschienen. Noch weiter ist Friedrich ein Jahr darnach auf dem Hoftag zu Lentini (Dezember 1233) gegangen, indem er die Einführung eines Provinziallandtages verkündete. Zweimal im Jahr, am 1. Mai und am 1. September, sollten in einer der Hauptstädte jeder Provinz Adel, Geistlichkeit und Bürger zusammentreten, um über gemeinsame Angelegenheiten zu beraten. Jedoch hat Friedrich dabei nicht im entferntesten daran gedacht, ihnen auch einen Einfluß auf die Regierung zuzugestehen. Ein Herrscher, der als berufener Nachfolger der römischen Cäsaren sich fühlte, dem als solchem auf Grund der lex regia einzig und allein das Recht, Gesetze zu erlassen, zustand, hätte wohl kaum einen Eingriff in sein Machtbereich geduldet. Jene Provinziallandtage sollten, nachdem sich Friedrich eben auf einer zehnmonatigen Reise durch Sizilien von den vielfachen Unterschleifen in seinem neu geschaffenen Beamtenstaat überzeugt, lediglich dazu dienen, die Amtsführung der Staatsdiener einer allgemeinen Ueberwachung zu unterwerfen.

---

* Auch in Deutschland begegnen wir solchen Landtagen bereits in der Zeit des fränkischen Reichs. Sie wurden im Gegensatz zum Reichstag von den einzelnen Fürsten berufen, umfaßten aber gleichwie die normannischen nur die obersten Stände des Landes. Ihre Tätigkeit beschränkte sich auf die Bewilligung außerordentlicher Geldaufwendungen seitens der Regierung und auf die Beratung neu einzuführender Gesetze und Einrichtungen, welche in das Selbstverwaltungsrecht der Stände eingriffen. Darin aber lag zugleich ihre Macht, weil ihre Zustimmung oft nur durch Zugeständnisse irgendwelcher Art zu erlangen war.

Doch blieb die ganze Verordnung schließlich auf dem Papier stehen, sei es, weil das Volk bei der politischen Unmündigkeit, in der es gehalten wurde, die Bedeutung der ganzen Einrichtung gar nicht erfaßte, sei es, daß die Beamtenhierarchie schon zu mächtig war, als daß man es gewagt hätte, öffentliche Anklagen gegen sie zu erheben. Und dann, was ließ sich auch viel von einem Fürsten erwarten, der auf dem gleichen Hoftag zu Lentini die Freiheit seines Volkes derartig beschränkte, daß er ihm die Ehen mit Ausländern, ja sogar das Reisen in andere Länder unter der Begründung verbot, die Bekanntschaft mit fremden Sitten könne die öffentliche Ruhe gefährden, in Wahrheit aber doch nur, weil er jegliche Berührung seiner Untertanen mit den demokratisch gesinnten Städten Oberitaliens vermieden sehen wollte. Die erstere Bestimmung hat im Jahre 1240 insofern eine Milderung erfahren, als demjenigen, der sich zehn Jahre lang im Königreich aufgehalten, die eheliche Verbindung mit einer Einheimischen gestattet wird, wenn er sich während dieser Zeit guter Sitten befleißigt und regelmäßig zu den allgemeinen Abgaben beigesteuert hat.

Nur einmal noch, acht Jahre nach dem Hoftag zu Foggia, hat Friedrich die Stände zu sich in seine apulische Residenz berufen. Doch hat es sich auch dabei um nichts weiter als um eine Prüfung der Kassen- und Rechenschaftsberichte der königlichen Beamten und um die Festsetzung der Strafe der als untreu Erfundenen gehandelt, welche ihre Schuld nicht nur mit Hab und Gut, sondern auch mit Leib und Leben büßten.

Weniger selbstherrlich ist der Kaiser da verfahren, wo das fiskalische Interesse nicht in Frage kam. Das gilt besonders von seinem Versuch, ein allgemein gültiges bürgerliches Recht in seinem Königreich einzuführen.

Sizilien hatte, als Friedrich zur Regierung kam, die reine Musterkarte von Rechten gehabt. Das römische und das longobardische Recht, obgleich seit langen Jahrhunderten

nebeneinander auf der Insel heimisch, hatten sich zu keiner Einheit verschmolzen. Ebenso war bei dem ausgesprochenen Hang der Bewohner an dem einmal eingeführten Brauch festzuhalten, byzantinisches und arabisches Recht noch in Geltung; ja selbst aus der Zeit der Ostgoten hatten sich einzelne Rechtsgewohnheiten erhalten. Es war daher keine leichte Aufgabe, hierin Wandel zu schaffen.

Das Einfachste wäre gewesen dem ausgebildeten römischen Recht, dieser bewunderungswürdigen Leistung römischen Geistes, das unter Kaiser Justinian I. kodifiziert worden war, allgemeine Gültigkeit zu verleihen. Dies hätte gewiß auch den Anschauungen des Kaisers am besten entsprochen. Doch mag es ihm nicht rätlich geschienen haben seinen Untertanen ein Recht aufzudrängen, dem ein großer Teil von ihnen mehr oder weniger starkes Mißtrauen entgegenbrachte. Um daher allen tunlichst entgegenzukommen, hat er zu einem sehr vernünftigen Auskunftsmittel gegriffen. Aus jeder Provinz wurden vier ältere, verständige Leute ausgewählt, die dem Kaiser persönlich Bericht über die Sitten und Gewohnheiten ihrer Heimat abzustatten hatten. Was diesem gut und brauchbar daran däuchte, wurde ohne weiteres in die Konstitutionen von Melfi mit aufgenommen. Und eben darum vielleicht, weil hier Friedrich an das Herkommen anknüpfte, mag es als örtlich Eigentümliches entstanden sein oder geschichtlich sich entwickelt haben, hat sich gerade dieser Teil des Gesetzbuches, obgleich er im Verhältnis zu den übrigen Verordnungen ziemlich stiefmütterlich behandelt ist, mit geringen Veränderungen bis in das vorige Jahrhundert hinein behauptet.

Allerdings blieb daneben in einzelnen Gebietsteilen das frühere Recht bestehen. Besonders wollten sich die Griechisch-Orthodoxen, obgleich der Kaiser sein ganzes Gesetzbuch ins Griechische übersetzen ließ, zur Annahme nicht bequemen. Friedrich hat sie ruhig gewähren lassen. So ist das byzantinische Recht erst aus Unteritalien ver-

schwunden, als die Bigotterie Karls von Anjou die letzten griechischen Gemeinden, welche noch in freiwilliger, strenger Abgeschlossenheit von den Andersgläubigen in Calabrien und Sizilien wohnten, im Jahre 1266 aus seinem Reiche vertrieb. Auch das arabische Recht blieb nach wie vor, und zwar mit ausdrücklicher Erlaubnis des Kaisers, bei den Sarazenen in Geltung. Im allgemeinen hat sie Friedrich aber ungeachtet dieser Vergünstigung als Untertanen zweiten Ranges behandelt. Er hätte auch gar nicht wagen dürfen, sie auf die gleiche Stufe mit den Christen zu stellen. Schon die Bestimmung in seinem Gesetz, worin er Schutz und freie Religionsübung den Andersgläubigen, vor allem den Juden und Sarazenen, zusagt, hatte den Unwillen seiner christlichen Untertanen erregt, wenn er auch darin nur den Grundsätzen seiner Vorgänger treu geblieben ist. Schon König Roger II. wachte darüber, daß den Sarazenen ihr Glaube erhalten werde; der Uebertritt zum Christentum ward ihnen geradezu verboten. Ebenso milde sind Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. gegen die Juden verfahren; letzterer ist sogar kühn der landläufigen Anschauung des Mittelalters, daß selbst ihre gewaltsame Bekehrung ein Gott wohlgefälliges Werk sei, entgegengetreten, indem er den wider ihren Willen Getauften erlaubte, zum Bekenntnis ihrer Väter zurückzukehren. Friedrich ging in dieser Hinsicht noch weiter. Nach seinem Befehl soll fortan jeder Jude, der Christ wird, mit dem Glaubenswechsel sein Erbgut verlieren. Und nicht genug damit, sucht er auch die soziale Stellung der Juden zu heben. Er ist der erste, der sie, die damals in ganz Europa vom Grundbesitz ausgeschlossen waren, auffordert, sich in seinen Erblanden ansässig zu machen und ihnen ihre Ansiedlung durch ein verständnisvolles Eingehen auf ihre Wünsche erleichtert. Die Regesten 1239/40 enthalten mehrere Beispiele dafür. So ergeht am 8. November 1239 an den Secretus von Palermo die Weisung ihnen die „Fruchtbarmachung des Dactulitus“, wohl der Dattelpalmen-

pflanzungen, zu gestatten. Auch in Gerichtssachen nahm er sich ihrer aufs wärmste an. So ließ er einen Juden, den der Podestà von Verona vergewaltigt hatte, volles Recht widerfahren mit der Begründung, daß vor dem Gesetz und vor dem Herrscher alle Untertanen gleich seien. Und all das geschah zu einer Zeit, wo man in anderen Ländern mit den Juden aufs willkürlichste und grausamste umging. Hat doch selbst der fromme, sonst so gerechte König Ludwig IX. von Frankreich angeordnet, daß gegen den, der einen Juden erschlüge, keine Klage geführt zu werden brauche. Noch schlimmere Uebergriffe hatte sich sein Ahnherr Philipp August und der König Johann von England erlaubt. Letzterer ließ einmal, als er in Geldverlegenheit war, alle Juden seines Königreichs ins Gefängnis schleppen und ihnen täglich einen Zahn, zunächst die Backenzähne, ausziehen, bis sie sich mit einer bestimmten Summe Geldes von dieser Marter loskauften. Noch weniger Umstände machte Philipp August, der eines schönen Tages alle Juden in Frankreich gefangen setzte und ihr ganzes Hab und Gut einzog; dann wurden sie wieder entlassen. Und das geschah, weil er, wie ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber entschuldigend hinzufügt, von seinem Vater so wenig geerbt hatte.

Uebrigens ließ sich auch Friedrich zuweilen den Schutz, den er den Juden angedeihen ließ, besonders wenn er in Geldverlegenheiten steckte, gehörig bezahlen. So mußten die des Mordes von Christenkindern angeklagten Juden Fuldas im Jahre 1235 für sein freisprechendes Urteil eine erkleckliche Summe an den kaiserlichen Fiskus entrichten. Anderen aber, so vor allem den Wiener Juden, hat er sich dann wieder als besonders gnädiger Herr gezeigt. Diesen wurden im Jahre 1238 als seinen „Kammerknechten“ ganz ungewöhnliche Vergünstigungen, die Befreiung von gerichtlicher Wasser- und Feuerprobe, von aufgezwungener Einquartierung von Truppen zuteil. Trotz alledem hat er je-

doch die Juden, wie auch die Sarazenen, immer den Christen nachgestellt.

Von seiten der Muhamedaner scheint man diese Zurücksetzung gar nicht als solche empfunden zu haben. Sicher hat der Kaiser der rücksichtsvollen Behandlung seiner sarazenischen Untertanen jenen Vertrag mit Sultan El-Kâmil zum Teil zu danken, der Jerusalem im Jahre 1229 ohne Schwertstreich den Christen überlieferte, aber trotzalledem jedem strenggläubigen Katholiken, vor allem der Kurie, ein Greuel war. Man konnte eben damals auch in den oberen Kreisen sich noch nicht von der allgemeinen Ansicht trennen, daß jeder Muhamedaner von Haus aus ein Zauberer und Schwarzkünstler, ein der Hölle Verfallener, und sein Prophet ein Götze sei, dem sogar Menschenopfer dargebracht werden müßten. Hat doch die Freundschaft Friedrichs mit El-Kâmil, die, obgleich sich beide Herrscher nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, doch rasch den höchsten Grad gegenseitiger Wertschätzung erreichte, selbst das Kopfschütteln eines so freisinnigen Mannes wie Freidanks erregt, der sonst immer ein Wort der Verteidigung für den Kaiser hat. Gerade in dem Gedicht „von Akers"*, in welchem er besonders warm für ihn eintritt, verleiht er dem beredten Ausdruck:

Dem keiser wol gezaeme
Dazz rûnen ende naeme,
Daz er unde der soldân
Nû lange hânt getân.
Ob daz âne hôhen rât
Ze êren unde ze fröude ergât?
Deist ein wunderlich geschiht,
Und gloubent des doch tôren niht:
Ich hoere ouch wîse liute jehen
Sin gloubens niht ê sie ez sehen**.

---

* d. i. Accon.



Man würde daher auch die Mißstimmung, ja die Empörung am päpstlichen Hof über die freundschaftlichen Beziehungen, die Friedrich nicht nur mit El-Kâmil, sondern auch mit anderen arabischen Fürsten unterhielt, begreiflich, ja erklärlich finden, hätte nur die Kurie ihrerseits das noli me tangere den Muhamedanern gegenüber immer bewahrt. Dem ist aber nicht so! Während man Friedrich einen so gottlosen Umgang als Kapitalverbrechen anrechnete, hat andrerseits Papst Innocenz IV. im Jahre 1244 seine uneingeschränkte Zustimmung zu dem Bündnis der Templer und Johanniter in Palästina mit dem Sultan von Damaskus und Krak gegen den Sultan Aegyptens gegeben. Ja, man hat damals von päpstlicher Seite die Weitherzigkeit so weit getrieben, daß man auch nicht ein Wort des Tadels hatte, als die beiden Orden ihren heidnischen Bundesgenossen zu Accon mit festlichem Gepränge empfingen, wobei sie sogar golddurchwirkte Tücher auf die Straßen breiteten und ihn samt seinem Gefolge im christlichen Templerhause bewirteten.

Mehr Recht hatte jedenfalls die Kurie, sich über die Verbindung Friedrichs mit den Assassinen zu entsetzen, jener geheimnisvollen Gemeinschaft des Orients, welche nach den Berichten des Mittelalters religiös-politische Bestrebungen stark revolutionärer Art mit einem auf das höchste ge-

---

** Nr. 46 in der von K. Pannier besorgten Uebersetzung in Reclams Universalbibliothek, wo diese Verse also lauten:

„Dem Kaiser wohl geziemen möchte,
Daß er zu End' das Raunen* brächte,
Das er und der Sultan
Nun so lange schon getan.
Ob das ohne der Fürsten Rat
Am Ende Freud und Ehre hat?
Die Sache ist gar wunderbar
Und glauben's Toren immerdar;
Doch hör' ich Weise auch gestehn,
Daß sie's nicht glauben, eh' sie's sehn."

* Das heimliche Unterhandeln.



steigerten Sinnengenuß zu verbinden wußte. Der Orden wurde etwa um das Jahr 1090 von dem Perser Hasan ibn Sabbâh auf der von ihm eroberten Festung Alamut in der Nähe von Kaswin südlich vom Kaspischen Meer gegründet. Er wurde bald zum Schrecken des ganzen Morgenlands, da seine Anhänger stets bereit waren, durch Meuchelmord jeden, der des Großmeisters Rachsucht erregt hatte, aus dem Wege zu schaffen. Wenigstens sind in Persien und Syrien eine ganze Anzahl hervorragender Männer, Fürsten und Feldherren, Emire von Mossul, Kalifen von Bagdad, Sultane von Kairo, ihrem Mordstahl zum Opfer gefallen. Auch in den Kämpfen der Kreuzfahrer spielten sie eine große Rolle. 1192 wurde Konrad von Montferrat, 1214 Raimund, der Sohn des Fürsten von Antiochien, von ihnen meuchlings ermordet.

Was man dann aber weiter in mittelalterlichen Chroniken über die Anhänger dieses Ordens erzählt, deren Haupt nach jenem hoch gelegenen Schloß Alamut (Adlernest) den Titel Scheich al-Dschebel, d. i. der Herr des Berges, führte, klingt so unglaublich und sonderbar, daß wir es nur der Kuriosität halber wiedergeben. Darnach wurden die Assassinen, ehe sie zur Ausführung des ihnen gewordenen Auftrags auszogen, von ihrem Scheich mit Haschisch — daher der Name Haschischesser „Haschschâschîn", woraus dann im christlichen Mund das Wort Assassin wurde — betäubt und in einen köstlichen Lustgarten voll rauschender Wasser, schattiger Lauben und unter ihrer Last sich schwer zur Erde senkender Fruchtbäume gebracht, wo schöne Mädchen tanzten und musizierten. Nachdem sie ein paar Tage diese irdische Glückseligkeit genossen, wurden sie von neuem betäubt und in ihre alte Umgebung zurückgeschafft. Beim Erwachen wurde ihnen die Meinung beigebracht, sie seien im Paradies gewesen und könnten sich einen neuen Aufenthalt dort nur dadurch erringen, daß sie in blindem Gehorsam die Befehle ihres Großmeisters ausführten. Dieser ver-

heißene Lohn sei es gewesen, der sie dazu veranlaßt habe, sich willenlos seinen Anordnungen zu fügen.

Beziehungen Friedrichs zu den Assassinen lassen sich übrigens im Gang der geschichtlichen Ereignisse nur ein einziges Mal, im Jahre 1232, nachweisen. Zugleich mit den Boten des Sultans von Damaskus, welche dem Kaiser jene schon erwähnten Vorschläge eines Handelsvertrags überbrachten, trafen auch Gesandte des „Alten vom Berge", wie der Scheich al-Dschebel in Europa genannt wurde, ein. Friedrich hat damals nicht nur den Widerspruch seiner nächsten Umgebung, sondern auch den der ganzen Christenheit erregt, indem er diese „Mordgesellen" an dem gleichen Tisch mit hohen, geistlichen Würdenträgern speisen ließ. Man sieht nicht recht ein, was der Kaiser mit dieser an sich ja sehr freisinnigen Handlung, die den Ansichten des Mittelalters geradezu ins Gesicht schlug — kein Christ hätte damals freiwillig an der gleichen Tafel mit einem Ungläubigen gegessen — bezweckte, um so weniger, als er dadurch doch offenbar jenem in Deutschland vielfach geglaubtem Gerücht neue Nahrung gab, Assassinen hätten als seine Helfershelfer den Mord an dem Bayernherzog Ludwig I., dem Kelheimer, der 1229 auf des Papstes Seite getreten, auf der Brücke zu Kelheim am 15. September 1231 vollbracht.

Wie sehr sich jedenfalls die Mitwelt mit den Beziehungen Friedrichs zum „Alten vom Berge" beschäftigte, geht schon daraus hervor, daß sie in die Volkssage übergegangen sind. In den „cento novelle antiche" wird von einem Besuch des Kaisers beim Alten vom Berge berichtet. Dieser hätte eine solche Ehre vollauf zu würdigen gewußt, seinerseits aber auch dem hohen Gast mit seiner Macht zu imponieren gesucht. Zwei Haschschâschînen, die auf einem Turm in der Nähe standen, erschienen ihm zu diesem Zweck gerade recht. „Er nahm den großen Bart vor, sie stürzten sich sofort herunter auf die Erde und starben im Augenblick."

Die Kirche hat diesen Verkehr Friedrichs mit solch anrüchigen, heidnischen Persönlichkeiten zu ihrem eigenen Vorteil ausgebeutet, indem sie laut ihren Todfeind der Irreligiosität bezichtigte. Schon im Jahre 1239 hatte Papst Gregor dem Kaiser die Aeußerung in den Mund gelegt, die Welt würde von drei Betrügern, Moses, Jesus und Mohamed, regiert. Der Kaiser hat, wie Peter de Vineïs in seinen Briefen über die Taten Friedrichs mitteilt, diese Beschuldigung mit aller Energie und Entrüstung zurückgewiesen, so daß selbst Innocenz IV. es nicht wagte, sie noch einmal auf dem Konzil von Lyon zu erheben; trotzdem aber hat der Verfasser der Lebensbeschreibung Gregors IX. sie doch, wenn auch in etwas gemilderter Form wieder aufgenommen, indem er erzählt, Friedrich habe sich infolge seiner hohen Geburt klüger und ruhmreicher als Moses, Christus oder Mohamed gedünkt. So ist es jedenfalls gekommen, daß man ihn bis in das vorige Jahrhundert hinein für den Verfasser jenes in Deutschland zum erstenmal 1598 gedruckten Schriftchens „De tribus impostoribus“ (Ueber die drei Betrüger) hielt. Gegenwärtig herrscht kein Zweifel mehr darüber, daß dies in lateinischer Sprache geschriebene Bruchstück — es behandelt lediglich Moses — einer späteren Zeit entstammt und wahrscheinlich nur die Uebersetzung einer arabischen Urschrift ist. Der Ausspruch von den drei Betrügern soll von dem Pariser Theologieprofessor Simon von Tourney* herstammen, der ihn als Schulbeispiel benutzte, um durch dessen Widerlegung seine glänzende dialektische Gewandtheit zu zeigen.

---

* Dieser Simon „Thurnajus“, Doktor der Sorbonne in Paris zu Anfang des 13. Jahrh., hat sich übrigens, wie erzählt wird, in seiner Gelehrsamkeit öfters derartige Vermessenheiten erlaubt. Bei einer solchen Gelegenheit soll er einmal plötzlich die Sprache und auch das Gedächtnis verloren haben, so daß sein Sohn zwei ganze Jahre vergeblich versuchte, ihm das Vaterunser und die Buchstaben des Alphabets wieder zu lehren.

Ob der Kaiser andere ihm zugeschriebene Aeußerungen wirklich getan hat, so z. B. es sei lächerlich, anzunehmen, daß Christus von einer Jungfrau geboren wurde, bleibe dahingestellt. Jedenfalls aber hat er sogar bei den arabischen Schriftstellern, so voll sie auch sonst von Bewunderung über seine Herrschergröße, sein universelles Wissen sind, als ein Dehrî, ein Materialist, der an keine Ewigkeit glaube, gegolten. Worte, wie diejenigen, welche er am Tag nach seinem Einzug in Jerusalem dem Kadi zurief, welcher dem Muezzim das Verkünden der Gebetsstunden vom Minaret untersagt hatte: „Ihr braucht nicht Euren Glauben, eure Gesetze zu ändern, selbst nicht in meinem Lande", wurden eben in ihrer edlen Bedeutung zu jener Zeit mit ihrem engbegrenzten Horizont weder bei Freund noch bei Feind verstanden.

Uebrigens sind derartige Aussprüche des Kaisers, so weit sie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, selten. Im vertraulichen Gespräch mag er wohl seinem freieren Denken Ausdruck gegeben haben; nach außen hin aber war er stets bemüht, als ein guter Katholik zu erscheinen. Nie hat er, wie Ezzelin oder seine Anhänger, irgendwie mit Ketzern Gemeinschaft gehabt, selbst dann nicht, wenn ihm daraus auf politischem Gebiet ein Vorteil erwachsen wäre. So hat er beispielsweise, obgleich die endlos sich hinziehende Belagerung von Faënza im Jahre 1246 seine Geduld auf eine harte Probe stellte, doch das Anerbieten der dort wohnhaften Katharer, durch geheime Machenschaften ihm die Stadt in die Hände zu spielen, stolz zurückgewiesen*. Auf das gleiche

* Die Sekte der Katharer, d. h. der Reinen, oder Patarener, in Oberitalien Gazzari genannt, woraus das deutsche Wort Ketzer entstand, hatte im 12. Jahrhundert in der Lombardei eine politisch sehr einflußreiche Rolle gespielt. Ihren Glaubenssätzen lagen manichäische Anschauungen zugrunde. Nach ihnen wurde die Welt von einem guten und einem bösen Gott geschaffen und regiert; dem guten entstammt die Seele des Menschen, dem bösen der Leib,

Motiv, sich als treuen Anhänger der herrschenden Kirche zu bekennen, ist ohne Zweifel auch sein schroffes Vorgehen gegen die Ketzer zurückzuführen, um durch scharfe Edikte gegen sie den Zweifeln über seine Rechtgläubigkeit entgegenzutreten, und die Stimmung in der Kurie zu seinen Gunsten zu lenken. Erst als im letzten Jahrzehnt seiner Regierung der Kampf mit dem Papst jegliche friedliche Wendung ausschloß, hat er mildere Saiten aufgezogen. So wurde im Jahre 1247 in Sizilien, wo sich übrigens nie der Staat das Gerichtsverfahren gegen die Ketzer durch die Kirche hatte entwinden lassen, die Strafe des Feuertods auf Ketzerei aufgehoben. Schon zwei Jahre vorher war er nicht minder nachdrücklich gegen die Inquisition in Florenz aufgetreten. Aus jenen Tagen stammt auch jener berühmte Erlaß, in welchem er die Untertanen des Deutschordens in den Ostseeprovinzen in seinen speziellen Schutz nimmt und ihnen die Erhaltung ihrer Rechte gewährleistet, auch wenn sie nicht zu den Anhängern des christlichen Bekenntnisses zählten.

Bei alledem würde Friedrich doch nie der Mann gewesen sein, auch dann, wenn ihm ein längeres Leben beschieden worden wäre, eine Reorganisation der Kirche etwa im Sinn der Reformation, wie man zuweilen gemeint hat, herbeizuführen. So sehr er sich selbst eine Ausnahmestellung in Glaubenssachen zuerkannte, beim Volke ist ihm freieres Denken in diesen Dingen immer als etwas Revolutionäres, als eine Auflehnung gegen die Einrichtungen des Staats erschienen. Und wenn er schließlich auch den Irrtum einer solchen Voraussetzung eingesehen hätte, wo würde er in jener Zeit mit ihren unklaren Ideen vom wahren Christentum, ihrem zähen Festhalten an den überlieferten Formen, wobei die geringste Abweichung sofort als Ketzerei gebrandmarkt

---

weshalb es die vornehmste Pflicht des Menschen ist, sich der peinlichsten Askese zu befleißigen und dadurch die Seele der Befleckung durch den Körper zu entziehen.



wurde, den nötigen Rückhalt für einen Schritt von solcher Tragweite gefunden haben!

Wohl ist seit Mitte des 12. Jahrhunderts unter den Völkern Europas ein stetig wachsender Widerstand gegen das herrschende Kirchenregiment zu beobachten. Damals begann man, veranlaßt durch das gesteigerte religiöse Bedürfnis jener Tage, das sich bei der kritiklosen Menge in einer krankhaften Heiligen- und Reliquienverehrung, bei den Gebildeten in dem Ringen nach Klarheit über das Wesen der Gottheit äußert, einzelne Teile der Bibel in die lebenden Sprachen zu übersetzen. Bis dahin hatte der Laie die Kenntnis der Lehre Christi lediglich aus den Kirchenvätern oder aus anderen kirchlichen Schriftstellern geschöpft. Nun, da wieder der reine Born göttlicher Offenbarung erschlossen war, mußte selbst dem Blindesten klar werden, wie viel im Laufe der Jahrhunderte man zum unverfälschten Wort Christi hinzugetan, welches die Apostel einst aller Welt verkündet, und wie die Religion nach und nach zum ausschließlichen Eigentum der Priesterschaft, zu einer Art priesterlicher Geheimlehre geworden war. Zu spät haben die Päpste die Gefahr, welche der Kirche aus dieser Bewegung erwachsen mußte, erkannt. Das Verbot, das Innocenz III. im Jahre 1209 gegen das Lesen der Bibel für Laien und Geistliche erließ, konnte den Ansturm der Häresie gegen das bestehende Kirchenregiment nicht mehr aufhalten.

In Südfrankreich, vornehmlich in der Provence, brach zuerst der Aufruhr aus. Dort wo sich die Mischung der verschiedenen Völkerschaften, die nach und nach von jenen blühenden Gefilden Besitz ergriffen, rascher und glücklicher als anderswo vollzog, wo die noch vorhandenen Kulturelemente aus der Römerzeit an den jeweiligen Herren, den Westgoten, Mauren und Burgunden eifrige Förderer fanden, hatte sich schon früh eine hohe Geistesblüte und mit ihr jenes freie Denken entwickelt, das von jeher dem blinden

Autoritätsglauben als der gefährlichste Gegner erscheinen mußte. Mit blutiger Strenge warf Anfang des 13. Jahrhunderts das Papsttum diese, ein apostolisches Christentum fordernden Ketzer, die nach der Landschaft Albigeois in Languedoc Albigenser genannt wurden, nieder. Aber der furchtbare Krieg diente zuerst nur dazu, die Gegensätze zu verschärfen, umsomehr, als zu gleicher Zeit die Lohe des Aufruhrs auch in der Lombardei durch die Sekte der Katharer entfacht wurde. Jedoch war die ganze Bewegung davon weit entfernt eine Reformation im Sinne Luthers anzustreben. Solche Gedanken lagen der damaligen Zeit fern. Man dachte nicht an eine Trennung von der Kirche, man wagte es nicht den göttlichen Ursprung des Papsttums in Zweifel zu ziehen, man forderte nicht, wie später, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Nur die Kirche wollte man in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherstellen, vor allem sich ihres drückenden Uebergewichts entledigen und das Priestertum wieder auf die Verhältnisse zurückführen, wie sie in den ersten Jahrhunderten n. Chr. gewesen. In diesem Sinne sind wohl auch die Seufzer eines so frommen Mannes, wie des Cisterciensers Cäsarius von Heisterbach, der Wunsch eines Walther von der Vogelweide, eines Freidank nach einer Kirchenverbesserung zu verstehen.

Diesen allerorts sich erhebenden Forderungen konnte das Papsttum um so weniger willfahren, weil dadurch die ganze weltliche Machtstellung, die es im Laufe der Zeit errungen, gefährdet worden wäre. Und nichts lag ihm ferner, als sich dieser zu begeben. Jedoch, ehe es zu einer derartigen Krisis kam, ist ihm unerwartet der Retter in den damals gegründeten Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner erschienen, welche ebenfalls jenen Bestrebungen einer Rückkehr zu dem apostolischen Leben der ersten Jahrhunderte entsprangen. So gelang es, diese Zeitströmung in

den Dienst der Kirche zu stellen und damit allen derartigen Versuchen seitens der Laienwelt entgegenzutreten.

Die Dominikaner gehörten ursprünglich den Bettelorden nicht zu. Der heilige Dominikus, der seinen Sinn ausschließlich auf Ausrottung der Ketzerei in Spanien und Frankreich gerichtet, hatte bei der Gründung der Kongregation (1215) garnicht daran gedacht, den Mitgliedern das Gelübde der Armut aufzulegen. Erst als er gewahr wurde, wie sehr die freiwillige Entäußerung von Hab und Gut seitens des geistlichen Standes der allgemeinen Zeitströmung entsprach, und wie man sich dadurch die unbedingte Herrschaft über die Massen erkaufte, hat er auf dem ersten Generalkapitel zu Bologna 1220 seinen Ordensbrüdern zur Pflicht gemacht, jeglichen irdischen Besitz zurückzuweisen und sich ihren Unterhalt zu erbetteln. Ihm, dem geborenen Spanier, mußte in seinem düsteren Glaubenseifer jede Waffe willkommen sein, die sich mit Erfolg im Kampf gegen die Feinde der Kirche verwenden ließ. Was konnte man auch anderes von einem Mann erwarten, der die Niedermetzelung der Albigenser durch die päpstlichen Heere mit hellem Jubel begrüßte, unbekümmert darum, daß sich dabei die blühenden Fluren der Provence und Languedocs auf Jahrzehnte hinaus in eine trostlose Wüstenei verwandelten. Als eine bedeutend weichere, sympathischere Natur springt der heilige Franz von Assisi aus dem Rahmen jener Zeit heraus. Er war es, der als erster die Entsagung bis in ihre letzten Konsequenzen, die Vermählung mit der Armut, auf sein Banner schrieb. Wer sich ihm zugesellen wollte, mußte sich in seiner Lebensführung und Kleidung auf das Allernotwendigste beschränken; ja, er war darin sogar auf die milden Gaben seiner Nebenmenschen angewiesen. Und nicht genug damit, hat Franziskus auch, bewußt oder unbewußt, der mystischen Stimmung, die das ganze Mittelalter beherrschte, dadurch Rechnung getragen, daß er in Nachahmung Christi mit seinen Jüngern in den Tälern seiner Heimat Umbrien umherzog

und dort nicht nur die Sünder zu bekehren suchte, sondern auch in religiöser Exaltation Predigten an Fische und Bäume, ja Hymnen an die Sonne richtete. Auf seinen Wanderungen soll er auch einmal nach Bari zu Kaiser Friedrich gekommen sein. Er scheint aber mit seinen Lehren keinen großen Eindruck auf diesen gemacht zu haben. Erzählt wird nur, daß er selbst dort siegreich allen Anreizungen zu einer Rückkehr in die Sinnenwelt widerstanden und dadurch sogar einen vom Kaiser gekrönten Dichter von Liebesliedern, Pacifico Marchigiano, zum Eintritt in seinen Orden gewonnen habe. Das Gebot völliger Selbstentäußerung von allem irdischen Besitz hat übrigens der heilige Franz nicht bloß auf die einzelnen Ordensbrüder, sondern auch auf die Klöster, ja den ganzen Orden ausgedehnt, selbst auf die Bauten, welche dieser in der Folge aufführen würde. Die Gotteshäuser sollten nicht zu groß und nach außen und innen hin schmucklos und unansehnlich sein. Und solche Forderung wird zu einer Zeit aufgestellt, da sich die kirchlichen Würdenträger in der Errichtung weiträumiger, himmelanstrebender Kirchen, in der Schöpfung prachtvoller Taufbecken, Bischofstühle, Chorschranken usw. gefielen! Im Anfang sind auch die Franziskaner den Anweisungen ihres Stifters gefolgt. Noch im Jahre 1231, nachdem ihr fast abgöttisch verehrter Herr und Meister nackt, auf bloßer Erde liegend, 1226 gestorben war, wird der General des Ordens, Elias von Cortona, seiner Stellung enthoben, weil er bei dem Bau der dem Stifter geweihten Kirche zu Assisi zu großen Luxus entfaltete*. Aber noch in demselben Jahr wirft man sowohl

* Sechs Jahre später wird er wieder in seine Aemter und Würden eingeführt, dann endgültig im Jahre 1239, wie es hieß, infolge seiner despotischen Haltung, abgesetzt. Wahrscheinlich aber hatte er sich den Haß der Kirche durch seine warme Parteinahme für Kaiser Friedrich zugezogen. Dieser gewährte dem Ausgestoßenen Zuflucht an seinem Hofe und räumte ihm anscheinend auch eine Vertrauensstellung ein, da er ihn als Boten bei intimen Familien-

den Franziskanern als auch den Dominikanern die Nichtbeachtung ihrer Ordensregel, Faulheit, Herrschsucht, Verweichlichung und ein Haschen nach irdischen Genüssen vor. Ihre Mission aber, dem Papsttum seine Weltmachtstellung zu retten, hatten sie, von letzterem kräftig gefördert, bis dahin völlig erfüllt. Nicht stolz wie die bisherigen Mönchsorden schlossen sie sich gegen das Volk ab; sie haben vielmehr ihren Anhang gerade in den untersten Schichten gesucht, hier in sonderbar mystisch-allegorischem Predigerstile gegen die ketzerischen Bestrebungen der Zeit eifernd und für die päpstliche Kirche eintretend.

Aber auf die Dauer konnte das Verlangen nach einer Reform der Kirche auch in den breiten Massen des Volkes nicht völlig unterdrückt werden, umsomehr, als die Bettelmönche sich sogar erdreisteten, ihre Stimme gegen Fürsten und hohe Geistliche zu erheben und andererseits der Papst selbst sich immer mehr Eingriffe in die landeskirchliche Verwaltung der einzelnen Staaten erlaubte. So wurde binnen kurzem wieder das Verlangen nach würdigeren Zuständen innerhalb der Kirche laut. Es war kein Geringerer als Kaiser Friedrich, von dem man eine Aenderung erhoffte. Er aber hat wohl nie im Ernst daran gedacht die Stellung des Klerus wieder auf die einfachen Verhältnisse der ersten christlichen Jahrhunderte zurückzuschrauben. Mag immer der Geschichtsschreiber Salimbene als blinder Parteigänger des päpstlichen Stuhles behaupten, Friedrich würde, wenn er die Macht in die Hände bekommen hätte, nicht eher geruht haben, als bis

---

angelegenheiten verwendete. So unternahm er im Jahre 1243 die Vermittlerrolle bei der Ehe zwischen Friedrichs Tochter Konstanze und dem Kaiser von Nicäa, dem schon öfter erwähnten Vatatzes. Mag sein, daß er diese Mission nicht ganz zur Zufriedenheit seines Herrn erfüllte, oder daß er sich vor den Anfeindungen seiner ehemaligen Ordensbrüder in Italien nicht mehr sicher fühlte. Jedenfalls hat er sich im Jahre 1244 von Apulien weg mit einem Empfehlungsschreiben des Kaisers zum König von Cypern begeben. Er starb 1253.

Papst und Kardinäle, jeglicher Mittel beraubt, hätten zu Fuß gehen müssen. Aber die Beschuldigung ist ebenso aus der Luft gegriffen, wie diejenige des Verfassers der Lebensgeschichte Gregors IX., daß der Kaiser am liebsten die Peterskirche in einen Stall verwandelt und den Pferden auf dem Hochaltar ihr Futter vorgeworfen hätte. Ein Mann, der, wie Friedrich, jederzeit bestrebt war, durch Gunstbezeugungen aller Art bei der hohen Geistlichkeit Stimmung für sich zu machen, konnte doch unmöglich die Torheit begehen seiner eigenen Politik so augenscheinlich entgegen zu arbeiten. Gelegentliche Aeußerungen wie diejenige, daß er, wenn die Fürsten auf seiner Seite wären, ohne Mühe für die Völker eine bessere Religion als die augenblicklich bestehende finden wollte, oder daß er die Geistlichkeit dazu anhalten würde, ein Leben im Sinn des Stifters unserer Religion zu führen, sind weiter nichts als augenblickliche Ausflüsse des Zorns und der Empörung über die unversöhnliche Haltung der Kurie ihm gegenüber. Auch an einen Laienpapst hat er, obgleich diese Ansicht selbst vonseiten seiner Anhänger verfochten wurde, im Ernst nie gedacht, mochten immerhin im Jahre 1241, wo man täglich den Einzug des Kaisers in das belagerte Rom erwartete, die Ghibellinen Italiens von der Aufrichtung eines „neuen Weltreichs", in dem kaiserliche und päpstliche Würde vereinigt wäre, träumen. Anzunehmen ist es ja, daß er sich mit dem Gedanken einer Unterordnung der Kirche unter den Staat trug. Darauf deutet schon die Eingliederung der Geistlichen Siziliens in den Staatsverband. Oeffentlich aber hat er sich immer im Sinne der Gleichheit der „beiden Schwerter", des geistlichen und des weltlichen, die sich gegenseitig die Wage hielten, ausgesprochen. Er konnte es sich ja nicht verhehlen, wie schwer es sei, einem Gegner beizukommen, dem viel gewichtigere Waffen in seiner Herrschaft über die Gemüter zur Verfügung standen. Deshalb hat er sich nur zögernd zum Kampf mit der Kurie entschlossen und sich

auch dann, als dieser längst in ein Fahrwasser geraten war, das jeden Ausgleich von vornherein ausschloß, noch immer zur Aussöhnung bereit gezeigt, was seiner Politik zuweilen etwas Schwankendes, Unsicheres gab, den Gegner aber nur immer mehr in seiner feindseligen Haltung bestärkte. Nach außen hin war man allerdings stets von klerikaler Seite bemüht, dem Papst die Rolle des leidenden, immer zur Versöhnung geneigten Teiles, Friedrich dagegen diejenige eines abgesagten Feindes der Kirche, eines Tyrannen, Lästerers und Gottesleugners zuzuschieben, der sich nicht scheue, die heiligsten Güter des Christen anzutasten. Um diesen Zweck zu erreichen, war der Kurie und ihren Helfershelfern jedes Mittel recht. So wird in einer gegen den Kaiser im Jahre 1245 gerichteten, höchst leidenschaftlichen klerikalen Flugschrift behauptet, er habe seinen Sohn mißhandelt, seine drei Frauen unglücklich gemacht, die vierte eingesperrt; ferner habe er die Auferstehung Christi geleugnet und es angestiftet, daß das heilige Land wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen sei. Im Volke wurden die albernsten Erzählungen über sein Tun und Treiben verbreitet. So hieß es, er habe in unterirdischen Höhlen Mörder erziehen, Jungfrauen mit Gift nähren lassen, sie dann an seine Feinde verheiratet, damit sie diese umbrächten. Das Schlimmste nach dieser Richtung hin hat sich aber vielleicht der Archidiakonus Albert Beham von Passau während der Jahre 1240 und 1241, wo er als Beauftragter des Papstes mit allen erdenklichen Mitteln für die Aufstellung eines Gegenkönigs in Deutschland wirkte, in seinen Ansprachen und Briefen an Fürsten und Bischöfe geleistet. Da wird Friedrich ein Verdreher des Glaubens, ein Umstürzer der kirchlichen Lehren und des Gottesdienstes, ein Fürst der Tyrannei, ein Meister der Grausamkeit genannt. „Er schwärzet die Sterne, bedeckt die Sonne mit einer Wolke, der Mond gibt kein Licht mehr und alle Leuchten der Erde zittern. Mischet ihm den Kelch der Bitterkeit, nährt ihn mit Wehmut, reicht ihm Wasser der

Galle, werft ihn hinaus aus dem Heiligtum des Herrn“, fährt er in jenem unerträglich schwülstigen Ton fort, den wir in jenen Tagen so häufig, selbst in öffentlichen Schreiben Friedrichs und seiner Getreuen finden. Weiter wird dann besonders von Papst Innocenz IV. die schwere Beschuldigung erhoben, Friedrich habe Münzen aus Kirchengefäßen schlagen, Priester und Mönche hängen, ersäufen, an den Schwanz von Pferden binden, seine drei Frauen im Gefängnis schmachten und schließlich unter Mithilfe des Kochs vergiften lassen. Etwas Wahres liegt ja wenigstens einem Teile dieser Anklagen zugrunde. So mußte sich im Jahre 1241, als Friedrich infolge von Geldverlegenheiten eine Zwangsanleihe in seinem Königreich erhob, das Kloster Monte Cassino die Wegnahme seiner Reliquien und Kunstschätze, darunter der prachtvollen, goldenen Bildertafel gefallen lassen, welche einst im Auftrag des Abtes Desiderius in Konstantinopel angefertigt worden war und als das wertvollste Besitztum des Klosters galt.

Auch von dem Vorwurf der Grausamkeit ist Friedrich nicht freizusprechen. Nicht ohne Grund ist sein Bild in die sizilische Volkssage als das eines Bösewichts mit blutunterlaufenen Augen übergegangen, der um seiner Taten willen in einem der feuerspeienden Berge, worunter sich der Südländer den Schlund der Hölle vorzustellen pflegt, schmore. Man denke nur daran, wie furchtbar er Majestätsverbrechen strafte. Ebenso vermag keine Hand den häßlichen Schandfleck des Jahres 1232 aus seiner Regierung zu tilgen. Anläßlich jenes Aufstandes in Ostsizilien (siehe Seite 291), vor allem in Messina, welcher der gewaltsamen Einführung der Konstitutionen von Melfi als natürliche Reaktion folgte, ließ Friedrich sich zu der verwerflichen Handlungsweise hinreißen, den flüchtigen Rädelsführern zuerst völlige Amnestie zu gewähren, um, als sie dann im Vertrauen auf sein Wort in die Heimat zurückkehrten, sich ihrer zu bemächtigen und ihnen das Todesurteil zu sprechen.

Aber gänzlich aus der Luft gegriffen ist die Beschuldigung, Friedrich habe seine drei Frauen vergiften lassen, wenn sie auch bei den meisten päpstlich gesinnten Chronikenschreibern wiederkehrt. Sie sind sich nur darin nicht einig, welche Todesart die ihm vom Papst aufgedrungene Isabella von Jerusalem hat erleiden müssen, und ergehen sich in dunklen Aeußerungen über das Ende Isabellas von England. Der Kaiser, heißt es da wohl, habe sie aus Eifersucht in so strengem Gewahrsam gehalten, daß sie es für ein Glück erachtete zu sterben. In ähnlicher Weise hat sich auch jene schon erwähnte gegen ihn gerichtete Schmähschrift aus dem Jahre 1245 ausgesprochen, welche die eben erfolgte Weigerung Gertruds von Oesterreich, seine vierte Gemahlin zu werden, darauf zurückführte, daß diese keine Lust gehabt habe, ein Leben des Schreckens und der Traurigkeit im Gefängnis, gleich den früheren Gemahlinnen des Kaisers, zuzubringen. In Wahrheit scheute sie wohl davor zurück, die eheliche Verbindung mit einem Gebannten gegen den ausdrücklichen Willen des Papstes einzugehen (s. S. 208).

Ob Friedrich allerdings seine ihm angetrauten Gemahlinnen ihrer hohen Stellung gemäß behandelt hat, ist eine Frage, die man wohl kaum mit einem unbedingten Ja beantworten kann. Doch muß man hierbei die sozialen, an Afrika und den Orient gemahnenden Verhältnisse, Sitten und Anschauungen Siziliens in Betracht ziehen, die dem Weibe bis zum heutigen Tage die völlige Unterordnung unter den Willen des Mannes zur Pflicht machen. In solchen Ansichten war Friedrich doch ohne Zweifel aufgewachsen. Zwar bei seiner ersten Ehe mit Konstanze von Aragonien treten derartige Tendenzen noch nicht vor. Sie, die ihm an Alter und an Lebenserfahrung überlegen war, hatte mit ihm als guter Kamerad die ersten, schlimmen Jahre nach seiner Mündigkeitserklärung durchgefochten. Aber schon seiner zweiten Gattin, Isabella von Jerusalem, ward, wie es scheint, keinerlei Anteil an der Herrschaft selbst über ihr Erbkönigreich mehr

eingeräumt, da sich nur ein einziges Mal ihr Name neben dem des Gemahls auf einer Urkunde findet, welche Schenkungen an den Deutschorden im Morgenland betraf. Indessen haben die Großen Jerusalems darin keine Zurücksetzung ihrer angestammten Fürstin gesehen, vielmehr freiwillig dem Kaiser als ihrem nunmehrigen Herrn gehuldigt.

Isabella von England, die schöne, sittsame Schwester König Heinrichs III., welche Friedrich im Jahre 1235 sich zur Gattin freite, scheint von dem selbstherrlichen Gemahl in noch größerer Abhängigkeit gehalten worden zu sein. Wenigstens erfahren wir aus zuverlässiger Quelle, Friedrich habe ihren Hofstaat ganz nach orientalischem Muster einrichten und sie selbst von Eunuchen bewachen lassen. Das eheliche Verhältnis muß aber trotz alledem ein sehr zärtliches gewesen sein. Es ist noch ein Brief des Königs von England vorhanden (1235), in welchem er dem Kaiser für die Liebe, die seine Schwester bei ihm gefunden, dankt. Auch hat dieser selbst seinen Gefühlen drei Jahre darnach in einem Schreiben Ausdruck gegeben, worin er seinem Schwager Richard von Cornwallis die am 18. Februar 1238 erfolgte Geburt eines Söhnleins anzeigt, das, in den Tagen des Glücks unter einem glücklichen Gestirn empfangen, ihm den Schmerzenssohn erster Ehe ersetzen soll. Und daß auch in der Folge keine Erkaltung in den Beziehungen zwischen beiden Ehegatten eingetreten sein kann, geht schon aus der Art hervor, wie eben jener Richard, der Lieblingsbruder der Isabella, sich sowohl während seines Kreuzzugs (Oktober 1240 bis Mai 1241) als auch nach seiner Rückkehr dem Papst gegenüber zum warmen Anwalt der kaiserlichen Sache aufwirft und außerdem (vom Mai bis Juli 1241) an dem Hof des Schwagers zu Trani weilt. Und dann welch' rührende Worte der Klage hat der Kaiser ihm gegenüber, als wenige Monate darnach die Gattin am 21. Dezember 1241 dahinschied; und wie bleibt seine Liebe selbst über das Grab hinaus lebendig, indem er Totenmessen für sie anordnet und



ihren Sterbetag in den Annalen verzeichnen läßt, damit seiner auch bis in ferne Zeiten gedacht würde! Mit den beiden Schwägern bleibt er auch über ihren Tod hinaus in vertraulichem Briefwechsel verbunden, obgleich sie ihm bei ihrem schwächlichen Charakter nicht immer den erwünschten Rückhalt in seinem Kampf mit dem Papste bieten. So kündigt er im Jahre 1247 König Heinrich die Ernennung des damals neunjährigen Söhnleins der Isabella zum Statthalter des Königreichs während des Vaters Abwesenheit und zu gleicher Zeit dessen eben auf dem Hoftag zu Neapel erfolgte Taufe an. Man habe, fügt er entschuldigend hinzu, die heilige Handlung nur deshalb so lange hinausgeschoben, weil die Freunde am päpstlichen Hof immer gewünscht, sie solle am großen Versöhnungstag zwischen ihm und Innocenz IV. stattfinden, damit dieser selbst „als ein offenbares Zeugnis bleibender Liebe“ Patenstelle bei dem Prinzen vertreten könne.

Noch sonderbarere Gerüchte als über das Verhältnis des Kaisers zu Isabella von England liefen über das zu der Gräfin Bianca Lancia, der Mutter des nachmaligen Königs Manfred, um; ja, sie haben sich teilweise sogar bis zum heutigen Tage erhalten. Im Schlosse Gioja del Colle, das einst dem Kaiser häufig als Aufenthalt gedient, und das mit seinen trutzigen, wehrhaften Türmen in das still beschauliche Kleinstadtleben des gleichnamigen, zwischen Tarent und Bari gelegenen Ortes hineinragt, werden an der Mauer eines dunklen Kellergelasses etwas über Manneshöhe zwei halbkugelförmige, weiblichen Brüsten ähnliche Erhebungen gezeigt, an die sich folgende Sage knüpft. Bianca sei, der Untreue bezichtigt, von Friedrich in diesen Kerker geworfen worden und habe hier ihrem Söhnlein Manfred das Leben geschenkt. Nach erfolgter Geburt habe sie sich die Brüste abgeschnitten und sie zugleich mit dem Kinde, das dem Vater zum Verwechseln ähnlich gesehen, diesem in einem Becken als Zeichen ihrer Un-

schuld übersandt. Kurz darnach hauchte sie ihren letzten Seufzer aus. Der Kaiser, welcher zu spät sein furchtbares Unrecht erkannt, soll aus Reue und Verzweiflung darüber zum ewigen Gedächtnis das Mal an der Wand haben anbringen lassen.

Ueber Biancas Leben und Schicksale sind wir leider nur sehr notdürftig unterrichtet. Sicher steht nur, daß sie einer piemontesischen Adelsfamilie entstammt. Jedenfalls haben schon vor dem Jahre 1231 Beziehungen zwischen ihr und Friedrich bestanden; wenigstens taucht zu jener Zeit ihr Bruder Manfred Lancia plötzlich in des Kaisers Gefolge auf. Zu seiner rechtmäßigen Gattin hat er sie damals indessen keinesfalls gemacht, weil ihr 1231 geborener Sohn Manfred den Päpsten Urban IV. und Clemens IV. immer als illegitimer Sproß des Hohenstaufenhauses gilt. Da der Kaiser jedoch Manfred neben den legitimen Erben als einzigem das Recht der Nachfolge in Sizilien zuerkennt und außerdem in den Regesten anläßlich dessen Vermählung mit Beatrix von Savoyen (Dezember 1248) Manfred Lancia geradezu der Schwager des Kaisers genannt wird, so muß er Bianca zweifellos früher oder später doch noch heimgeführt haben. Die gewöhnliche Annahme geht dahin, es sei dies erst auf ihrem Sterbebett geschehen (1242 oder 1245). Dagegen spricht jedoch, daß der Kaiser in einer heute noch vorhandenen Urkunde ihr im Falle seines Todes den gleichen Witwensitz wie früher seiner ebenbürtigen Gemahlin Isabella, nämlich Monte San Angelo auf dem Garganus, zuwies. Nach alledem fehlt also der ganzen Erzählung von der grausamen Behandlung Biancas jede feste Stütze. Leider hat die Oeffnung des geheimnisvollen Grabes, das in dem Kerkergemach zu Gioja del Colle sich befindet, keinerlei Aufschlüsse über das Geschlecht und die Herkunft des darin geborgenen Leichnams gegeben. Es hat sich bei ihm weiter nichts als ein goldener, leerer Bilderrahmen und ein leeres, eisernes Kästchen vorgefunden. Der düstere Schleier, der

über diesem Raume ruht, wird wohl nie gelüftet werden. Möglich, daß es sich bei dem rätselhaften Grab um eine Konkubine oder um ein Haremsmädchen handelte, über deren Leben ja der Kaiser nach orientalischer Anschauung frei verfügte. Denn es wird uns fast von sämtlichen Schriftstellern damaliger Zeit bestätigt, daß er gleich seinen Ahnen mütterlicherseits, den beiden Wilhelmen, sich schon in den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts zunächst in Melfi und dann später zu Lucera und Avellino Harems eingerichtet hat. Ja, der Verkehr mit diesen jungen Schönen muß ihm nachgerade so zum Lebensbedürfnis geworden sein, daß er ihrer sogar nicht im Feld entraten mochte. In Sänften auf dem Rücken von Kamelen folgten sie ihm auf seinen Kriegszügen und sind auf diese Weise im Jahre 1248 mitsamt dem Kriegsschatz und den Kronjuwelen in die Hände der Vittoria stürmenden Parmenser gefallen (siehe S. 212). Zeitgenössische Chronisten behaupten alles Ernstes, Friedrich habe diesen Verlust schmerzlicher als den seiner Truppen empfunden. Uebrigens scheint er diese „garciae" seinem haushälterischen Sinn entsprechend ziemlich knapp gehalten zu haben. Kein neues Gewand wird ohne seine ausdrückliche Einwilligung für sie angeschafft. Sie werden außerdem fleißig zum Spinnen angehalten, damit sie nicht „müßig ihr Brod verzehren".

Selbstverständlich hat diese Lebensgewohnheit des Kaisers von seiten der Kurie die schärfste Verurteilung erfahren. Schon während seines Aufenthaltes in Palästina berichtet der Patriarch von Jerusalem nach Rom, daß er sich in ungehöriger Weise mit sarazenischen Tänzerinnen und Sängerinnen ergötze. Auch später, vor allem auf dem Konzil zu Lyon, hat Friedrichs vertrauter Umgang mit ungläubigen Weibern eine der Hauptanklagepunkte des Papstes gegen ihn gebildet, während man offenbar an den zahlreichen zärtlichen Beziehungen, die er als verheirateter Mann mit

Christinnen angeknüpft, keinerlei Anstand nahm. Das Mittelalter hat ja auch nach dieser Richtung hin ganz andere Ansichten über Sitte und Moral als die Jetztzeit gehabt.

So hat er schon zu Lebzeiten Konstanzens sich in ein Liebesverhältnis mit einem deutschen Edelfräulein, namens Adelheid, eingelassen, dem der schöne, tapfere Enzio (Heinz) entsproß. Nur wenige Jahre jünger muß der ebenfalls durch kriegerische Begabung hervorragende Friedrich von Antiochien, das Kind einer gewissen Margaretha Cajetana, gewesen sein. Ihm hat Friedrich schon im Jahre 1245 das Amt eines Generalvikars von Tuskien und der Emilia und ein Jahr darnach das eines Podestà von Florenz übertragen. Er ist 1258 gestorben.

Unter den zahlreichen natürlichen Töchtern scheint die mit dem Grafen Richard von Caserta 1239 vermählte Violante dem Vater besonders nahe gestanden zu haben. Wenigstens behauptet Salimbene, sie habe großen Einfluß auf den Kaiser gehabt. Daß sie jedoch, wie dieser erzählt, nach der Schlacht bei Cortenuova die Kassandrarolle übernommen und Friedrich vergebens unter Hinweis auf die Folgen gemahnt habe mit den Lombarden Frieden zu schließen, ist wohl in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

Das Herz Friedrichs aber hat doch keines unter all' seinen Kindern in solchem Maße besessen, wie der zweite, legitime Sproß seines Hauses, den ihm Isabella von Jerusalem im Jahre 1228 geschenkt, König Konrad IV. Zu wiederholten Malen nennt er ihn sein liebstes Besitztum auf Erden. Allerdings hat er sich auch von ihm wie einst von dem Erstgeborenen Heinrich schon in frühen Jahren getrennt. Den neunjährigen Knaben ließ er, nachdem er von den Fürsten 1237 an Stelle seines abgesetzten Bruders Heinrich zum deutschen König erwählt war, allein in Deutschland zurück, überwachte und leitete aber seine Erziehung mit ängstlicher Sorgfalt aus der Ferne. So blieb doch immer ein geistiges Band zwischen Vater und Sohn bestehen, was

zur Folge hatte, daß Konrad mannhafter wie einst sein älterer Bruder den Lockungen der Kurie widerstand, obgleich Innocenz IV. nichts unversucht ließ, ihn zum Abfall zu bewegen. Seitensprünge hat allerdings auch er gemacht. So muß er schon früh, durch schlechte Gesellschaft verführt, auf Abwege gekommen sein. Sobald Friedrich aber davon Kunde erhielt, schritt er mit aller Energie dagegen ein, indem er die Unheilstifter zu sich nach Neapel beschied und den Sohn von jetzt ab nur noch mit ganz erprobten Dienstmannen umgab.

Bezeichnend ist der Brief, in welchem er Konrad, wohl bei dieser Gelegenheit, die Pflichten, die ihm sein Stand auferlegt, und das Gefährliche seines Tuns vorhält: „Die Könige werden geboren und sterben, wie andere Menschen. Sind sie ihnen nicht überlegen an Tugend und Weisheit, so werden sie regiert, statt zu regieren, und ihre Einfalt und Untugend gereicht nicht bloß ihnen zum Unglück, sondern zieht die Völker mit ins Verderben. Daher sagt die Schrift: Wehe dem Lande, des König ein Kind ist! Du sollst dereinst mehr Völker beherrschen als irgendein Mensch auf Erden; deshalb liegt dir unerläßlich ob, rastlos dahin zu streben, daß du durch Ueberlegenheit des Geistes und der Tugend, und nicht bloß dem Namen und der Geburt nach König seiest.“ Diese Worte sind zugleich ein glänzendes Zeugnis dafür, wie Friedrich über seinen eigenen Herrscherberuf und seine Verantwortlichkeit gegenüber den von ihm regierten Völkern dachte. Der Grundsatz seines großen preußischen Namensvetters als Fürst der erste Diener des Staats zu sein, ist hier dem Gedanken nach bereits ausgesprochen. Allerdings hat Friedrich die Selbstverleugnung nie so weit getrieben, daß ihm der eigene Vorteil nicht über den seiner Untertanen gegangen wäre, was auch in seinen Briefen mehrfach zum Ausdruck kommt. Im übrigen aber lernen wir gerade aus Privatbriefen, die, nebenbei gesagt, Meisterwerke des Stils der damaligen Zeit sind, den Kaiser im großen und ganzen von

menschlich sehr schönen Seiten kennen. Wie gütig weiß er da z. B. in einem Handschreiben aus dem Jahre 1246 an einen seiner Untertanen, wohl Peter de Vineïs, dessen Besorgnis zu zerstreuen, daß er durch Neider am Hofe der kaiserlichen Huld verlustig gehen könne, indem er ihm versichert, er werde erprobte Treue nie in Zweifel ziehen. Oder welch' eine Seelengröße tut sich in einem anderen Brief aus dem gleichen Jahre kund, worin er Andreas von Cicala, den Capitaneus von Sizilien, bittet, jeglichen Groll über die verletzenden Worte, die er nur im Zorn gebraucht, zu vergessen. Er wisse sehr wohl, wie hoch er es anzuschlagen habe, daß der Capitaneus trotzdem nicht in seiner Treue wankend geworden wäre, und versichert ihm seines kaiserlichen Vertrauens auch für die Folgezeit. Und doch hat dann dieser Mann, an „dessen Taten" nach Friedrichs eigenem Ausspruch „die Angeberei nicht heranreicht", sich an einer vom Papst damals in Sizilien angezettelten Verschwörung beteiligt, während er äußerlich zu seinem Herrn hielt. Der obige Fall ist übrigens nicht der einzige, wo den Kaiser sein leidenschaftliches, jähzorniges Temperament zu Worten und zu Handlungen fortriß, die er später bei ruhiger Ueberlegung oft vergeblich wieder gut zu machen suchte. Besonders in den Tagen des Glücks läßt sich der sonst so gewandte Diplomat manchmal zu Schritten verleiten, die dann die nachteiligsten Folgen hatten. Wie unklug hat er nur in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre den jähzornigen, eifersüchtig über seine Herrscherrechte wachenden Papst Gregor durch Reden gereizt, die geeignet sein mußten, das Unbehagen und Mißtrauen zu erhöhen, womit dieser dem Wachsen der kaiserlichen Macht in Italien zusah! „Zu keinem anderen Zweck", so sagt der Kaiser einmal, „hat die Vorsehung so herrlich, so wunderbar unsere Schritte gelenkt, als daß wir Jerusalem, Sizilien und die mächtigen Völker Deutschlands im tiefen Frieden beherrschen und das in der Mitte liegende, rings von unserer Macht umschlossene

Italien zur Anerkennung unserer Herrschaft und zur Reichseinheit zurückführen.“ Ein anderesmal spricht er es Gregor gegenüber ganz unumwunden aus, daß er alles Ernstes daran denke, unter Mithilfe von Vatatzes, dem Kaiser von Nicäa, sich zum Kaiser von Byzanz zu machen, obwohl er doch wissen mußte, daß der Papst als Protektor des auf den Trümmern des byzantinischen Reichs errichteten lateinischen Kaisertums allein sich das Recht beimaß, diese Krone zu vergeben. Dazu kam noch, daß Vatatzes gerade in jener Zeit den Zorn der Kurie erregt hatte, weil er sich hartnäckig der ins Auge gefaßten Vereinigung der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Kirche widersetzte.

Möglich, daß die Schuld an solch einem herausfordernden Gebaren in letzter Linie weniger den Kaiser selbst als seine Umgebung trifft, die ihm ja überhaupt einen übertriebenen Begriff von seiner Herrschergröße beibrachte. Man werfe nur einen Blick in die „Briefe“ Peters de Vineïs hinein. Da wird der Kaiser gleich einem Gott oder einem Messias gefeiert, der auf die Erde herabgestiegen sei, die „Ceder Libanons abzuhauen“. So hatte nämlich in dem schwülstigen Ton jener Zeit der Papst Honorius den Kardinalbischof von Ostia, Ugolino, den späteren Gregor IX. genannt. Als eine besonders schöne Stilblüte nach dieser Richtung hin mögen hier die Worte stehen, die sich Marquart von Padua in seinem Lobgedicht auf Friedrichs Kreuzzug geleistet:

Rex quia magnificus Jesus olim, nunc Fridericus
Promptus uterque pati, sunt in te magnificati*.

Wohl hat der Kaiser, welchem andere politische Pläne und Sorgen viel näher lagen, die byzantinische Thronkandidatur bald darauf selber wieder fallen lassen; ja, er ist schließlich der einzige unter den abendländischen

*) Weil einst der herrliche König Jesus und jetzt Friedrich, beide zu dulden bereit, in dir verherrlicht worden sind.



Fürsten gewesen, der den im Jahre 1237 in Byzanz zur Herrschaft gelangten, schwer von Feinden bedrängten Balduin II. wirksam unterstützte, indem er ihm einen einjährigen Waffenstillstand mit seinem gefährlichsten Gegner, dem Kaiser von Nicäa, verschaffte. Die Kurie hat ihm darum aber doch nie sein früheres Verhalten vergessen.

Dies völlige Aufgeben einer zuerst mit aller Energie verfolgten Idee ist eine öfters wiederkehrende Eigentümlichkeit der Fridericianischen Politik. Denn wenn sich der Kaiser einmal von der Undurchführbarkeit irgendeines Planes überzeugt hatte, so kam es ihm nicht darauf an, unvermittelt oft ganz entgegengesetzte Wege einzuschlagen und dabei auch seine früheren Ansichten völlig zu verleugnen, wenn er so leichter und besser sein Ziel zu erreichen hoffte. Arglist und Tücke sind allerdings nur zu häufig die Begleiter eines solchen, bloß auf den Erfolg gerichteten Vorgehens; und in der Tat ist der Kaiser auch davon nicht freizusprechen. Man denke nur daran, wie feige und hinterlistig er in Cypern gegen den Vormund des jungen Königs Heinrich, Ibelin, verfuhr (siehe Seite 79). Auch der Art und Weise, wie er das infolge seiner unklugen Politik guelfisch gewordene Genua wieder für seine politischen Interessen im Morgenland zu gewinnen suchte, haftet dieser Zug an. Wie schon erzählt, war dem Kaiser durch die Niederlage seines Marschalls Filangieri bei Agridi (15. Juni 1232) ganz Cypern verloren gegangen; der Versuch einer Wiedereroberung hatte nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn man den Cypriern die Hilfe der Genuesen entzog, welche sie mit ihrer Flotte aufs wirksamste unterstützten. Zu diesem Zweck hat Friedrich den mit allen juristischen Spitzfindigkeiten jener Zeit wohl vertrauten, rhetorisch glänzend veranlagten Thaddäus von Suessa, denselben, der dann auf dem Konzil zu Lyon die Verteidigung seines Herrn in so gewandter Weise geführt, nach Genua gesandt. Diesem gab er die strenge Weisung mit die Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und der

Stadt vorgefallen, einfach als nicht vorhanden zu betrachten, wie wenn man immer in Friede und Freundschaft miteinander gelebt hätte, und die Niederlage von Agridi, welche der Kaiser eher als das übrige Italien erfahren hatte, zu verschweigen, damit er bei den Genuesen auf ein willigeres Gehör rechnen und billigere Bedingungen für seine Bündnisvorschläge erlangen könne. Und wenn auch in der Politik viel als erlaubt gilt, so mutet uns doch diese ganze, nichts weniger als vornehme Handlungsweise nicht wie die Tat eines Fürsten, sondern wie der geschickte Geschäftskniff eines in der Wahl seiner Mittel nicht gerade verlegenen Kaufmanns an. Immerhin ist dabei wohl als mildernd der Umstand in Betracht zu ziehen, daß unsere Begriffe von Ehre, Pflicht und Moral andere sind, als heute noch diejenigen des Süditalieners. Wer das Volk dort unten genauer kennt, das die Beimischung griechischen und sarazenischen Blutes immer noch nicht verleugnet, der weiß es ja zur Genüge, wie viel höher ihm List und Verschlagenheit als ein gerades, mannhaftes Auftreten gilt. Nicht umsonst war Odysseus und nicht Achill der Lieblingsheld der Griechen. Und Friedrich ist trotz seiner deutschen Abstammung doch immer durch und durch Sizilianer gewesen. „Ein italienisches Genie mit orientalischen Sitten", so hat treffend Huillard-Bréholles sein Urteil über den Kaiser zusammengefaßt.

Wie wenig man sich jedenfalls in Italien an solch gelegentlichen Winkelzügen des Kaisers stieß, beweist schon, daß die sizilianische Sage, die ihn doch sonst im ungünstigsten Licht darzustellen liebt, kein Wort des Tadels darüber findet. Ja in anderen, aus jener Zeit stammenden Erzählungen wird er geradezu „der Spiegel der Welt in Reden und Sitten" genannt.

Es sind die schon mehrfach erwähnten cento novelle antiche, die ein ziemlich erschöpfendes und anscheinend auch wahrheitsgetreues Bild von seinem ganzen Wesen entwerfen. Ist auch das Despotische in seiner Natur darin



mit aller Schärfe betont, so lernen wir ihn daneben auch von menschlich sehr liebenswürdigen Seiten kennen. Immer wird hervorgehoben seine Vorliebe für ein geistreiches Gespräch, sein klares Urteil, seine Freude an Scherz und Spiel, seine Freigebigkeit und seine gewinnende, freundliche Art denjenigen gegenüber, denen er wohl gesinnt war. Selbst sein gelegentlicher Hang zur Sparsamkeit im täglichen Leben ist in einer der Novellen, der dreißigsten, recht bezeichnend zum Ausdruck gekommen, indem er dem in Not geratenen Verschwender, obgleich er sein Freund ist, jegliche Hilfe versagt, weil dieser versäumt hat, zu rechter Zeit zu sparen. Es ist ja wohl möglich, daß dabei die eine oder andere Geschichte zuweilen ins Schöne malt, daß manches im Scheine der Vergangenheit uns verklärt entgegentritt; denn die cento novelle sind erst etwa vierzig Jahre nach seinem Ableben geschrieben.

Nach einer Richtung hin aber sehen wir diesen Mann eine Festigkeit des Wollens, eine eiserne Energie entfalten, die wohl imstande ist, das Schwankende, das der Leitung seiner Politik sonst vielfach anhaftet, aufzuwiegen. Es ist seine Haltung gegenüber den Lombarden, deren Streben nach Loslösung vom Reiche er mit aller Macht entgegentrat, da er nun und nimmer zugeben konnte, daß ein unabhängiges Land sich zwischen Deutschland und seine italienischen Besitzungen einschiebe. Immer hat er hier, wenigstens im letzten Jahrzehnt seiner Regierung, mit einer geradezu verblüffenden Offenheit und Schärfe die Richtung seiner Politik klargelegt, auch dem Papst gegenüber immer das offene Visier gezeigt, nie eines jener diplomatischen Trugspiele, Kunststücke und Winkelzüge angewandt, deren er doch sonst Meister war. „Kein Friede mit diesen Rebellen, der den Interessen des Reiches zu nahe träte“, das bleibt sein Standpunkt, ob es ihm auch keinen Augenblick zweifelhaft gewesen ist, daß nur durch dessen Preisgabe eine Aussöhnung mit der Kurie möglich sei. „So wie

die Dinge jetzt sich anlassen", schreibt er im Jahre 1247 an den König von Frankreich, „wird jeder kommende Papst sich unserer Absicht feindlich zeigen." Dabei ist er, sobald nur ein schwacher Hoffnungsschimmer auftaucht, daß der Friede von der Kurie ohne dies Opfer zu erlangen sei, zum äußersten Nachgeben, zum Eingehen auf die härtesten, demütigendsten Bedingungen für seine Person bereit; ja, er verschmäht es voll echten Stolzes hinter dem Rücken des Papstes mit den Lombarden Verhandlungen anzuknüpfen, obgleich es ihm vielleicht nicht schwer geworden wäre, durch lockende Versprechungen sie der Bundesgenossenschaft mit der Kurie abwendig zu machen, die sich in Oberitalien seit Innocenz' IV. Thronbesteigung zeitweise keiner großen Sympathien erfreute. Vergegenwärtigt man sich außerdem, daß Friedrich bei diesem energischen Eintreten für eine Sache, die doch zugleich auf eine Schmälerung des Reichs und seiner Rechte hinauslief, weder Verständnis noch Unterstützung bei den deutschen Fürsten fand, daß er in diesem Riesenkampf auf sich und die Hilfsmittel seiner Erblande angewiesen war, so wird kein billig denkender Mensch ihm die Bewunderung versagen. Hat sich doch selbst sein erbitterter Gegner Salimbene zu dem Ausspruch aufgeschwungen, Friedrich würde mit Fug und Recht der größte Imperator genannt, wenn er ein besserer Katholik gewesen wäre. Daß er dabei seine beste Kraft an eine unlösbare Aufgabe vergeudet hat, lehrte erst die Folgezeit. Italien war für Deutschland in dem Augenblick verloren, da sich die romanischen und germanischen Elemente zu einem Volk, dem italienischen, verschmolzen hatten, ein Vorgang, der sich endgültig schon zur Zeit Kaiser Ottos IV. vollzogen. Daß ihn selbst oft Bitterkeit über sein aussichtsloses Ringen befällt, kann seinem Heldentum keinen Eintrag tun; im Gegenteil, es dient nur dazu, das Tragische im Leben Friedrichs zu steigern, welcher der mächtigste Fürst der Erde war und doch „weder in Deutsch-

land noch in Italien hatte, was des Kaisers ist", wie er selbst einmal auf dem Hoftag zu Verona (Mai 1245) voll tiefen Schmerzes seiner Umgebung zuruft*. Menschlich am schönsten aber tritt der Kaiser uns vielleicht in jenen Worten entgegen, mit denen er seinen Begleitern einmal wehrt, einen mit Schimpfreden auf ihn eindringenden Mönch der verdienten Strafe zu überliefern: „Laßt den Menschen! er möchte gern zum Märtyrer werden; durch mich soll er seinen Zweck nicht erreichen."

Wir können das Lebensbild Friedrichs nicht besser schließen als mit den Worten, in denen der ihm nichts weniger als freundlich gesinnte päpstliche Chronist Saba Malaspina sein Urteil über den letzten großen Vertreter des mittelalterlichen Kaisertums zusammenfaßt: Federico fu uomo ardito e franco e di grande calore e di scienza e di cenno naturale fue savissimo e fu scopioso largo e cortese; zu deutsch: Friedrich war ein kühner, unerschrockener Mann, voll Feuer und Gelehrsamkeit, von Natur sehr weise, sehr begabt, freigebig und von gewinnender Liebenswürdigkeit.

* Anlaß zu diesem Ausspruch hatte die Uebergabe eines früher sehr schönen, nun aber abgemagerten Pferdes durch den Markgrafen Obizzo Malaspina gegeben: „Wundert Euch nicht", wandte sich der Kaiser an die über das seltsame Geschenk überraschte Umgebung, „wie dieses Pferd einst schön, stark und von großem Werte war, aber elend und jämmerlich geworden ist, so das einst herrliche und gewaltige Kaisertum: denn weder in Deutschland noch in Italien hat der Kaiser, was des Kaisers ist."

Dritter Teil.

Die Bauten Kaiser Friedrichs II.

Die Bauten Kaiser Friedrichs II.

Ein Fürst, der Ruhm begehrt, muß Bauten gründen,
Die nach dem Tode noch sein Lob verkünden.
Du siehst noch aufrecht stehn die Pyramiden,
Und wie viel Kön'ge sind dahingeschieden!
Ein großer Bau, auf festem Grund vollbracht,
Gibt Kunde, daß sein Gründer groß gedacht.

Dies Gedicht des Kalifen von Cordova, Abdurrhamans III., eines Zeitgenossen Kaiser Ottos des Großen, hat wohl selten eine so glänzende Bestätigung als durch die Bautätigkeit Kaiser Friedrichs II. gefunden. Allerdings hat man erst in neuerer Zeit wieder angefangen das Hervorragende, was unter ihm geleistet worden ist, einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Besonders in Apulien ist man dabei auf Zeugen jener Tage gestoßen, deren Umfang und kunstgeschichtliche Bedeutung völlig überraschte. Jahrhundertelang haben sie dort vergessen und weltfern, wie das Land selbst, in Schutt vergraben und in Trümmern gelegen; und nur gleich einer halbverklungenen Sage pflanzte sich von Mund zu Munde die Kunde fort, daß da oder dort auf freier Bergeshöhe, am Waldessaum oder auf ödem Heideland ein verfallenes Schloß, eine Burg aus der großen Stauferzeit sich erhebe.

Es ist das Verdienst von Heinrich Wilhelm Schulz*

* H. W. Schulz, Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien. Dresden 1860 (4 Bände).



und des Herzogs von Luynes*, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch damals noch mit Beschwerlichkeiten aller Art und mancherlei Gefahren verbundene Wanderungen von Ort zu Ort diese Reste einer großen Vergangenheit wieder ans Licht gebracht und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf gelenkt zu haben. Doch ist es erst im Laufe der letzten Jahrzehnte dank der Forschungen von Bernich, Bertaux, Haseloff, Schubring und anderen möglich gewesen, das Wesen der Fridericianischen Kunst schärfer zu kennzeichnen, einer Kunst, welche infolge der originellen Art, wie sie die landläufigen Formen damaliger Bauweise mit aus der Antike herübergenommenen Motiven zu einem in sich abgerundeten Ganzen zu vereinigen weiß, für jene Zeit etwas ganz Eigenartiges, man könnte sagen, Persönliches darbietet. Einen erschöpfenden Einblick können uns diese Ueberreste freilich nicht gewähren. Dadurch, daß die Bauten durch spätere Zutaten, z. T. schon kurz nach des Kaisers Tod, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt und später dem Verfall, der Zerstörung preisgegeben waren, fällt es häufig schwer, den ursprünglichen Kern aus ihnen herauszuschälen. Auch ist uns nur ein Bruchteil dessen erhalten, was der große Bauherr ins Leben gerufen hat. Vieles ist völlig zugrunde gegangen; manches hat er selbst, durch die Ungunst der Zeiten verhindert, nicht vollenden können.

Diesem Schicksal fiel vor allem der kaiserliche Palast zu Viterbo anheim, welchen Friedrich schon im Jahre 1240 geplant, mit dem aber erst drei Jahre darnach begonnen wurde. Welchen Umfang er erhalten sollte, geht daraus hervor, daß man zu diesem Zweck den Viterbesen dreiundvierzig Häuser abkaufte und niederlegte. Der Gang der kriegerischen Ereignisse (Seite 188) brachte aber bald den

* Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale. Paris 1849.

ganzen Bau ins Stocken. Was davon fertiggestellt war, ist dann im Jahre 1251 kurz nach Friedrichs Tod durch den Kardinal Rainer Capoccio, jenen fanatischen Feind des Stauferhauses, der schon bei dem Abfall Viterbos acht Jahre vorher eine mehr als zweifelhafte Rolle gespielt, abgetragen worden. Ja, um jegliche Erinnerung an den Kaiser zu vernichten, wurde sogar die Stadtmauer über den Bauplatz hinweggeführt. Da man aber im Mittelalter nicht so systematisch wie heute verfuhr, so sind doch noch einzelne Reste des Palastes, und zwar gerade an jener Stadtmauer stehen geblieben. Leider aber weiß dieser formlose Trümmerhaufen nichts mehr über sein ehemaliges Aussehen zu erzählen. Andere Paläste des Kaisers, wie derjenige zu Faënza usw., sind gänzlich vom Erdboden verschwunden. In manchen Fällen war man überhaupt nicht über das Projekt hinausgekommen, so in Aquila degli Abruzzi. Dieser heutige Hauptort der Abruzzen liegt malerisch auf den letzten Ausläufern einer Hügelgruppe, welche sich wie ein Riegel in das enge Flußtal des Aterno vorschiebt und dadurch den einzigen bequemen Uebergang durch die Apenninenpässe von den Marken nach Umbrien sperrt. Schon Gregor IX. hatte, nachdem er während Friedrichs Abwesenheit in Palästina dessen Reich so eigenmächtig an sich gerissen, die ungemein günstige strategische Lage dieses niederen Höhenzugs erkannt, auf welchem sich damals nur ein dürftiger Ort, Asculum, erhob. Als seine Sache nach der Rückkehr des Kaisers geradezu verzweifelt stand und er stündlich den Einfall der kaiserlichen Truppen in den Kirchenstaat befürchten mußte, ließ er (Seite 93) an die Einwohner der Nachbarorte von Asculum, vornehmlich an die von Amiternum und Furio, den Befehl ergehen, dort zum Schutz gegen den siegreich vordringenden Feind eine Grenzveste zu errichten. Aber schon wenige Wochen darnach, als man bei dem schleppenden Gang der Verwaltung im Kirchenstaat noch nicht einmal mit den ersten Vorbereitungen begonnen hatte, war das

Land wieder im kaiserlichen Besitz. Vielleicht hat das Vorhaben des Papstes erst Friedrich auf den Gedanken gebracht, dort nun seinerseits ein Bollwerk gegen den unruhigen nördlichen Nachbarn aufzutürmen; möglicherweise aber ist die Idee dazu seiner eigenen Ueberlegung während des öfteren Aufenthalts in jenen Gegenden entsprungen. Zuerst hatte ihn dahin anfangs der dreißiger Jahre der Plan geführt, den von den Römern gebauten Abzugsstollen des Fuciner- oder Celanersees einer Wiederherstellung zu unterziehen, ein Projekt, dem er das größte Interesse entgegenbrachte. Die unaufhörlichen Schwankungen, denen der Wasserspiegel dieses Sees dadurch unterworfen war, daß er des regelmäßigen Abflusses entbehrte, was besonders im Frühjahr, wenn der geschmolzene Schnee in unzähligen Bächen und Rinnsalen von den Bergen zu Tale schießt, eine ernste Gefahr für die Umwohner bedeutete, hatte schon die Römer auf die Idee geführt, den Wassermassen einen künstlichen Ablauf zu verschaffen. Kaiser Claudius war es, der einen Stollen durch den Monte Salviano hindurch in einer Breite von 4—15 m und einer Länge von 5640 m erbaute, um das Wasser des Sees in den Liris (Garigliano) abzuführen, ein Riesenwerk, das an Größe und Kühnheit zum ersten Male im vorigen Jahrhundert durch den Mont-Cenistunnel übertroffen worden ist. Leider aber war das Ganze fehlerhaft angelegt, so daß schon binnen weniger Jahre Versandung eintrat. So blieb es bis zum Eingreifen Kaiser Friedrichs ungenützt liegen; aber auch dessen Erneuerungsarbeiten konnten, da man keine bessernde Hand an das System des Baues selbst legte, nur zu einem vorübergehenden Erfolge führen. In kurzer Zeit kehrten die alten Zustände wieder. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ward auf Veranlassung des Fürsten Torlonia durch französische Ingenieure das alte Problem, diesmal aber zu dem Zwecke, den See überhaupt auszu-

trocknen und ihn in ein blühendes Fruchtland zu verwandeln, wieder aufgenommen und zu Ende geführt.

Der Kaiser, der die Wiederherstellung des Abflußstollens sofort nach seinem ersten Besuch angeordnet hatte, verfolgte die Arbeiten aufs eifrigste und verweilte oft wochenlang in diesem Teil der Abruzzen, zuletzt im Jahre 1242, wo das Werk seiner Vollendung entgegenging. Daß sich ihm, während er diese Gegenden durchstreifte, die strategische Bedeutung jenes Gebirgsriegels im Aternotal förmlich aufdrängen mußte, bedarf keiner weiteren Begründung.

Mit dem Ausheben des Baugrundes von Aquila, wie Friedrich die künftige Stadt nach dem „eigenen, siegreichen Wappen" nannte, ward im Jahre 1240 begonnen, wahrscheinlich, weil gerade damals der Krieg mit dem Papst dringend eine stärkere Sicherung der nördlichen Grenze erheischte. Dann kam die Sache ins Stocken, obgleich Friedrich bereits genaue Anweisungen über die Höhe und Dicke der Stadtmauern gegeben. Erst König Konrad IV. hat des Vaters Plan ausgeführt. Aber schon nach kurzem Bestehen wurde die Stadt von König Manfred im Jahre 1259 wegen ihrer guelfischen Haltung zerstört. Unter Karl von Anjou ist sie dann von neuem, und zwar, wie es scheint, ganz in der früheren Gestalt erstanden, da die angiovinische Stadtmauer, die sie heute noch wie ein viel zu weites Kleid umgibt, die vom Kaiser bestimmte Höhe von sieben Meßruten zeigt.

Mehr vom Glück waren andere Städtegründungen Friedrichs begünstigt. So leiten in Apulien Apricena, Dondona, Lucera, Altamura, in Kalabrien Alitea und Monteleone, im Neapolitanischen Flagella, in Sizilien Alkamo, Agopa, Terranova, Augusta und Heraklea ihren Ursprung von ihm ab. Einzelne von ihnen erheben sich an der Stelle alter Römer- und Griechenstädte. Doch hat es sich dabei sicher nicht immer, wie bei Augusta, das ins Leben gerufen ward, um die Bewohner des durch den Aetnaausbruch (1239) zerstörten

Catania aufzunehmen, um eine völlige Neuanlage gehandelt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, alle diese Gründungen in verhältnismäßig kurzer Zeit durchzuführen? Ansiedlungen von altersher werden wohl meist an jenen Plätzen schon vorhanden gewesen sein. Die Tätigkeit Friedrichs hat sich also wahrscheinlich darauf beschränkt, all' diese Orte in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen, indem er sie mit Mauern umgeben ließ und so die bis dahin zerstreut umherliegenden Häusergruppen zu einer Einheit, einem städtischen Gemeinwesen verband. Aber selbst da, wo es sich um völlige Neuschöpfungen handelte, wird er zur Gestaltung der Stadtanlage wohl nur insofern beigetragen haben, als er ein wehrhaftes Kastell und einige öffentliche Gebäude, Arsenale, Kranken- und Waisenhäuser errichten ließ. Das Volk, das von auswärts zuzog, mochte dann selbst zusehen, daß es zwischen diesen seine Wohnstätten herrichtete. Es war damals der allgemeine Zug der Zeit, auf den Bau von Festungen, Hospizen und Spitälern eine beispiellose Sorgfalt zu verwenden und sich in milden Stiftungen zu überbieten, während der Bürger und Bauer oft in den elendsten Hütten wohnte, ohne daß übrigens immer die Notwendigkeit dazu vorlag. Gleichgültigkeit gegen die häuslichen vier Wände pflegt man ja auch heute noch in Italien, wo sich das Leben des Einzelnen, wie der ganzen Bevölkerung, viel mehr als bei uns im Freien, auf der Straße abspielt, selbst in besseren Kreisen anzutreffen.

Es darf überhaupt bei Beurteilung von Friedrichs Bautätigkeit nie außer acht gelassen werden, daß sie sich im großen und ganzen auf die Aufführung fester, wehrhafter Burgen beschränkt. Seine Regierung fiel zwar noch zum Teil in die Glanzzeit apulischer Kirchenbaukunst, wo in Anlehnung an die berühmte Wallfahrtskirche San Nicolà zu Bari nacheinander die stolzen Kathedralen zu Bari, Monopoli, Acquaviva delle Fonti, Palo del Colle usw. binnen weniger Jahrzehnte entstanden, wo die Dome zu Ruvo, Bitonto,

Trani, Andria noch ihrer Vollendung harrten. Aber wir sehen den Kaiser völlig abseits von dieser ganzen Bewegung stehen, wie er auch an den während seiner Regierungszeit erbauten Domen von Bisceglie und Giovinazzo nicht den geringsten Anteil nahm. Sein Eifer für kirchliche Stiftungen ist, soweit es sich nicht etwa um solche für den Deutschorden handelt, überhaupt gering; höchstens hat er dann und wann das Heiligtum des heiligen Nikolaus zu Bari beschenkt, das er im Jahre 1215 ausdrücklich seine Kapelle nennt. Nur zweimal ist er von dieser Gleichgültigkeit gegen kirchliche Dinge, die ihm oft von priesterlicher Seite mit bitteren Worten vorgeworfen wird, abgewichen; er gründete die Kirche von Anglona, die heute als einziges Ueberbleibsel des einst blühenden Ortes auf einem einsamen Hügel in der Basilicata liegt, und den Dom von Altamura. Auf den Bau von Anglona hat er kaum persönlich Einfluß geübt; dagegen dürfte dies bei Altamura der Fall gewesen sein. Im Jahre 1220 ließ er die Wiederaufrichtung der Stadt, die in früheren Kriegen völlig der Erde gleich gemacht worden war, in Angriff nehmen und wandte ihr sein ganz besonderes Interesse zu. Für das Kastell soll er sogar die Pläne selbst gezeichnet haben. Strategische Gesichtspunkte mögen wohl in erster Linie dabei maßgebend gewesen sein; denn Altamura erhebt sich auf einem in das flache Küstenland der Terra di Bari vorragenden, die ganze Gegend beherrschenden Hügel. Außerdem aber bestimmte er die Stadt zum Wohnsitz der bisher in der Provinz Lecce zerstreut lebenden Griechen. Trotzdem aber wurde die Kathedrale, mit deren Bau man auf seinen Befehl im Jahre 1228 begann, nicht dem griechischen, sondern dem römisch-katholischen Ritus zugewiesen; nur das Kapitel setzte sich aus griechischen und lateinischen Priestern zusammen. Im Jahre 1232 wurde sie dann durch den Bischof von Brindisi geweiht und vom Kaiser zur „chiesa palatina“ erhoben: sie sollte also allein dem apostolischen Stuhl als dem Haupt aller Kirchen



untergeben sein. Friedrich selbst behielt sich die Ernennung der Geistlichen vor, deren Oberster den Titel Erzpriester führte. Leider hat das Gebäude im Laufe der Zeit umfassende Veränderungen erfahren. Der ursprünglich nach Osten gerichtete Chor stürzte schon am 29. Januar 1316 während eines Apulien verheerenden Erdbebens ein. Von dem damaligen König Robert von Neapel wurde bei der sofort vorgenommenen Erneuerung die ehemalige Chorseite zur Fassade gemacht. Dieser Zeit gehört das prachtvolle marmorne Hauptportal, die Fensterrose darüber und das Apsidenfenster zur Linken, sowie der untere Teil der Türme an der Ostseite an. Ein weiterer Umbau fand im Jahre 1543 statt, wo man im Westen einen gotischen Chor anfügte, die Orientierung also endgültig umkehrte und den Türmen die stilwidrige Bekrönung aufsetzte. Die Helme stammen wohl aus noch späterer Zeit.

Inwieweit das Innere noch die ursprüngliche Gestalt bewahrt hat, ist schwer festzustellen, da seit dem Jahre 1860 ein häßlicher, grauweißrosamarmorierter Anstrich die Wände deckt. Dem ersten Bau gehört sicher der Stützenwechsel an, wobei je zwei Säulen mit einem Pfeiler wechseln, eine Konstruktion, die im übrigen Italien als höchst barbarisch galt, aber gerade in Apulien, wie in den Abruzzen während des zwölften und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts häufig, so auch an dem in der Hohenstaufenzeit entstandenen Dom von Bitonto wiederkehrt, jedenfalls unter dem Einfluß von San Nicolà zu Bari, das als erstes diese Anordnung aufweist. Rühren aber die Säulen im Mittelschiff des Doms von Altamura aus der Zeit seiner Gründung her, so haben wir wohl auch die Kapitelle an der mittleren Arkadenreihe als ursprünglich anzusprechen; ihnen gesellen sich dann noch einige Kapitelle an der darüberliegenden Empore nach der Gleichartigkeit ihrer Arbeit zu. Sie lehren uns, daß an dem Bau vornehmlich einheimische Künstler tätig gewesen sein müssen. Denn der ganzen Art

nach, wie auf den spitzen Akanthusblättern des doppelten Blattkranzes fratzenhafte Köpfe und allerhand Fabelgetier aufsitzen, sind die Kapitelle von Altamura enge mit solchen in anderen apulischen Kirchen aus jener Zeit verwandt; ja für einzelne lassen sich die Vorbilder unmittelbar nachweisen. So ist die hängende melonenartige Frucht, die sich da oder dort im Blattkranz zerstreut findet, plastischen Schmuckformen in der Kirche San Nicolà e Cataldo zu Lecce entnommen; andrerseits ahmt ein anderes Kapitell, das nur doppelte Blattreihen, dafür aber an den Ecken knollen- oder rosettenartige Bildungen zeigt, Kapitelle nach, welche heute noch in der Casa Montenegro zu Andria aufbewahrt werden und ohne Zweifel der Unterkirche des dortigen Doms entstammen. Wahrscheinlich haben letztere zu den vier Säulchen gehört, die der Andrieser Geschichtsschreiber Don Riccardo d'Urso dort entdeckt hat, als er in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach den Grabmälern der im Dom von Andria beigesetzten Gemahlinnen Kaiser Friedrichs, Isabellas von Jerusalem und Isabellas von England, forschte. Er hat die Säulen damals für die Reste eines Mausoleums, das der Kaiser seinen Gattinnen errichtet hatte, angesehen, scheint aber von der Richtigkeit seiner Annahme doch sehr wenig überzeugt gewesen zu sein, weil er kurz darnach eine alte Andrieser Sage anführt, wonach Karl von Anjou die Reste von beiden aus der Unterkirche hätte entfernen und im Atrium der Kirche unter einem Stein begraben lassen*. Zwei weibliche Statuen am Hauptportal, die Porträtbildnisse der Kaiserinnen, hätten die Stelle bezeichnet. Leider aber sind diese, als im Jahre 1844 das Portal im antiken Triumphbogenstil erneuert wurde, entfernt worden und spurlos verschwunden. Im Jahre 1904, anläßlich eines in Aussicht stehenden Besuchs unseres Kaisers zu Andria, entschloß man sich von seiten der städtischen Behörden, Nach-

* Urso, Storia della città di Andria. Napoli 1842.

forschungen nach der Stelle der beiden fürstlichen Grabstätten zu unternehmen. Die Säulen in der Unterkirche, von denen Urso spricht, waren inzwischen verschwunden; nur Reste eines Baldachins, dessen Zugehörigkeit zu den vier Säulenkapitellen in der Casa Montenegro Haseloff* für möglich hält, und zwei Plattengräber wurden unter den Schuttmassen der als Beinhaus benutzten Krypta entdeckt. Ob der Baldachin einem der beiden Gräber angehörte, ist nicht mehr zu entscheiden. Es ist nicht unmöglich, daß diese letzteren, wenn sie anders wirklich die Ruhestätten der zwei Kaiserinnen gewesen sind, überhaupt jeglichen architektonischen Schmucks entbehrten. Denn von allen Kunstzweigen ist damals keiner so wenig gepflegt worden, wie die Grabmalskunst. In Italien verstand man es schon seit dem 7. Jahrhundert nicht mehr, mit Bildhauerarbeiten verzierte Sarkophage herzustellen; zur Bestattung vornehmer Toter bediente man sich einfach der antiken, über die man in großen Mengen verfügte und aus denen man ohne Bedenken die einstigen Inhaber herauswarf. Allerdings begann während des zwölften Jahrhunderts in Unteritalien unter dem Normannenregiment diese Kunst von neuem sich zu entfalten. Die Porphyrsarkophage im Dom zu Palermo und das Grabmal König Wilhelms I., des Bösen, im Dom von Monreale zeugen davon. Aber die vielversprechenden Ansätze müssen sehr rasch wieder verschwunden sein. Denn Friedrichs II. Gattin Konstanze ist in einem mit Jagdszenen verzierten, antiken Sarkophag beigesetzt. Ebenso wenig kam das Grabmal für den Kaiser selbst zustande, womit König Manfred einen deutschen Künstler, Jakob oder Lapo, beauftragt hat. Den Porphyrsarkophag, der heute noch seine Gebeine um-

---

* A. Haseloff, Die Kaiserinnengräber in Andria. Ein Beitrag zur apulischen Kunstgeschichte unter Friedrich II. (Bibl. des kgl. preuß. histor. Instituts in Rom, Bd. I) Rom 1905.

schließt*, hatte einst König Roger anfertigen lassen; denn zu Friedrichs Zeiten hatte man die Kunst, Porphyr zu schleifen, längst wieder verlernt. Im Jahre 1215 wurde dieser Sarkophag zugleich mit einem anderen, die beide unbenutzt im Dom zu Cefalú standen, trotz des heftigen Widerspruchs des dortigen Bischofs — Roger hatte ausdrücklich befohlen, daß sie nie von ihrer Stelle entfernt werden dürften — auf Friedrichs Anordnung nach Palermo in den dortigen Dom gebracht. Der zornentbrannte Bischof, der dem Kaiser sogar mit der Exkommunikation drohte, ward durch ein reiches Lehen de cultura (also wohl Ackerland) besänftigt. Den einen der Sarkophage hat Friedrich zur Aufnahme der irdischen Hülle seines Vaters, den anderen für sich selbst bestimmt.

Beide Sarkophage werden, wie diejenigen König Rogers und der Kaiserin Konstanze, die sich in der gleichen Kapelle des Doms befinden, durch einen von sechs Säulen getragenen, dachartigen Baldachin beschattet. Der Sarg des Kaisers weist außerdem auf seinem gewölbten Deckel sechs Medaillons, die Halbfigur Christi, der Madonna und die vier Evangelistensymbole auf, ziemlich plump gearbeitet, woran wohl das harte Material die Schuld trägt. Die Inschrift ist:

Hic situs est ille magni nominis imperator et rex Siciliae, Fridericus II.

Obiit Florentini in Apulia idibus decembris anno MCCL.

Außerdem hatte ihm die Mitwelt noch eine Grabschrift gesetzt; die schönen Verse lauten in der Uebersetzung:

---

* Die Eingeweide und das Herz des Kaisers wurden nach der Einbalsamierung der Leiche an der äußeren Schwelle des Hauptportals am Dom zu Foggia in einer Urne beigesetzt, welche auf einem von vier Säulen getragenen Bogen ruhte. Leider ist dies Grabmal, von dem wir nur sehr unklare Beschreibungen besitzen, im Jahre 1731 bei dem furchtbaren Erdbeben, dem fast ganz Foggia zum Opfer fiel, zugleich mit einem Teil der Domfassade zu Grunde gegangen.

„Wenn ein erhabenes Gemüt, der Güter und Tugenden Fülle,
Ruhm und Glanz des Geschlechts die Macht des Todes bezwängen,
Friedrich schlummerte nicht in dem Grab hier, das ihn umschließet.“

und weiter:

„Stolze Paläste, was sind sie, was irdische Hoheit und Würde?
Hat vor dem Tod mich doch keines zu schützen vermocht!“

* * *

Wenden wir uns nun wieder den Profanbauten des Kaisers zu, so werden wir im allgemeinen fortifikatorische Anlagen, die vornehmlich zu Verteidigungszwecken dienten, von den Schlössern, die er zeitweilig als Residenz oder zum Jagdaufenthalt benützte, zu unterscheiden haben. Wir dürfen hierbei aber nicht vergessen, daß in jenen waffendröhnenden Tagen selbst die Lustsitze befestigt und die Festungen andrerseits bestimmt waren, in Zeiten der Gefahr den Herrscher und die Seinen zu längerem Aufenthalt aufzunehmen.

Weitaus die Mehrzahl der festen Burgen des Kaisers, von denen uns in Unteritalien allein siebzehn, teilweise allerdings in jämmerlichen Resten erhalten sind, wurde kurz nach seiner Rückkehr aus Palästina erbaut, als er sein Land infolge der Wühlereien des Papstes im hellen Aufruhr wiederfand. Unter allen apulischen Städten hatte damals nur Andria an ihm festgehalten, ja, sogar als Beweis seiner unwandelbar treuen Gesinnung ihm nach seiner Landung in Brindisi fünf edle Jünglinge als Geiseln entgegengesandt. Friedrich hat sie mit den schmeichelhaften Worten entlassen, die man später voll begreiflichen Stolzes zum ewigen Andenken über einem Tor der Stadt angebracht hat, wo sie noch heute zu lesen sind:

Andria felix nostris affixa midullis,
Absit quod Federicus sit tui muneris iners.
Andria vale felix, omnisque gravaminis expers*.

Die Andriesen sind übrigens damals nicht die einzigen gewesen, an die sich Friedrich in gebundener Rede gewandt. Auch an die abtrünnigen Städte wurden Epigramme gesandt, um ihnen das Törichte ihres Abfalls vorzuhalten. Am deutlichsten ist der Kaiser Bitonto gegenüber in den Worten gewesen: „Gens Bitontina, tot capita asinina**. Jedenfalls hatte man in Bitonto damals allen Grund, Gott zu danken, daß man so glimpflich davongekommen war. Viel strenger ist der Kaiser andern Städten gegenüber verfahren; Foggia, Casale nuova, San Severo, Civitate und Troja verloren ihre Mauern, ja das hartnäckig sich verteidigende Sora wurde sogar niedergebrannt. Damals hat Friedrich, um sich künftig vor ähnlichen Vorkommnissen zu sichern, Zwingburgen, gleich einem eisernen Ring um die aufstandslüsternen Gebiete herumgelegt. Außerdem galt es, die besonders von feindlichen Einfällen bedrohten Landstriche zu schützen und vor allem auch die Hafenorte Apuliens von Termoli bis Brindisi vor einem Handstreich zu bewahren. Aus Sizilien hören wir von ähnlichen Vorkehrungen nichts, obgleich dort nicht minder anarchische Zustände herrschten. Friedrichs Bautätigkeit muß hier ebenfalls eine ziemlich ausgedehnte gewesen sein, weil der sizilianische Geschichtsschreiber Thomas Fazellus behauptet, alles, was in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von größeren Gebäuden zu Palermo oder Messina aufgeführt worden ist, habe seinen Ursprung dem Kaiser zu danken. Allerdings scheinen diese

---

* Glückliches Andria, mir fest ans Herz gewachsen, — Ferne sei, daß Friedrich dir zu dienen lässig sei! — Heil dir Andria, glücklich und von jeglicher Beschwerde verschont!

** Das Volk von Bitonto, lauter Eselsköpfe.

Bauten mehr einen privaten Charakter getragen zu haben. Erst in späteren Jahren mag es ihm wünschenswert erschienen sein, auch diesen Teil seines Königreichs mit wehrhaften Burgen zu versehen. Doch beschränkte sich diese Fürsorge auf Städte des Südostens, auf Catania, Syracus, und auf das im Innern der Insel auf ragender Bergeshöhe gelegene Castrogiovanni, das alte, vielumstrittene, von Livius als uneinnehmbar bezeichnete Enna. Ja, dazwischen, im Oktober 1239, gibt er sogar Befehl, das Bauen dort tunlichst einzuschränken, weil die damals ins Werk gesetzte, dringend notwendige Verstärkung der Festungen in Apulien, wo ein Angriff des Papstes und seiner Verbündeten viel mehr als für das ferne gelegene Sizilien zu fürchten war, Unsummen verschlang. Wohl kam dem Kaiser dabei das in jener Zeit herrschende Fronwesen zu gute, demzufolge er über eine Menge Hände frei verfügte; Untertanen sowohl als Soldaten hatten sich bei Aufführung solcher Vesten ohne Entschädigung dem obersten Bauherrn zur Verfügung zu stellen. Aber für das Material und zum Teil auch für dessen Herbeischaffung, sowie für die Instandhaltung und Verwaltung hatte dieser doch schließlich selbst aufzukommen. Die Ausgaben für den letzteren Posten mochten sich um so höher belaufen, als er auch hier wieder das seine Regierungsweise so kennzeichnende Ueberwachungssystem einführte. Beamte wurden für die einzelnen Bezirke angestellt, deren Beruf einzig und allein darin bestand, die streng nach Ordnung und Rang abgestuften Besatzungen in unbestimmten, beliebigen Zeiträumen zu besichtigen und sich zu vergewissern, daß an den Festungswerken selbst, an Mauern, Türmen und Gräben alles in Ordnung sei. Diese Beamten wurden dann ihrerseits wieder durch zwei Oberbeamte kontrolliert, welche über das Ergebnis ihrer jeweiligen Untersuchung Bericht unmittelbar an den Kaiser zu erstatten hatten.

* * *



Uebrigens wäre es verkehrt, anzunehmen, Friedrich habe die Burgen, die ihm heute zugeschrieben werden, auch insgesamt gegründet. Sehr häufig hat es sich wohl nur um eine Herstellung und Erweiterung schon vorhandener Bauten gehandelt, wobei es zweifelhaft bleiben muß, ob der viereckige Grundriß des Baues mit den vier Ecktürmen, der vielfach bei Fridericianischen Anlagen wiederkehrt, von den Normannen herübergenommen, oder ob er byzantinischen Ursprungs ist. Normannisch ist jedenfalls die geringe Gliederung des Erdgeschosses durch schmale, leicht zu verteidigende Fensterspalten, sowie die häufige Verwendung bossierter Quadern, welche Friedrichs Schlössern ein so vornehmes Aussehen verleihen. Trotzdem er ein begeisterter Verehrer des Altertums gewesen ist, hat er, dem damals allgemein geübten Brauch folgend, keinen Anstoß daran genommen, das Material antiken Bauwerken zu entnehmen. So wurden für das „steinerne Haus" in Brindisi, eine Halle am Hafen zur Bergung der Schiffe bei Sturmesgefahr, einfach die Reste der Tempel, Theater und Wasserleitungen des alten, römischen Brundusium verwendet, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Mag sein, daß der Wunsch des Kaisers, die Halle noch vor Antritt seiner Palästinafahrt (1228) vollendet zu sehen, Veranlassung zu dieser Barbarei gegeben hat. Indessen ist es nicht das einzige Mal, daß er in solcher Weise mit den Resten des Altertums verfuhr. Im ersten Stock des Schlosses Castel del Monte (siehe Seite 417) stoßen wir auf Säulen, die ohne Zweifel einem römischen Bauwerk in der Umgebung entnommen worden sind. Auch hat er die Kirche San Michele zu Ravenna ihrer Säulen, soweit sie einem heidnischen Tempel entstammten, beraubt, um einen seiner Paläste — welchen wissen wir nicht — damit zu schmücken, und das zu einer Zeit, wo man von seiten der Stadt eben ein Gesetz zum Schutz der alten Kunstdenkmäler erließ*.

---

* Ravenna steht mit solchen Bestrebungen zum Denkmalschutz



Von den Festungen, die sich mit größerem oder geringerem Recht Fridericianischen Ursprungs rühmen, ist leider keine völlig in ihrer einstigen Gestalt auf uns gekommen. Die Kastelle zu Neapel (Castel dell' Ovo), Gaëta, Aversa, Brindisi, Conversano u. a. sind später derart umgebaut worden, daß sie überhaupt kaum mehr als staufisch anzusprechen sind. Leichter hält es, bei den Kastellen zu Bisceglie, Trani, Bari die ursprüngliche Form festzustellen, obgleich auch hier die nachfolgenden Jahrhunderte viel verändert haben.

Während in Bisceglie nur einer der Türme fast unversehrt geblieben ist, läßt sich bei den Kastellen von Trani und Bari die Anlage aus hohenstaufischer Zeit ableiten; denn darüber herrscht heute kaum ein Zweifel mehr, daß es sich bei beiden um eine völlige Neuschöpfung Friedrichs handelt. Sie liegen etwas außerhalb der Städte, mit der einstigen

---

nicht vereinzelt da. Schon im Jahre 1157 hatte der römische Senat die aurelianische Stadtmauer und die milvische Brücke wieder herstellen lassen, 1162 jegliche Beschädigung der Säule Trajans unter Androhung der Todesstrafe verboten. In Verona hat man im Jahre 1228 sogar 500 Pfund zur Erneuerung der stark durch Erdbeben mitgenommenen Arena bewilligt. Das schloß jedoch nicht aus; daß man nach wie vor, selbst zu Rom, gedankenlos das sorgfältig zubehauene Mauerwerk der alten Tempel, Theater und Wasserleitungen als Steinbruch benutzte, Statuen in die Kalköfen warf, um Mörtel für Neubauten zu gewinnen, und kostbare Skulpturen ins Ausland um einen Spottpreis verschleuderte, so daß noch im 14. Jahrh. Petrarka über diese Barbareien in laute Klagen ausbricht. Selbst noch zur Renaissancezeit hat diese Plünderung fortgedauert. So hat das Colosseum den Päpsten Paul II. und Paul III. das Material für die Aufführung des Palazzo Venezia und des Palazzo Farnese, dem Kardinal Riario für die der Cancelleria geliefert; erst Benedikt XIV. (1740—58) ist gegen die weitere Zerstörung eines der großartigsten römischen Denkmäler mit energischen Maßregeln eingeschritten.

Stirnseite dem Meere zugekehrt, dessen Fluten an ihrem Fuße spielten. Heute ist das Kastell zu Bari infolge einer neuen Hafenanlage ein wenig ins Land hineingerückt. Wohl hatte hier wie dort zur Normannenzeit schon ein Kastell gestanden; beide aber waren bei dem zweiten Römerzuge Kaiser Lothars, als er im Jahre 1137 im Verein mit dem Papst Innocenz II. den Normannenkönig Roger II. bekriegte, zerstört worden. Die Feste zu Bari wurde allerdings wiederaufgebaut, jedoch schon kaum ein Jahrzehnt darnach (1155) durch König Wilhelm den Bösen dem Erdboden gleichgemacht, als dieser Rache an der sich gegen ihn auflehnenden Stadt nahm. Ueber die weiteren Schicksale des Kastells vor der Zeit Friedrichs sind wir nicht unterrichtet.

Von den beiden Burgen hat diejenige zu Trani, welche weniger durch spätere Zutaten und Veränderungen entstellt wurde, die Formen Fridericianischer Kunst besser und reiner als das Kastell zu Bari bewahrt. Letzteres hat zwar um der Größe und Pracht seiner Anlage willen immer die Aufmerksamkeit des Beschauers in viel höherem Maße auf sich gezogen; aber über den aus Friedrichs Zeit stammenden Kern des Ganzen können wir nur durch Vergleichung mit dem Kastell in Trani Aufschluß erhalten.

Der Grundriß ist bei beiden derselbe, wobei man allerdings in Bari von der äußeren Umwallung und den im sechzehnten Jahrhundert anläßlich der Türkengefahr hinzugefügten Bastionen absehen muß. Er zeigt hier wie dort ein von vier quadratischen Ecktürmen flankiertes, unregelmäßiges Rechteck. In Trani ist der zweigeschossige Mittelbau nach dem Meere zu unten durch sieben mächtige Arkaden, oben durch Blendbogen und Spitzbogenfenster gegliedert, während in Bari auf der gleichen Seite nur wenige, zum Teil erst aus angiovinischer Zeit stammende Fenster in dem bossierten Quadermauerwerk vorhanden sind. Die

Mauern des letzteren sind ungeheuer dick; ihre Stärke beträgt noch in den oberen Turmgelassen $3^1/_2$ Meter*.

Die vier Flügel des Gebäudes gruppieren sich beide Male um einen rechteckigen Hof, dessen Mitte eine Zisterne schmückt. Man betritt ihn durch eine Vorhalle, die sich innen an das Eingangsportal anschließt und in der größeren Burg von Bari auch entsprechend größere Verhältnisse aufweist. Diese Halle bildet zugleich den Zugang zum Erdgeschoß, das aus einer Flucht saalartiger, mit spitzbogigen Tonnengewölben überdeckter Gemächer besteht. Sie werden nur durch die Türe nach dem Hofe oder durch kleine, hoch oben in der Mauer angebrachte Fenster erhellt, und haben wohl lediglich als Stallungen und Wirtschaftsräume gedient. Der obere Stock, der mit dem Erdgeschoß in keiner Verbindung steht und nur durch eine an der Westfassade des Hofes angebrachte, offene Freitreppe erreicht wird, war, wie die Gelasse in den Türmen, zu Wohnzwecken, vielleicht zur Kaserne für die Besatzung bestimmt. Ob ein Teil der Räume für den Kaiser selbst als Aufenthalt vorgesehen war, ist wohl nicht mehr festzustellen. Im Bareser Kastell wenigstens hat erst urkundlich Karl von Anjou den nach dem Meere zu gelegenen Flügel des Gebäudes als Palast eingerichtet. Aus den angiovinischen Regesten ist uns bekannt, daß es sich dabei um die Schaffung eines Saales, dreier Kammern, einer Kapelle, eines Wehrgangs und einer Dachterrasse handelte, und daß dem Kastell noch eine zweite Umwallung hinzugefügt wurde. Leider ist man dabei nicht immer mit der wünschenswerten Pietät gegen das Bestehende vorgegangen. So wird Peter von Agincourt, dem leitenden Architekten, einmal erlaubt, mitten aus dem Kastell eine Mauer

* Beide Kastelle können heute nur mit besonderer Erlaubnis betreten werden, da sie seit Anfang des vorigen Jahrrhunderts als Gefängnis und Kaserne dienen.



herauszureißen, um so das Material für andere Zwecke zu gewinnen. Dazu kommt, daß durch zwei Pulverexplosionen in den Jahren 1524 und 1696 die Hälfte des ganzen Baues mitsamt einem der rechteckigen Türme zerstört wurde. Ebenso ist bei Trani nur ein Teil, und zwar die linke Flucht der Gemächer, unversehrt erhalten. Möglich, daß bei Friedrichs Tod noch manches an beiden Kastellen unvollendet war. Denn beide Bauten, welche im Jahre 1233 begonnen wurden, scheinen nur langsam fortgeschritten zu sein. Im April des Jahres 1240 waren sie noch nicht bis zum Dach gediehen, da die zwei Schloßkastellane dem Kaiser die Notwendigkeit einer schleunigen Ueberdachung der immer noch offenen Räume vorstellen mit der Begründung, daß das eindringende Regenwasser alles verwüste. Der Kaiser erläßt denn auch kurz darauf einen diesbezüglichen Befehl. Der Burg von Trani wurde außerdem, wie uns eine alte Inschrift am Bau selbst belehrt, im Jahre 1249 das heute noch bestehende Vorwerk angefügt.

Daß die Außenfronten des Kastells von Bari jedenfalls zum Teil der staufischen Zeit angehören, bezeugen einzelne der Fenstereinfassungen, welche mit Weinlaub verziert sind oder aus Bossenwerk bestehen, d. h. von kräftig aus der Wandfläche vortretenden, schmäleren oder breiteren Steinen mit gewölbter oder glatter Oberfläche gebildet sind, wie sie auch an anderen Fridericianischen Bauten, z. B. am Kastell von Gioja del Colle, auftreten. Der ersten Anlage sind auch Pfeiler und Säulen, die sich in den Turmgelassen finden, zuzurechnen. Aus der gleichen Zeit stammen ferner die zu Gioja in ganz ähnlicher Ausführung wiederkehrenden Räume des Erdgeschosses und die Eingangshalle, woran sich nach Südwesten zu noch eine weitere, offene, von Pfeilern getragene Vorhalle schließt, in welche die leider im sechzehnten Jahrhundert völlig erneuerte Freitreppe zum ersten Stock mündet. Die Kapitelle an den Pfeilern der

Vorhalle sind außerordentlich fein gearbeitet, gehören aber der älteren apulischen Kunstweise an, da sie als Schmuck den streng stilisierten, scharf gezackten, wie aus Holz geschnittenen Akanthus zeigen, den wir so häufig an Säulenkapitellen in apulischen Kirchen des zwölften Jahrhunderts begegnen*. Freier und leichter sind allerdings die Adler mit ausgebreiteten Flügeln über dem Palmettenkranz an einem anderen dieser Kapitelle aufgefaßt; doch machen auch sie einen noch ziemlich steifen Eindruck. Frisch pulsierendes Leben weht uns hingegen aus dem Schmuck einer der Pilaster in der Eingangshalle entgegen. Er wird von zehn aneinander gereihten, fratzenhaft verzogenen Köpfen gebildet, über deren Geschlecht und Alter man zweifelhaft sein könnte; aber sie sind so kühn aus dem Gestein herausgemeißelt, sie schließen sich trotz der Verzerrung so enge an die Natur an, daß man sie als etwas rein Persönliches, als eigenste Idee des Künstlers erkennt. Diesem Kapitell ist in dem ganzen Kastell nur der Bogen des ehemaligen, jetzt vermauerten Hauptportals, der sogenannten Porta sveva an die Seite zu setzen, das neben dem heutigen Eingangstor an der Nordseite der Burg liegt. Wohl sind auch hier die in die Archivolte hineingestellten Figuren, der Adler, der Mensch, die Sphinx, der Pfau, der Drache usw. nicht in irgendwelche Beziehung zu einander gebracht, aber sie sind so lebensfrisch dargestellt, daß man darüber ganz hinwegsieht. Dieser Effekt wird zum Teil dadurch erzielt, daß im Gegensatz zu dem in Apulien allgemein geübten Flachreliefstil hier der Meißel die einzelnen Figuren tiefer aus dem Hintergrund herausgeholt hat und so eine köstliche

---

* Nur ein Kapitell im ganzen Kastell, welches sich am Mittelpfeiler im obersten Gemach des Turms an der Südwestecke befindet, macht davon eine Ausnahme. Es ist, worauf Bertaux aufmerksam macht, ganz im Sinne der südfranzösischen Gothik mit langen, fenchelartigen Blättern, die sich an den Ecken knospenartig zusammenrollen, geschmückt.

Licht- und Schattenwirkung erzeugt. Von plastischen Werken jener Zeit hat in Unteritalien die gleiche Höhe künstlerischen Schaffens nur die Kanzel des Doms zu Bitonto erreicht, die übrigens auch höchstwahrscheinlich dem Kaiser ihre Entstehung verdankt. Den Adler, der darauf erscheint, hat nämlich Friedrich mit Vorliebe als sein Wappen an den von ihm ins Leben gerufenen Schöpfungen anbringen lassen. So kehrt er sowohl im Scheitel des Bogens der eben genannten Porta sveva, wie am Eingangsportal des Kastells zu Catania und als Konsolenschmuck an jenem Torbogen zu Foggia wieder, der als einziger Rest des im Jahre 1223 errichteten staufischen Palastes übrig geblieben ist.

Das Adlerbild an der Kanzel zu Bitonto hat zuerst Schubring* auf den Gedanken gebracht, daß die darüber abgebildeten menschlichen Gestalten, welche man bis dahin als Anbetung der heiligen drei Könige oder als den Besuch der Königin von Saba vor Salomo gedeutet, eine Wiedergabe der kaiserlichen Familie seien. Die thronende, mit Zepter und Krone geschmückte Figur zur Linken würde darnach den Kaiser selbst, die vor ihm Stehenden eine seiner Gemahlinnen (Isabella von Jerusalem?) und seine zwei Söhne Heinrich und Konrad darstellen. Auf Porträtähnlichkeit allerdings dürften sie keinen Anspruch erheben. Doch tritt uns aus der ganzen Art der Arbeit, mag immer die Haltung der drei Huldigenden, besonders in der Armbewegung, eine durchaus schematische sein, der lebendige Hauch einer frisch aufstrebenden, jugendlichen Kunst entgegen. An einer Seitenfront der Kanzel ist als Schöpfer des Werkes der Protomagister Nicolaus, als Jahr der Entstehung 1229 genannt.

Uebrigens sind uns bei den Burgen von Bari und Trani wenigstens einzelne der am Bau tätig gewesenen Künstler dem Namen nach bekannt. So ist an einem der Pfeilerkapitelle der Seite 372 erwähnten Vorhalle zu Bari die Inschrift Melis de Stelliano me fecit, an dem anderen: Minervus

* **Zeitschrift für christliche Kunst 13 S. 210 (1900).**

de Canvsia me fecit* zu lesen, während sich auf einem dritten Kapitell in der Eingangshalle Meister Ismahel als Urheber nennt. Zu Trani werden als Leiter des Baues auf einer alten Inschriftentafel an der dem Meere zugekehrten Fassade Stephanus von Trani und Romualdus von Bari angegeben. Es sind also insgesamt einheimische Künstler. Wir sehen daraus, über wie viel tüchtige Kräfte Friedrich verfügte, so daß man wohl bis zu einem gewissen Grade von einer Fridericianischen Schule sprechen kann, deren Haupt und Seele er selber war. Hat er doch, dem Ricobaldus Ferrarensis in seiner „Geschichte der römischen Kaiser" eine große Fertigkeit in der Ausübung aller mechanischen Künste überhaupt nachrühmt, ungewöhnliche Kenntnisse in Bausachen besessen, ja, des öfteren bestimmend sogar in den Fortgang der von ihm ins Leben gerufenen Schöpfungen eingegriffen. So forderte er beispielsweise im Jahre 1240 den Baumeister des Kastells Ursino in Catania, Richard von Lentini, auf ihm über die Länge, Breite und Dicke der Mauern zu berichten, „damit", so heißt es wörtlich in dem Schreiben, „wenn du uns über alle auszuführenden Arbeiten unterrichtet hast, dadurch, daß du alles unter unseren Augen zeichnest, wir dir vorschreiben können, was zu machen ist". Ein anderesmal, am 26. Dezember 1239, wird dem Secretus von Messina, Major de Plancatone, in einem Schreiben auseinandergesetzt, in welcher Weise man den Dachfirst am Schloß von Roseto (Kalabrien) zu ändern habe, damit das Regenwasser besser abfließen könne und Holzwerk und Geräte nicht durch die eindringende Feuchtigkeit litten.

Am eingehendsten aber hat er sich am Kastell zu Capua betätigt, wofür er mit eigener Hand den Plan gezeichnet hat. Die Idee, dort eine Veste aufzuführen, mochte ihm im

---

* Stigliano liegt bei Matera in der Basilicata, Canusia (Canosa) in der Terra di Bari.

Jahre 1233 gekommen sein, als er sich während eines längeren Aufenthaltes in der Stadt von deren strategisch wichtigen Lage überzeugte. Denn Capua* wird heute noch nicht mit Unrecht der Schlüssel von Unteritalien genannt. Hier tun sich dem von Norden aus den Abruzzen Herabsteigenden zum erstenmal Campaniens lachende Gefilde auf. Die Berge, bis dahin steil, steinig und nur durch enge Talrisse von einander getrennt, lagern sich, nach Osten zu ausweichend, in immer sanfter ausklingenden Formen um die weite, fruchtstrotzende Ebene, durch die der Volturnus, Unteritaliens stattlichster Fluß, langsam und träge seine trüben Fluten wälzt. Was Capua aber noch eine erhöhte Bedeutung gab, war, daß unweit davon die einzigen damals vorhandenen, noch aus der Römerzeit stammenden, großen Heerstraßen zusammenliefen, welche den Norden mit Campanien und der Ostküste verbanden. Bei der völligen Vernachlässigung des Wegebaues im ganzen Mittelalter hatten sie noch nichts von ihrer einstigen Bedeutung eingebüßt. Es waren die Via Appia, welche von Rom über Terracina, Capua bis Benevent und Brindisi sich fortsetzte und die von Rom nach Capua führende Via Latina. Schon die Normannen hatten die Notwendigkeit erkannt, in der Nähe dieses Knotenpunkts eine stärkere Befestigung anzulegen. Sie schufen die jenseits des Volturnus gelegene nördliche Vorstadt von Capua zu einem Vorwerk um. Doch war dieses schon seit Mitte des zwölften Jahrhunderts verfallen. Friedrich hat es im Jahre 1232 vollends niederreißen lassen. Zwei Jahre danach ward dann von seiner Seite ein neues Festungswerk in Angriff genommen. Es wurde

* Capua nuova wurde, als das antike Capua durch die Sarazenen im 9. Jahrhundert zerstört worden war, kurz darnach vom Langobardenherzog Lando 4 Kilometer nordwestlich an der Stelle des alten Casilinum gegründet. Auf der Stätte des alten Capua erhob sich später eine neue Stadt, Santa Maria di Capua vetere zubenannt.

indessen nicht an die gleiche Stelle gesetzt, sondern dicht an den Fluß herangerückt, so daß es den Brückenkopf der hier noch aus der Römerzeit erhaltenen Brücke über den Volturnus bildete, die Friedrich einer eingehenden Erneuerung unterzog. Die Ungunst der Zeiten verhinderte aber eine rasche Fertigstellung der ganzen Anlage, so daß der Kaiser endlich im Jahre 1239 voll Ungeduld befiehlt, alle Bewohner der Umgegend zum Frondienst heranzuziehen. Infolge dieser Gewaltmaßregel scheint der Bau rasch vollendet worden zu sein, da schon im Januar 1240 Friedrich von dem Justitiar der Terra di Lavoro, Richard von Montenegro, die Rechnungen über die Kosten verlangt, die nach zeitgenössischen Berichten sich auf 20000 Goldunzen beliefen. Zugleich fordert er von ihm einen Bericht über die Haltung und Führung des Obermeisters am Bau, eines gewissen Protomagisters Liphas, da über diesen Nachteiliges bekannt geworden sei.

Die Veste hat, wie es auch der Name „Torri", Türme, den sie übrigens erst seit dem sechzehnten Jahrhundert führt, es ausdrückt, aus zwei gewaltigen, dicken Rundtürmen bestanden, zwischen denen ein Tor im Triumphbogenstil den Zugang zur Stadt auf der von Norden kommenden Heerstraße sperrte. Leider ist sie, weil sie den militärischen Anforderungen später nicht mehr genügte, im Jahre 1557 vom spanischen Vizekönig del Fiore trotz des Widerspruchs der Bevölkerung niedergerissen und durch ein neues Kastell ersetzt worden. Nur der achteckige Unterbau, auf dem die runden Türme aufruhten, blieb zum Teil erhalten. Er ist aus bossierten Quadern, und zwar so vorzüglich gearbeitet, daß die Ansicht aufkommen konnte, Friedrich habe sie dem heute noch vorhandenen römischen Amphitheater von Capua vetere, das den Bewohnern von Capua nuova schon des öfteren als Steinbruch gedient, entnommen. Indes ist nachgewiesen worden, daß die Rustika an den römischen Quadern viel wuchtiger ist. Möglich jedoch, daß man bei Behauung

des Steins, den man wohl auf dem Monte Tifata, jenem mächtig aufsteigenden, spitzen Kalkberg hinter Capua, brach, sich nach den antiken Vorbildern gerichtet hat. Immerhin wurde etwas für damalige Zeiten ganz Außergewöhnliches geleistet, weil in allen alten Beschreibungen des Kastells mit unverhohlener Bewunderung die geschickte Behandlung des harten Stoffes hervorgehoben wird. An den oberen Teilen der Türme muß der Stein ganz glatt bearbeitet gewesen sein, da er als polierter Marmor angesehen wurde. Den Schmuck des Daches haben, wie es scheint, antike Statuen aus Capua vetere gebildet. Noch reicher war die Ausschmückung des Triumphtores, welches nach der Schilderung von Augenzeugen ganz aus Marmor und Alabaster bestand. Ueber dem Torbogen zogen sich Reliefs mit Siegestrophäen hin, die noch im sechzehnten Jahrhundert, ehe das Ganze der Zerstörung anheimfiel, in tadellosem Weiß erstrahlten. Die Mitte über dem Toreingang nahm die rundplastische Figur des kaiserlichen Capua, „Capua imperiale", die „Schutzwehr des Königreichs" als schwebende Frauengestalt im lang herabwallenden Mantel ein. Sie hatte die Hand nach der Brust gerichtet, wo sie unter dem hier weit zurückgeschlagenen Mantel das kaiserliche Wappen, den Adler, an Stelle des Herzens trug. Unter ihr waren die Worte zu lesen:

Cesaris imperio regni custodia fio*.

Ueber ihr throntc der Kaiser selbst, die eine Hand, wie Einlaß verweigernd, erhoben und mit so drohender Miene, daß die Begleiter Karls von Anjou sich eines Schreckgefühls nicht erwehren konnten, als sie mit ihrem Herrn als Sieger im Jahre 1266 zu Capua einzogen. Daß übrigens dieser Eindruck ein durchaus beabsichtiger war, darüber belehrt uns die einstige Inschrift an der Krone, welche Scipione Sanelli, der die Statue noch im unverstümmelten Zustand

* Auf des Kaisers Geheiß werde ich des Reiches Hut.

gesehen, in seiner Chronik der Stadt Capua um 1570 folgendermaßen wiedergibt:

Quam miseros facio quos variare scio*!

Etwas unterhalb der Bildsäule sah man zur Rechten und Linken die Statuen der zwei vornehmsten Ratgeber Friedrichs in jener Zeit, rechts Petrus de Vineïs, links Thaddäus von Suessa, oder, wie andere wollen, Roffredus von Benevent, der als Großhofrichter des Königreichs mit tätigen Anteil an der Ausarbeitung der Konstitutionen von Melfi genommen hatte. Ueber derjenigen Peters war der Hexameter angebracht:

Intrant securi qui querunt vivere puri**,

über der zweiten:

Invidus excludi timeat vel carcere trudi***.

Alle drei Statuen waren von den dankbaren Bürgern Capuas gestiftet.

Der ganzen Darstellung scheint nach alledem der Gedanke einer Gerichtssitzung zugrunde zu liegen, der übrigens auch anderwärts zum Ausdruck gekommen ist. So befand sich, wie Muratori erzählt, im Schloß zu Neapel ein Gemälde, worauf im Hintergrund der Kaiser thront, mit dem Finger auf den mehr im Vordergrund stehenden Petrus de Vineïs weisend, davor ein Haufe knienden Volks. In den beigefügten Worten war der letztere als der Richter und Fürsprecher vor dem Kaiser bezeichnet. In Capua hat dieser Gedanke einen noch schärferen Ausdruck gefunden. Ja, man könnte versucht sein, zu glauben, daß sich Friedrich dort in der Rolle des zürnenden Gottes als Weltenrichters habe darstellen wollen. Hat er es doch zugelassen, daß man

* Diejenigen mache ich elend, von denen ich weiß, daß sie eine andere Gesinnung haben.

** Mögen sicher hereingehen, die rein zu leben suchen.

*** Neidische mögen fürchten, ausgeschlossen oder in ein Gefängnis gestoßen zu werden.

ihn mit Christus, und Petrus de Vineïs mit dem Fels, auf den er seine Macht stütze, verglich. Im Volke zwar war man sich einer solchen Absicht kaum bewußt; sonst würden die Gesta Romanorum, das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters, nicht eine so harmlose Schilderung des Triumphtors geben. Es heißt da im 54. Kapitel, der Kaiser Friedrich habe über einer Quelle fließenden Wassers in der Nähe von Capua ein marmornes Tor von bewunderungswürdiger Arbeit erbaut, woran er selbst in seiner Herrlichkeit mit zwei anderen Richtern ausgehauen sei (folgen die Inschriften). Leider können wir uns über das Aussehen der Kaiserstatue selbst nur ein unvollkommenes Urteil bilden, da von ihr nicht mehr als ein Torso übrig geblieben ist. Schon im Jahre 1557 bei Niederlegung des Kastells war sie unter den Schuttmassen verschwunden. 27 Jahre darnach wurde sie auf Betreiben der Bürgerschaft wieder ausgegraben. Man ließ an ihr die fehlenden Hände, Füße und einen Teil der Nase durch zwei neapolitanische Bildhauer ergänzen und stellte sie als Wahrzeichen der Stadt in einer Nische der Porta Romana auf, welche die Stelle von Friedrichs Torbau einnimmt. Ende des achtzehnten Jahrhunderts stießen sie französische Soldaten aus dem Heere Joachim Murats von ihrem Sockel herunter und schlugen ihr Hände und Kopf ab. Als wertlose Steinmasse in einen Schuppen geworfen, ward sie erst Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder ans Tageslicht gezogen. Der damalige Besitzer hat sie dann an die Stadt verkauft, die ihr einen würdigen Platz im Erdgeschoß des Capuaner Museums gab. Zum Glück ist sie vor ihrer Verstümmelung von dem Schriftsteller della Valle Mitte des achtzehnten Jahrhunderts abgezeichnet*. Außerdem hatte der

---

* Das Bild ist zum erstenmal im Jahre 1823 durch den Franzosen Agincourt in seiner Hist. de l'art par les monuments T. II. (Paris 1823) veröffentlicht.

Neapolitaner Daniele von ihrem Kopf einen Gipsabguß gemacht, nach dem er eine Gemme schneiden ließ. Gipsabguß und Gemme, welch' letztere aus Danieles Hand in die des Geschichtsforschers Friedrich von Raumer übergegangen war, sind leider spurlos verschwunden. Eine ziemlich mangelhafte Abbildung der Gemme hat Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen gegeben. Bedeutend schärfer und besser erscheint sie auf dem Titelblatt der Historia diplomatica Friderici II. (12 Bände, Paris 1852—61) von Huillard-Bréholles, obgleich der verdienstvolle Gelehrte, der als erster die Regesten des Kaisers geordnet und gesichtet, nur einen Abdruck des Originals zur Verfügung hatte. Sowohl della Valles Zeichnung, als auch das Bild bei Raumer und Bréholles spiegeln die Züge eines in der Vollkraft der Jahre stehenden Mannes wieder. Beide Darstellungen sind insofern untereinander verschieden, als bei della Valle die Krone tiefer in das Gesicht hineingerückt, die Augenbrauen höher hinaufgezogen erscheinen, als dies bei der Raumerschen Gemme der Fall ist. Ohne Zweifel ist der Schnitt des Gesichtes im antiken Sinne idealisiert. Daß die Porträtähnlichkeit jedenfalls nur eine bedingte ist, geht schon daraus hervor, daß Richard von San Germano das Bild Friedrichs auf seinen Goldmünzen, den berühmten Augustalen, welche zum Teil eine entfernte Aehnlichkeit mit der Gemme zeigen, ein caput hominis cum media facie, also ganz allgemein den Kopf eines „Menschen mit mittelmäßiger Gesichtsbildung" nennt, ein Urteil, das um so schwerer ins Gewicht fällt, weil er doch den Kaiser persönlich kannte!

Immerhin muß die Darstellung bis zu einem gewissen Grade der Wirklichkeit entsprochen haben, da die hohe Stirne, das große, mandelförmig geschnittene Auge, die lange, schmale, gerade Nase, die etwas aufgeworfenen Lippen, das ausdrucksvolle Kinn, die Bartlosigkeit, der schlanke Hals, der auf einen schmächtigen Gliederbau schließen läßt, auch

anderwärts, vor allem auf den trefflich gearbeiteten Siegeln Friedrichs, so dem Königssiegel vom Jahre 1215, dem Kaisersiegel vom Jahre 1220 und auf dem großen Oppenheimer Stadtsiegel vom Jahre 1225/26 wiederkehren*. Daß der Kaiser nicht über Mittelgröße hatte, bezeugt außer dem Capuaner Torso der Geschichtsschreiber Salimbene, der ihn mediae staturae, also von mittlerer Größe, nennt. Die Zierlichkeit seines Wuchses erwähnt auch eine morgenländische Quelle. Der Damascener Assibt, der ihn außerdem rötlich von Haaren, kahlköpfig und schwachsichtig schildert, sagt von ihm: „Wäre er ein Sklave gewesen, so hätte man keine zweihundert Drachmen für ihn gegeben.“ Allerdings wird die Echtheit dieser Nachricht neuerdings angezweifelt, da die Handschrift, in der sie mitgeteilt ist, erst dem fünfzehnten Jahrhundert entstammt. Die gleiche Eigentümlichkeit zeigen die Bilder des Kaisers auf dem Karlsschrein zu Aachen und in seinem Buch über die Falkenjagd. Wie schon früher erwähnt (siehe Seite 38) fand zu Aachen einen Tag nach der Krönung Friedrichs (27. Juli 1215) die feierliche Ueberführung der Gebeine Karls des Großen in den neuen Schrein, ein Prachtstück damaliger Aachener Goldschmiedekunst, statt, wobei der Kaiser selbst mit zugriff. Dabei mag in ihm der Wunsch rege geworden sein, sein Bild am Gehäuse anbringen zu lassen. Wir können daher wohl annehmen, daß diese im Hochrelief ausgeführte Figur, die unter seinen Augen entstand, wenigstens bis zu einem gewissen Grad ihm gleichen wird. Ebenso spiegelt sicher die Abbildung in dem Falkenbuch, die Friedrich thronend mit der königlichen Lilie darstellt, persönliche Eindrücke wieder. Allerdings mit unseren heutigen Ansprüchen

---

* Ein Medaillon am Portal der 1253—1265 erbauten Kirche Porta santa zu Andria, das angeblich den Kaiser darstellt, kann hier zum Vergleich kaum herangezogen werden, zumal da die Pforte erst dem 15. Jahrhundert entstammt.

dürfen wir an solche Schöpfungen nicht herantreten; die mittelalterlichen Künstler haben sich mit der Wiedergabe der am meisten ins Auge stechenden Aeußerlichkeiten begnügt.

Die Statue am Tor zu Capua hat früher allgemein als eine Nachahmung antiker Formen gegolten. Indessen ist der Mantel, welcher sie umgibt und der als römisch angesehen wurde, der im dreizehnten Jahrhundert übliche Kriegermantel. Ebenso gehört das an der Hüfte gegürtete Untergewand mit den halblangen Aermeln, das am Arme zackig schließt, zur zeitgenössischen Tracht; es kehrt auch auf den Siegeln Friedrichs, den Kaisersiegeln vom Jahre 1220 und dem sizilischen Königssiegel vom Jahre 1248 wieder. Nur der Faltenwurf, vor allem der über die rechte Schulter geschlagene Mantelzipfel, ist antiken Mustern nachgebildet, kann sich aber mit diesen in der Feinheit der Ausführung nicht messen. Man versuchte eben hier, wie später oft bei Fridericianischen Werken, klassische Motive zu verwenden, verstand aber nicht, sie in Einklang mit der Gesamterscheinung zu bringen, so daß sie ihr nur lose, ohne innere organische Verbindung angeheftet sind.

Das gleiche gilt von dem Kolossalkopf der Capua sowie den Büsten Peters de Vineïs und des Thaddäus, die man im Jahre 1875 zugleich mit einem jupiterähnlichen Kolossalkopf, einem marmornen Löwen und acht figürlich ausgezierten Mauerzinnen in den von del Fiore an Stelle des Tors aufgeführten Festungsbau eingemauert fand*. So entbehrt das Gesicht der Capua, das offenbar dem einer Juno nachgeahmt ist, des Ovals und der Regelmäßigkeit der Züge des antiken Urbilds. Wie bei ihr, erscheint auch bei den beiden Ministern die eine Hälfte des Gesichts gegen die andere sonderbar hinaufgezogen. Uebrigens steht die Identität beider Büsten, die viel mehr griechischen Philosophen als mittelalterlichen Rechtsgelehrten gleichen, mit

* Sie befinden sich heute im Museo Campano zu Capua.

Friedrichs Großwürdenträgern durchaus nicht fest. Es wird wohl im allgemeinen zu wenig beachtet, daß Scipione Sanelli, der das Triumphtor doch aus eigener Anschauung kannte, von zwei Statuen und nicht von zwei Büsten spricht. Dazu kommt, daß beide Köpfe kurzgelocktes Haar und einen Bart aufweisen, während doch das Tragen eines solchen in den vornehmen Kreisen Italiens damals nicht üblich war und geschorenes Haar als ein Zeichen der Unfreiheit galt. Viel wahrscheinlicher dürften die beiden „Minister" nur Nachbildungen von Köpfen des Amphitheaters in Capua vetere vorstellen, welche nicht unter der Kaiserstatue, sondern irgendwo sonst als Schmuck an dem Bau angebracht waren. Ebenso hat man ohne Zweifel auch für die anderen uns erhaltenen Skulpturen, so für die mit männlichen und weiblichen Köpfen verzierten acht Mauerzinnen und den jupiterähnlichen Kolossalkopf, der wahrscheinlich als Bogenschlußstein gedient, die Vorbilder aus den Ruinen von Capua vetere geholt, wie sich unschwer aus den im Capuaner Museum aufgestapelten römischen Skulpturresten erkennen läßt.

Aber immerhin, mögen diese Arbeiten samt und sonders abhängig von Werken der Antike, die selber schon der Verfallzeit angehören, sein, so war doch diese bewußte Anlehnung, ja schon ihre Herstellung eine Tat, welche um jene Zeit fast einzigartig dasteht. Man muß sich vergegenwärtigen, daß man in ganz Italien seit Jahrhunderten keine rundplastischen Werke mehr schaffen konnte, daß das Verständnis für die Antike so gut wie verloren gegangen war. Eine Ausnahme bildete nur Apulien, wo infolge des engen Anschlusses an die byzantinische Kunst die Erinnerung an das Altertum nicht völlig erlosch. Dort tauchten gegen Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts an den Gesimsen der Dome zu Foggia und Ruvo, an den Kragsteinen und Torbogen der Kathedrale von Monopoli, an dem berühmten Ciborium von San Nicolà zu Bari als Kapitellschmuck Köpfe auf, welche zwar nur rein dekorativ auf-

gefaßt und ohne Wahl aneinander gereiht sind, aber sich sicher an antike Vorbilder anlehnen. Ihre Modelle sind die Köpfchen an den Henkeln antiker Vasen, die man damals nahe bei der Stadt Ruvo in großen Mengen aus der Erde grub. Daß der Kaiser solche Vasen gekannt, daß er Motive, die er an ihnen gefunden, zeitweilig wieder verwendet hat, werden wir später sehen. Bei Capua aber können solche Einflüsse nicht mitgespielt haben. Es ist römische, nicht griechische Plastik, welche uns hier in mehr oder weniger geschickter Nachahmung entgegentritt.

Wer ist der Schöpfer dieser rätselhaften, völlig aus dem Rahmen der damaligen Zeit herausfallenden Kunstwerke gewesen? Bei Richard von San Germano wird Nikolaus de Cicala als der Meister genannt, dem der Kaiser selbst den Plan zum ganzen Bau lieferte. Können wir diesem Nikolaus, der lange Zeit, urkundlich noch im Jahre 1239, in Capua tätig war, aber sonst nicht weiter hervortritt, ein Werk zutrauen, das ein völlig neues Motiv, die Verherrlichung irdischer Majestät, in die bis dahin nur dem Ruhme der Kirche dienende Kunst hineintrug? Dagegen lag dem Kaiser in seinem ausgeprägten Cäsarenstolz der Gedanke wohl nicht allzufern, sich inmitten seiner getreuesten Diener als obersten Richter oder als donnernden Zeus darstellen zu lassen. Die Idee, die Anordnung des Ganzen, ja vielleicht die Zeichnung dürfte daher ohne Zweifel auf ihn selbst zurückgehen. Wir wissen, daß zu jener Zeit niemand Werken der antiken Kunst ein ähnliches Verständnis entgegenbrachte, wie er. Wem wäre es damals gleich ihm eingefallen, Nachgrabungen nach Resten des Altertums durch einen Sachverständigen, den Gelehrten Uberto Comunale, in der Nähe von Augusta vornehmen zu lassen? Oder wer hat damals Skulpturen des Altertums gesammelt und sie in seinen Palästen aufgestellt, so daß einzelne von diesen, wie der zu Capua und Neapel wahre Museen vorstellten?

Wie es meist in solchen Fällen zu gehen pflegt, ist

auch bei Friedrich dieser Sammeltrieb mit der Zeit zu einer Art Leidenschaft geworden. Er dehnte sich schließlich auf alle möglichen seltenen Dinge aus, wobei es ihm gar nicht darauf ankam, ob der Stand der Finanzen auch solche kostspieligen Neuanschaffungen erlaubte. So kauft er einmal mitten in der ärgsten Geldnot provençalischen Kaufleuten eine kostbare Onyxschale, ein anderesmal venezianischen Händlern einen mit Skulpturen reich geschmückten Armstuhl um einen fabelhaft hohen Preis ab.

Natürlich ward diese den Zeitgenossen unverständliche Liebhaberei von schlauen Händlern des öfteren ausgenützt. Vor allem bei dem Erwerb von Edelsteinen, für welche Friedrich eine geradezu unbezähmbare Leidenschaft gehabt zu haben scheint, ist er des öfteren schwer betrogen worden. Noch schlimmer war es, daß man mit Geschenken solcher Art gar manches bei ihm erreichen konnte, was gegen Recht und Billigkeit verstieß. Andrerseits blieb es auch nicht aus, daß er zuweilen in dem Verlangen, etwas ihm besonders wertvoll Erscheinendes in seinen Besitz zu bringen, mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des Selbstherrschers vorging. So waren ihm einmal (Sommer 1242), während er Rom belagerte, in der Abtei Grotta Ferrata zwei antike Bildwerke, ein Mann und eine Kuh, welche dem Klosterbrunnen als Schmuck dienten, in die Augen gefallen. Die basilianischen Mönche, denen das ganze Land ringsum bis an die pontinischen Sümpfe gehörte, mochten sie unter den Ruinen einer römischen Villa in der Umgegend gefunden haben. Sie sehen und wegnehmen, war für Friedrich eins. Er ließ sie zunächst mit einem Schiff nach Neapel und zwei Jahre nachher, damit sie nicht Schaden litten, durch Träger quer über die Halbinsel nach Lucera bringen, wo sie im dortigen Kastell aufgestellt wurden.

* * *

Unter allen Gründungen des Kaisers nimmt dieses



Lucera eine ganz besondere Stellung ein. Keine hat bei seinen Widersachern einen größeren Entrüstungssturm erregt. Denn ward es ihm schon von klerikaler Seite zum schweren Vorwurf gemacht, daß er, wie es in einem Schreiben des Bischofs Thomas von Gaëta an den Kaiser vom Jahre 1223 heißt, „statt Kirchen und Klöster zu gründen, Burgen in die Höhe führte, den Abhang steiler Berge befestigte und ihre Gipfel mit Mauern und Türmen krönte", wie viel mehr hier, wo er den endgültig bezwungenen Moslims Siziliens, statt sie zum Christentum zu bekehren, eine Heimstätte bot, in der sie ungekränkt und ruhig ihres Glaubens leben konnten!

Der Kampf mit diesen einstigen Herren der schönen Insel, welche seit dem Tod Tancreds von Hauteville (siehe Seite 241) sich größtenteils auf die unzugänglichen Felsennester im Innern des Gebirges zurückgezogen, hatte die ersten Jahrzehnte der Regierung Friedrichs nach seiner Rückkehr aus Deutschland ausgefüllt. Allerdings war schon 1223 ihr festestes Bollwerk, das hochgelegene Jato im Osten der Insel und mit ihm ihr letzter Fürst, der Emir Ben Abed, in seine Hände gefallen; aber der Widerstand der Sarazenen war damit noch lange nicht völlig gebrochen, selbst dann nicht, als sich infolge eines neuen kaiserlichen Heereszuges ein Jahr darnach der größte Teil der Moslims zur Unterwerfung bequemte. Es ist uns noch ein Brief Friedrichs aus dem Jahre 1224 an Papst Honorius erhalten, worin er berichtet, daß die Kadis und Aeltesten aus allen mohamedanischen Distrikten vor ihm erschienen seien und sich erboten hätten, künftig als friedliche Untertanen unter der christlichen Bevölkerung zu wohnen. Aber trotzalledem schlug die Flamme des Aufruhrs kaum nach Jahresfrist von neuem empor. Um diesen unhaltbaren Zuständen ein für alle Male ein Ende zu machen, hat der Kaiser zu einem für sein selbstherrliches Walten außerordentlich bezeichnenden Hilfsmittel gegriffen. Auf seinen Befehl wurden die besiegten Aufständigen mit Weib und Kind im Jahre 1225

nach Unteritalien, und zwar nach dem schwer zugänglichen Bergland Apuliens, nach Acerenza, Girofalco, Melfi und Lucera gebracht. Allerdings scheint diese Maßregel nicht streng durchgeführt worden zu sein. Eine große Zahl von Sarazenen wurde in Sizilien, vor allem im Val Mazzara an der Westküste belassen, wohl, um einer Verödung dieses fruchtbarsten aller Landstriche der Insel vorzubeugen. Als es dort im Jahre 1246 noch einmal zu einer Empörung kam, welche der Graf von Caserta nur mit Mühe niederschlug, sah sich Friedrich indessen genötigt, diese letzten Reste ebenfalls nach Unteritalien zu verpflanzen, wodurch in der Tat das Mazzaratal, in dem mit einem Schlag dreißig größere Ortschaften, von den kleineren ganz zu schweigen, verlassen standen, auch seine berühmte Fruchtbarkeit einbüßte. Man hat sie in Lucera angesiedelt, wo Friedrich schon seit dem Jahre 1233 alle anderen Moslims vereinigt hatte, um den immer wieder vorkommenden Fluchtversuchen nach Sizilien, in dem der Sarazene sein zweites, abgöttisch geliebtes Vaterland erblickte, wirkungskräftiger begegnen zu können. Zu diesem Zweck wurde um die kaum zehn Minuten von dem heutigen Lucera entfernte Ansiedlung eine starke, mit allen Errungenschaften mittelalterlicher Befestigungskunst versehene Mauer herumgeführt. Zähneknirschend fügten sich die unruhigen Söhne des Morgenlandes dem Willen ihres Gebieters. Es half zunächst nichts, daß Friedrich ihnen in der weitherzigsten Weise entgegenkam, daß er ihnen alle möglichen Vorrechte, Befreiung von Zöllen und anderen Abgaben gewährte, und sogar einen Garten mit wilden Tieren zu ihrer Ergötzung anlegen ließ. Indessen trat im Laufe weniger Jahre ein völliger Umschwung ein; die bittersten Feinde des Kaisers wurden seine treuesten Anhänger, seine aufrichtigsten Bewunderer. Seine Toleranz in Glaubenssachen ist es wohl vor allem gewesen, welche die Verbindungsbrücke für das wechselseitige Vertrauen schlug. Hatten die Sarazenen doch nicht mehr zu fürchten, daß man

ihnen das christliche Bekenntnis aufzwang, wie es in den letzten Lebensjahren Wilhelms des Guten und noch mehr während der Minderjährigkeit Friedrichs geschehen war, wo außerdem jeder Moslim, um ihn sofort äußerlich als Ketzer kenntlich zu machen, um die Brust einen roten Streifen tragen mußte.

Wohl hat auch der Kaiser im Jahre 1233 dem Drängen der Kurie so weit nachgegeben, daß er des Papstes Sendboten, Dominikanermönche, in Lucera zuließ, damit sie die Ungläubigen zum Christentum bekehrten. Der Erfolg ihrer Predigten kann aber nicht groß gewesen sein; denn der Verfasser der Vita Gregorii klagt darüber, daß im Jahre 1239 sich nur zwölf christliche Einwohner in Lucera befunden hätten, ja daß, wie er entrüstet hinzufügt, der Bischof sogar dort habe arabisch sprechen müssen. Auch wird bei Bannung des Kaisers die Anklage gegen ihn erhoben, er habe den Moslims die Zerstörung der alten bischöflichen Kirche in der Stadt erlaubt, um aus den Steinen eine Moschee zu errichten. Der Vorwurf ist nicht unberechtigt gewesen, wenn auch Friedrich die Baufälligkeit des christlichen Gotteshauses als Entschuldigungsgrund für sein Handeln anführte. Er selbst dürfte übrigens einen Glaubenswechsel seiner muhamedanischen Untertanen schon aus politischen Gründen kaum unterstützt haben, wußte er doch nur zu gut, daß an diesen allezeit kampfbereiten Scharen die furchtbarste Waffe der Päpste wirkungslos abprallte, der Bannstrahl, der so oft in Augenblicken der Gefahr die Reihen um die deutschen Kaiser gelichtet und damit der Kurie zum Sieg verholfen hatte. In ihnen, die als Orientalen voll blinden Gehorsams demjenigen, in dem sie ihren Gebieter verehrten, anhingen, hat er sich außerdem eine auf seinen Wink allezeit bereite Polizeitruppe herangezogen, mit deren Hilfe er seine Steuerreformen durchsetzte. Allerdings war die Art, wie diese jeden, der seiner Verpflichtung nicht nachkam, unbekümmert um Alter und Geschlecht von Haus und Hof jagten, nicht



gerade geeignet, das Volk mit Sympathien für das neue System und die in seinem Dienste stehenden, in Glauben und Lebensweise himmelweit verschiedenen Fremdlinge zu erfüllen*. Zudem wird die augenscheinliche Bevorzugung der Ungläubigen von seiten des Kaisers den Neid, ja den Zorn der Christen im hohen Maße erregt haben. Zwar Rechte, wie diesen, hat er den Sarazenen nie eingeräumt; er hat sie im Gegenteil immer als Untertanen zweiten Ranges behandelt. Um so mehr aber hat er ihnen nach anderer Richtung hin seine Huld und Gnade zukommen lassen. So wurden z. B. einmal im Jahre 1239 tausend Ochsen unter sie verteilt. Ferner geschah alles das rührige, tätige Völklein in seinem Gewerbfleiß zu unterstützen. Da sie Meister im Schmieden von Waffen, in der Anfertigung von Sattel- und Saumzeug, in der Herstellung kostbarer Stoffe waren, so wurden Waffenfabriken, Zeughäuser, Tuchwebereien errichtet. Die Christen, welche an Geschicklichkeit in all diesen Kunstzweigen weit hinter den Moslims zurückblieben, mußten es mit ansehen, wie rasch sich der Wohlstand in dieser kleinen sarazenischen Enklave hob und wie der Kaiser ihnen Aufträge aller Art zuwendete. So wurden hier die Prachtgewänder, die er selber und seine Familie trug, die Teppiche, welche die Wände seiner Gemächer schmückten, gewoben, hier die Geschirre für seine Pferde, die Ausrüstung für seine Truppen angefertigt. Ebenso rühren die Mosaiken, welche einst die Fußböden seiner Schlösser bedeckten und

* Zu ihrer Beliebtheit wird es auch nicht gerade beigetragen haben, als im Jahre 1248 die für den Lombardenkrieg von Friedrich in Afrika angeworbenen mohamedanischen Söldlinge in Apulien so furchtbar hausten, daß der Kaiser endlich, den Bitten seiner bedrängten Untertanen nachgebend, sie über Canosa und Minervino in den Kirchenstaat abschieben ließ. Obgleich diese zuchtlosen Abenteurerhorden nichts als den Glauben mit den Bewohnern von Lucera gemein hatten, so wurde diesen doch ein Teil der damals begangenen Verbrechen in die Schuhe geschoben.

von denen sich noch Reste in den Räumen des Erdgeschosses von Castel del Monte finden, wahrscheinlich aus Lucera her. Sarazenische Werkleute waren außerdem an der Aufführung seiner Kastelle in Apulien und Sizilien, vornehmlich zu Catania und Syrakus, beteiligt.

Aber auch um ihrer kriegerischen Eigenschaften willen hat sie Friedrich vor dem Süditaliener bevorzugt, dem der militärische Geist nicht im Blute steckt. Schon auf seinem Kreuzzug haben ihn Sarazenen aus Unteritalien als Hilfstruppe begleitet. 1230 hat er 15 000 von ihnen gegen das aufständige Gaëta geschickt. Später haben sie als Bogenschützen einen Teil seines stehenden Heeres gebildet und sich besonders glänzend bei Cortenuova, bei den Belagerungen von Brescia und Faënza bewährt. Schließlich hat der Kaiser sogar seine Leibwache aus ihnen gewählt, weil er sich unter ihrer Hut vor dem Dolch des Meuchelmörders, den der Klerus schärfte, sicher glaubte. Als solche haben sie auch der Leiche des Kaisers bis Tarent das Ehrengeleit gegeben. Nach seinem Tod schlossen sie sich sofort an dessen Sohn und Nachfolger Konrad IV. und später an König Manfred an, der ihrer tatkräftigen Unterstützung seine Herrschaft über Apulien zu danken hatte. Kein Wunder daher, daß er in ihnen seine treuesten Anhänger ehrte, daß er lieber den Bann auf sich nahm, als dem Ansinnen des Papstes entsprach, mit der Sarazenenkolonie, „diesem Schandfleck mitten im christlichen Land“ endlich aufzuräumen. Aber auch Karl von Anjou hat sich, obgleich er doch sonst ein so gehorsamer Sohn der Kirche war, gegen ihre Vernichtung gewehrt, nachdem er die Veste im Jahre 1271 nach dreijährigem, hartnäckigem Widerstand eingenommen; ja, er hat sogar dort die sarazenische Besatzung neben seiner eigenen bestehen lassen. Erst sein Sohn Karl II. hat sich dem Willen der Kurie gebeugt und im Jahre 1300 die ahnungslosen Sarazenen ohne jede Veranlassung überfallen lassen. Wer nicht sofort das christliche

Bekenntnis annahm, wurde erbarmungslos niedergehauen. Sogar der Name der Stadt wurde ausgetilgt und in den von St. Maria Christianorum umgewandelt. Doch scheint er sich kaum eingebürgert zu haben, da die alte Bezeichnung bereits in einer Notiz aus dem Jahre 1348, wo Lucera als eine unüberwindliche Veste erwähnt wird, wiederkehrt. In den folgenden Jahrhunderten muß diese jedoch verfallen sein, da sie im sechzehnten Jahrhundert als Zufluchtsstätte für Hirten und Herden diente. Im achtzehnten Jahrhundert haben Karmelitermönche das Material zum Bau einer Kirche und eines Klosters den Ruinen entnommen.

So bietet die Festung für den, der den Spuren hohenstaufischer Kunst hier nachgehen will, zunächst eine große Enttäuschung dar. Allerdings zeugt schon die Wahl der Oertlichkeit, dieses „Schlüssels von Apulien", allein für den strategischen Blick des kaiserlichen Erbauers, der sich vor inneren und äußeren Feinden zu schützen hatte. Ungehemmt schweift der Blick von diesem, nach drei Seiten steil abfallenden Hügel, der gleich einem Vorgebirge in die Tavogliere di Puglia hineinragt, über das weite Flachland vom Apennin bis zum Meere. Nur im Nordosten verdeckt der Monte Gargano, jener mauerartig in die Adria vorspringende Gebirgszug, den man so bezeichnend den Sporn am Stiefel Italien nennt, einen Teil der glitzernden Wasserfläche. Steil fallen die Abhänge der Berge nach der See hinab, keinen Platz zum Anlegen der Schiffe bietend; am Südabhang schneidet, Lucera gerade gegenüber, die Bucht von Siponto, dort, wo später nach dem Untergang des alten Sipontum Manfred die Stadt Manfredonia gründete, tief ins Land ein. Den Turmwächtern Luceras auf ihrer weitschauenden Warte konnte das Landen fremder Flotten, der Einfall feindlicher Truppen oder ein Fluchtversuch der nach Sizilien zurückstrebenden Sarazenen nicht lange verborgen bleiben.

Lucera hatte übrigens lange schon vor Friedrich be-

standen. Hier gründeten 312 die Römer in den Samniterkriegen die Militärkolonie Luceria Apulorum, welche als Stadt allmählich eine ziemliche Bedeutung gewonnen haben muß, da aus den Trümmern ihrer Tempel, Thermen und Theater nach Angabe der Chronisten im Jahre 1233 binnen weniger Wochen die Fridericianische Mauer aufgeführt wurde. Leider ist sie nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten; unter Karl von Anjou wurden daran so umfangreiche Aenderungen vorgenommen, daß vor allem die gegen die heutige Stadt gelegene Frontseite ganz ihr ehemaliges Aussehen verlor. Aber die ursprüngliche Anlage läßt sich trotzdem noch erkennen. So gehört ihr sicher der polygonale Grundriß, der sich genau der Hochfläche des Hügels anpaßt, an; denn mit solcher mathematischen Genauigkeit haben die späteren angiovinischen Baumeister nie Grund und Boden ausgenützt. Auch rührt zweifellos der untere Teil der Mauer auf den drei Seiten, wo der Hügel steil und sturmfrei zu Tale fällt und nur ein schmaler, dem Abhang abgerungener Pfad das Umgehen der Veste gestattet, von Friedrich her. Dafür spricht schon die Güte des Materials und seine bessere Behandlung, welche vorteilhaft gegen die oberen, aus bräunlich schimmernden Ziegel- und Feldsteinen aufgemauerten Teile absticht. Zweiundzwanzig rechteckige Türme springen im genau abgemessenen Zwischenraum von je vier Meter aus der Mauerfläche vor. Auch die zwei mächtigen Rundtürme an der Nord- und Südecke der Frontseite, die heute sieben bastionähnliche Türme gliedern, weisen in ihrem unteren Teile so kräftig bossierte Quadern auf, wie sie nun und nimmer der in schwächliche Formen sich verlierenden angiovinischen Kunst eigen sind. Solche Rustikawände treffen wir in Unteritalien nur während der normannischen und staufischen Bauperiode. Ebenso läßt der spärliche, plastische Schmuck an den Türmen einen Zusammenhang mit Formen aus Friedrichs Zeit erkennen. Be-

sonders sind die Türverkleidungen denen an Hoftoren der Schlösser zu Castel del Monte und Lagopesole verwandt. Nur ist alles in Lucera gröber, ungeschickter, archaistischer zur Darstellung gekommen. Leider sind wir über die Anlagen im Innern der Feste, das heute nur noch eine von Dorngestrüpp überwucherte Trümmerstätte bildet, so gut wie gar nicht unterrichtet. Wir wissen eigentlich nur, daß sich dort ein kaiserlicher Palast, ein Schatzhaus, eine Moschee, Arsenale, Fabriken und die Wohnstätten der Sarazenen befanden. Daß die letzteren vom Erdboden weggetilgt sind, kann bei der Nachlässigkeit, womit der Araber selbst bei Errichtung von Palästen verfuhr, bei dem vergänglichen, hauptsächlich aus Holz und notdürftig gebrannten Ziegeln bestehenden Material nicht wundernehmen. Nur die eine Frage legt man sich vor, wie eine Feste, welche man in zehn Minuten umgehen kann, 60 000 Moslims zu fassen vermochte. Entweder hat Richard von San Germano, der die Einwohnerzahl so hoch angibt, stark übertrieben; oder es waren Sarazenen auch außerhalb der Mauern in der nahen Stadt angesiedelt worden.

Im Innern der Feste stehen nur noch die Ruinen eines einzigen Gebäudes, das heute allgemein als der kaiserliche Palast bezeichnet wird, seinem Aussehen nach, soweit sich das bei dem seines Schmucks größtenteils beraubten Ziegelmauerwerk beurteilen läßt, aber aus angiovinischer Zeit herrührt. Darauf deuten vor allem die kleeblattartigen Verzierungen der Kapitelle hin, welche die Säulen einer am oberen Stock hinlaufenden Loggia krönen, Formen, welche in Apulien erst unter den Anjous auftreten, wie auch der Spitzbogen, den sie tragen, sich ganz an französische Vorbilder jener Zeit anlehnt. Innen schreitet man über eingesunkene Wände, zerfallene Treppenstufen, klaffende Risse im Boden weg. Doch läßt sich noch ein größerer Saal und einige daran schließende Gemächer mit Resten der ehemaligen Einwölbung erkennen. Aber selbst dann, wenn

sich das Ganze noch in einem besseren Erhaltungszustand befände, würden wir über die aus Friedrichs Zeit herrührenden Teile des Baues doch kaum sichere Anhaltspunkte gewinnen können, weil Karl von Anjou gerade hier die durchgreifendsten Aenderungen vornehmen ließ, wenn er nicht überhaupt ihn neu aufführte. Haben doch den angiovinischen Regesten zufolge die Arbeiten an dem Kastell, die dreizehn Jahre (von 1274—1287) in Anspruch nahmen, allein die stattliche Summe von 3040 Unzen Gold verschlungen, wobei noch in Betracht gezogen werden muß, daß die Einwohner zum Frondienst verpflichtet waren.

Der Kaiser hat ohne Zweifel oft und gerne zu Lucera geweilt; sonst würde er sich dort wohl kaum einen Harem gehalten haben. Daß seine Anwesenheit amtlich nur für den April 1231 und den November 1240 feststeht, kann als Gegenbeweis nicht gelten, da sich von Foggia, seiner Residenz, aus, die Sarazenenfeste in wenig Stunden erreichen ließ.

* * *

Es waren politische Erwägungen, welche Friedrich veranlaßt hatten, seinen Sitz aus Siziliens paradiesischen Gefilden, aus den bunten Märchenschlössern seiner Ahnen nach dem sonnigen, landschaftlich so eintönigen Apulien zu verlegen. Ließ sich doch von hier aus leichter und unauffälliger das Tun und Treiben des päpstlichen Nachbarn beobachten, hier der Gang der Weltereignisse rascher und besser verfolgen, als in der rings vom Meere umspülten, mehr abseits von der großen Völkerstraße gelegenen Trinakria! Denn damals war Apulien noch nicht das weltvergessene Land von heute, wo das Erscheinen eines Fremdlings, von den größeren Hafenorten abgesehen, die Verwunderung und Neugier der Bewohner erregt. Vielmehr bildete es in jener Zeit den Hauptausgangspunkt für die Kreuzzüge, die einzige, größere überseeische Unternehmung des gesamten Abend-

landes. Hier strömte außerdem alljährlich eine Menge frommer Pilger zusammen, um sich in Trani, Bari, Brindisi oder Otranto nach Palästina einzuschiffen, wohin sie das unstillbare Sehnen nach dem Grab des Erlösers trieb. Sie brachten, da sie oft aus weit entfernten Ländern Europas kamen, häufig Nachrichten über politische Ereignisse und die Lage der Dinge in anderen Staaten mit, was bei den schwierigen Verkehrsverhältnissen jener Zeit, infolge deren man wichtige Tatsachen häufig zu spät erfuhr, von weittragender Bedeutung sein konnte.

* * *

Der Kaiser hat dies Land zum erstenmal mit der Absicht, dort seine Residenz aufzuschlagen, im Jahre 1221 betreten. Zunächst ward dazu Melfi ausersehen, ein Städtchen, das heute fern von den Wogen des großen Verkehrs in den Bergen der Basilicata, am Abhang des erloschenen Vulkans Monte Vulture ein beschauliches Dasein führt, unter der Normannenherrschaft aber ein bedeutender Ort war. Seine hohe Lage am Abhange des Berges auf einem halbzerstörten Seitenkrater des Vulkans (630 m über dem Meere) war zur Errichtung einer Warte wie geschaffen, weil von dort aus ein großer Teil von Apulien dem Blicke frei und offen liegt. Schon die Normannenkönige, welche hier oft Aufenthalt genommen, hatten ein umfangreiches Kastell von quadratischem Grundriß mit vier quadratischen Türmen aufgeführt, eine Anlage, welche Friedrich bei den meisten seiner Kastelle beibehalten hat. Welche Aenderungen er sonst noch an dem Bau vornehmen ließ, entzieht sich unserer Kenntnis, weil auch Karl von Anjou viel Neues hinzufügte, überdies im Jahre 1851 das Schloß größtenteils durch ein Erdbeben zusammen mit der ganzen Stadt vernichtet und dann wieder hergestellt wurde. Doch wird im Innern noch der Saal gezeigt, wo die vorbereitenden Tagungen für die Konstitutionen von Melfi unter des Kaisers Vorsitz abge-

halten wurden. Der Umfang des Schlosses muß sehr beträchtlich gewesen sein, weil auch das ganze Gefolge des Kaisers dort Aufnahme fand. Indes ist er, wie es scheint, in Melfi nicht lange geblieben; denn noch im gleichen Jahre treffen wir ihn in Foggia, wo er sich bereits mit dem Gedanken dort einen Palast zu errichten, trägt. Dem Plane folgte rasch die Tat; denn der Palast muß im Jahre 1225 schon ziemlich fertig gewesen sein, weil Friedrich vor seiner Vermählung mit Isabella von Jerusalem darin längere Zeit wohnte.

Foggias Lage ist damals vermutlich nicht so trostlos wie heute gewesen. Die baumlose, öde, nur als Weidetrift für das von weither kommende Vieh brauchbare Steppe der Tavogliere di Puglia, in der, schutzlos den Glutstrahlen der südlichen Sonne ausgesetzt, diese volkreichste und gewerbfleißigste Stadt Apuliens sich erhebt, wies in jenen Tagen noch kleinere Waldstrecken auf, so nach Südosten zu den bosco de l'Incoronata. Wahrscheinlich hat der letztere, der meist aus Unterholz bestand und sich daher zur Falkenjagd vorzüglich eignete, überhaupt die Veranlassung zu der Uebersiedlung des kaiserlichen Hoflagers nach Foggia gegeben. Wenigstens hat ihn Friedrich sofort zu seinem ausschließlichen Eigentum erklärt und zu seiner Instandhaltung umfangreiche Vorkehrungen getroffen.

Der kaiserliche Palast stürzte Mitte des sechzehnten Jahrhunderts infolge seiner Baufälligkeit zusammen. Nur ein einziger Torbogen, eingemauert in die Fassade eines Privathauses der Via Pescheria, hat sich erhalten, darüber eine alte Marmortafel, in der sich Friedrich selbst den Erbauer und den Meister Bartholomäus von Foggia als den leitenden Architekten des Schlosses nennt. Diese Tafel wurde im Jahre 1543 kurz nach dem Einsturz des Schlosses durch die Stadtverwaltung von anderer Stelle hierher versetzt. Der Torbogen wird von zwei Pilasterkonsolen gestützt, welche in Relief den kaiserlichen Adler mit ausgebreiteten Flügeln zeigen. Das Halbrund des Bogens selbst ist mit einer sägezahnartigen Ein-

fassung und vier Reihen stilisierten, durchbrochenen Blattwerks versehen, auf denen erst das fein profilierte Gesims aufsitzt. Alles das ist völlig im Geist der damals in Apulien üblichen Formen, wahrscheinlich sogar in unmittelbarer Nachahmung von Motiven am Dom zu Foggia geschaffen, soweit sich das bei den Resten aus alter Zeit, die sich an letzterem nach der Zerstörung durch das Erdbeben von 1731 erhalten haben, noch feststellen läßt. Wenigstens treten an dem Gesims, das über den drei Portalen der Eingangsfassade hinläuft und wohl der ursprünglichen Anlage der Kirche zugehört, sowohl Zahnschnitt als auch ähnlich gedrehte und gerollte Blätter, wie an dem Torbogen des ehemaligen Kaiserschlosses, auf.

Leider sind wir sonst in keiner Weise über das Aussehen des Palastes, der nach Malaspina würdig der Pracht eines Augustus gewesen ist, unterrichtet. Dies ist um so mehr zu beklagen, als auch die übrigen Schlösser, welche damals auf Befehl Friedrichs an anderen Orten Apuliens, zu San Lorenzo, Orta, Apricena und Ferentino erstanden, vom Erdboden verschwunden sind. Nur von letzterem, wo er seit 1221 oft residierte, und wo er am 13. Dezember 1250 starb, stehen noch Trümmer eines viereckigen Turmes und das Stück einer von Gestrüpp und Schlinggewächsen überwucherten Mauer.

Ob in einem dieser Bauwerke, die ja nicht als Festungen, sondern ausschließlich als Residenzen des Kaisers, z. T., wie Apricena, nur als Jagdsitz dienten, die arabische Kunst, welche die Normannenpaläste Siziliens schmückte und dort im zwölften Jahrhundert so glänzende, auf heiteren, sinnlichen Lebensgenuß berechnete Monumente schuf, zu Worte kam, ob die unscheinbare Umfassungsmauer marmorne, um einen offenen Hofraum sich legende Säulenhallen barg, ob die Wände goldstrotzende Mosaiken, die Decken arabische Stalaktitengewölbe bekleideten? Wer kann es wissen. Aus alledem, was wir an den erhaltenen



Palastbauten Friedrichs aus späterer Zeit beobachten können, muß man jedoch schließen, daß diese ganze Kunstrichtung ihren Einfluß auf ihn nur in bedingtem Maße geltend gemacht hat. Das könnte um so mehr Verwunderung erregen, als er in solcher Umgebung ja seine einsame Jugend verlebte und die ersten Eindrücke empfing. Haben es ihm wirklich die reichgeschmückten Gemächer im Königsschloß zu Palermo, die kuppelgewölbten Pavillons in den lauschigen Lusthainen der Zisa und Cuba, die Fontänen und Fischteiche im Parke der Favara, wo sein Vater so gerne geweilt, nicht angetan? Reizten sie ihn nicht, etwas Aehnliches auch in und bei seinen Schlössern zu schaffen? Tatsächlich scheint sich ihre Einwirkung indessen auf Einzelheiten, auf den Schmuck der Fußböden und Wände, auf springende Wasserkünste beschränkt zu haben, wofür wenigstens eine der späteren Schloßanlagen des Kaisers, Castel del Monte, einen Anhaltspunkt gibt.

Möglich, daß dem aufs Große, Gewaltige gerichteten Sinn Friedrichs das Leichte, Spielende, Träumerische der arabischen Bauweise nicht behagte. Ist er doch die letzten Jahrzehnte seiner Regierung überhaupt nicht mehr in Sizilien gewesen! Jedenfalls ist das einzige Schloß, das wir als einen kaiserlichen Lustsitz ansprechen dürfen, weil es keinerlei Befestigungen zeigt, ganz in jenem einfachen, ernsten, gediegenen Stil gehalten, den die Normannen aus ihrer nordischen Heimat mitgebracht und den heute noch jede der Burgen Friedrichs in ihrem Aeußeren mehr oder weniger ausgeprägt zeigt. Leider sind uns von diesem Schloß, das sich in der ödesten Karstlandschaft der Terra di Bari über dem tiefeingeschnittenen Tal erhebt, in welches sich die Stadt Gravina einzwängt, nur die halbverfallenen Umfassungsmauern erhalten. Aber diese, kaum anderthalb Meter dick, verraten in der Art, wie der in der Umgebung gebrochene Tuffstein behandelt ist, eine Meisterhand. Die Steine sind so geschickt zusammengefügt und trotz der vielen

Conchylienreste, die sie enthalten, so fein geglättet, daß die Fugen stark zurücktreten und das Ganze wie eine einzige, fortlaufende Fläche wirkt. Die Anlage hat die Form eines Rechtecks. Das Innere betritt man durch eine tonnengewölbte Vorhalle, deren Wände keinerlei plastischen Schmuck zeigen. Von hier aus gelangt man zunächst auf einen länglichten, heute in einen Weingarten umgewandelten Hof. Die Schmalseiten werden durch niedere, halbverfallene Mauern gebildet; hier hat Schulz noch Reste von Baulichkeiten, in denen er Stallungen vermutete, gefunden. Den hinteren Teil des Hofes nimmt der ehemalige Kaiserpalast ein. Allerdings sind von ihm nur noch die äußeren Wände und auch sie nur in sehr verfallenem Zustand vorhanden; denn allerorts klafft das Mauerwerk, schaut der Himmel in seiner südlichen Bläue durch Ritzen und halbzerstörte Fenster herein. Diese letzteren sind ganz unregelmäßig verteilt und in Gestalt und Charakter untereinander durchaus verschieden. Unten sind es schmale, nach innen abgeschrägte Spalten, wie sie häufig an Normannenbauten Unteritaliens wiederkehren, vornehmlich an den Burgruinen, welche zwischen Palermo und Messina so malerisch über gähnenden Abgründen, auf steilen, unzugänglichen Felsen sich erheben. Der erste Stock zeigt drei große Rundbogenfenster, welche zugleich wohl als Türen dienten. Wenigstens hat hier die Außenmauer, wie aus den reihenweis entlang laufenden Konsolen ersichtlich ist, einen Balkon getragen, von dem aus der Blick über das damals noch weite Waldgebiet der Basilicata schweifen konnte. An der Innenseite der Wand sind Reste von kräftig vorspringenden Gesimsen und an den beiden Ecken des Gebäudes je zwei Pilaster mit einfachem, attischem Gesims erhalten. Auch die Stelle, wo im Erdgeschoß einst ein Kamin gestanden, ist noch zu erkennen.

Der Palast, an den sich ein Tiergarten schloß, wird kaum zu längerem Aufenthalt bestimmt gewesen sein, da er



nur vierzig Schritt breit ist und in den Hofraum nicht über fünfzehn Schritt weit hineinragt. Wahrscheinlich kam der Kaiser nur ab und zu mit kleinerem Gefolge von Gioja del Colle herüber, dessen umfangreiches Kastell er in seiner Jagdfreude sich wohl öfters zu längerem Aufenthalt erkor, weil sich dicht hinter seinen Mauern ein weites Waldgebiet, die heute noch zum Teil vorhandene Selva Reale ausdehnte. Gravina ließ sich von dort zu Pferde in einer knappen Tagereise — die Entfernung beträgt etwa 50 Kilometer — bequem erreichen.

Gioja del Colle! Wer hätte noch vor ein paar Jahren gedacht, daß dies unscheinbare Städtchen, welches, obgleich Knotenpunkt an der Bahnstrecke Bari—Tarent, ein recht weltabgeschiedenes, stilles Dasein führt, einmal für denjenigen, der in Apulien den Spuren hohenstaufischer Baukunst nachgeht, einen Hauptanziehungspunkt bilden würde! Wohl wußte man seit langem, daß das altersgeschwärzte Kastell, welches an dem kleinen, viereckigen Hauptplatz des Ortes finster dräuend weit die sauberen, weiß angestrichenen Häuserreihen der Gegenwart überragt, den Tagen Friedrichs oder einer noch früheren Zeit entstammt. Auch mußte das gewaltige, bossierte Quadermauerwerk an dem nur durch wenige Fenster gegliederten Aeußeren mit den beiden mächtigen an der Südseite vorspringenden Türmen die Bewunderung des Beschauers erregen. Aber wenige werden wohl je weiter als durch die gewölbte Eingangshalle an der Westseite in den quadratischen Hofraum vorgedrungen sein; und wenn auch, was hätte ihnen das verwahrloste, schmutzige Innere von der einstigen Pracht dieses Schlosses erzählen können, das seit dem achtzehnten Jahrhundert niederem Volk zur Wohnstätte diente? In die einstigen Schloßgemächer hatte man Wände und Decken eingezogen; in der kaiserlichen Küche hatte sich eine Bäckerei, im Thronsaal schließlich eine Variétébühne eingenistet.

Es ist das Verdienst des römischen Grafen de Luca Resta darin Wandel geschafft zu haben, indem er, als er



vor wenigen Jahren die Burg erworben, einem Bareser Architekten, dem Professor Pantaleo, die Wiederherstellung übertrug. Diese Arbeiten haben zu einem ganz überraschenden Ergebnis geführt*.

Beim Abbruch der störenden Einbauten stellte es sich heraus, daß das dafür einst zur Verwendung gelangte Material, so weit es sich um Steine handelte, an seiner Rückseite unter dem Verputz Skulpturen aufwies. Und zwar wurden so nach und nach nicht nur ornamentierte Platten, sondern weiterhin auch Teile von Säulenschäften, Basen, Kapitellen, einzelne Bogenstücke gefunden. Da sie samt und sonders ihrer Form nach der apulischen Kunstweise aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zugehören, so war es klar: man hatte wichtige Reste aus staufischer Zeit vor sich! Und in der Tat weiß ja auch die spätere Geschichte des Schlosses von keinen durchgreifenden Umbauten zu erzählen, wie diejenige der übrigen kaiserlichen Kastelle. Außer Karl von Anjou haben nur die Benediktiner, welche Gioja unter den aragonesischen Herrschern besaßen, Aenderungen daran vornehmen lassen. Diese waren jedoch unwesentlicher Art; sie haben sich wohl auf die Errichtung einer Kapelle an der Ostseite und vielleicht auch auf die feinere Auszierung einzelner Fenster beschränkt. Durch Vergleichung der aufgefundenen Bruchstücke mit erhaltenen Teilen in anderen Schlössern Friedrichs ist es Pantaleo gelungen, das Innere des Schlosses in seinem ursprünglichen Aussehen, selbst bis auf Einzelheiten, den steinernen Thron, die fortlaufenden Marmorsitze an den Wänden, die Kamine und dergl. wiederherzustellen, soweit dies eben möglich ist. Die Erneuerungsarbeiten sind noch im vollen Gang. Der Wiederherstellung des Süd- und Westflügels wird diejenige des gegenwärtig noch in Häuser verbauten Nord- und Ostflügels folgen, wobei man hofft, feststellen zu können, ob das Kastell auch hier, der Süd- und Westfront ent-

* Vgl. P. Schubring, Zeitschrift für bildende Kunst. N. F. 20, S. 73 (1909).



sprechend, je einen viereckigen Turm besessen. Im Plan waren sie jedenfalls vorgesehen, da Gioja in seinem Grundriß eine unleugbare Aehnlichkeit mit den Burgen zu Bari, Trani, Melfi usw. aufweist. Möglich jedoch, daß schon Friedrich ihre Ausführung unterließ, obgleich er urkundlich das Schloß im Jahre 1239 hat neu befestigen lassen.

Der Bau als solcher stammt ohne Zweifel schon aus früherer Zeit. Vermutlich rühren sogar die zwei gewaltigen Türme und die beiden imposanten Rustikafassaden, welche in ihrem trutzigen, wehrhaften Aussehen wenig zu dem Namen Gioja, das ist „Freude", im übertragenen Sinn „Jagdsitz" passen wollen, schon von dem Gründer des Schlosses, dem Grafen Riccardo Siniscalco (1081—1113), einem Vetter des Grafen Roger I., des Gründers vom Königreich Sizilien, her. Friedrich beschränkte sich bei seiner Neubefestigung wahrscheinlich auf die Ausbesserung des Mauerwerks, vielleicht auch die Anbringung der zwei Gußerker über dem Eingang an der West- und Südseite zur Abwehr der Stürmenden. Ferner dürften damals eine Anzahl neuer Fenster durchgebrochen, vornehmlich aber das ganze Innere des Schlosses einer Neugestaltung unterzogen worden sein. Irre darf uns dabei nicht machen, daß diese Fenster in verschiedener Größe und Höhe angebracht sind, daß sie in ihren Formen wechseln und daß die sorgfältiger und reicher gearbeiteten sich an den Hofseiten befinden. Das Mittelalter kannte die Symmetrie, welche in den Renaissancebauten herrscht, und die auch uns zur zweiten Natur geworden ist, noch nicht. Außerdem verbot es sich bei den kriegerischen Zeitläuften von selbst, die Fassaden mit einer fortlaufenden Reihe von Fenstern zu schmücken; man mußte naturgemäß die größere Lichtzufuhr an die den feindlichen Angriffen weniger ausgesetzten Hoffronten verweisen.

Ebenso wie die Fenster sind die Türeinfassungen im Erdgeschoß an Gestalt und Aussehen untereinander verschieden.

Die eine ist viereckig, mit spitzem Marmorgiebel darüber, die anderen enden oben halbrund, mit Bossenschmuck als Bogeneinfassung, dessen schmale, langgestreckte Wulste einmal glatt, ein anderesmal an der Oberfläche gewölbt sind. Die Räume, in die sie führen, haben, wie bei den meisten Schlössern des Kaisers, wirtschaftlichen Zwecken gedient. Sowohl der Marstall, ein von schwerfälligen Spitzbogen überwölbter, schwach erhellter Saal, als auch die Küche und die Bäckerei mit dem großen, aus Friedrichs Zeit stammenden Backofen sind noch wohlerhalten. Das Erdgeschoß steht mit dem oberen Stock in keiner Verbindung. Der Zugang zu diesem bildeten zwei Freitreppen an der Nordwest- und der Nordostecke des Hofes, von denen jedoch nur die erstere neben dem Haupteingang gelegene wiederhergestellt ist. Sie mündet oben auf eine in fünf Bogen sich öffnende Loggia und ist mit einer Brüstung versehen, deren Reliefschmuck sehr flach aus dem Stein herausgeholt ist nach Art der einheimischen apulischen Kunstweise, der auch die dabei verwendeten Motive, die geometrischen Figuren, die Tiere, ein Eber, ein Hirsch, ein schreitender Löwe entlehnt sind; denn sie finden sich in ähnlicher Weise an Portal- und Fenstereinfassungen apulischer Kirchenbauten aus jener Zeit wieder. Von dort sind auch die Tier- und Menschenköpfe zwischen dem Akanthuslaub der Säulenkapitelle, auf denen die Bogen der Loggia ruhen, herübergenommen. An der Rückwand der Loggia ist das Kaiserwappen, der Adler, und daneben ein behelmter bartloser Kopf angebracht. Ob er wohl den Kaiser selbst vorstellen soll? Unmöglich wäre es nicht, da dieser sein Bild des öfteren am Zugang zum Innern seiner Schlösser anbringen ließ.

Die Türe daneben führt unmittelbar zu dem im Westflügel gelegenen Thronsaal. Er ist rechteckig und im Vergleich zu den anderen Gemächern außerordentlich geräumig. Die Größenwirkung wird allerdings dadurch etwas abge-

schwächt, daß ein quergespannter, eigentümlich gerippter Bogen ihn in zwei ungleiche Teile teilt. Der erste, bei weitem größere Raum ist mit einfachen Marmorbänken an den Wänden und einem mit Skulpturen verzierten, weißen Marmorkamin geschmückt. Die Mitte der Rückwand des kleineren nimmt der Thronsitz ein, der bestimmt war, neben dem Kaiser auch die Kaiserin aufzunehmen.

Einer nicht verbürgten Ueberlieferung zufolge hat in diesem Saal der Sarg Friedrichs in jener Nacht gestanden, wo seine irdische Hülle zum letztenmal auf der ihm so teuren apulischen Erde ruhte. In aller Morgenfrühe war man, die sarazenische Leibwache und sechs Abteilungen bewaffneter Reiter an der Spitze, mit der Leiche, die auf einem karmesinrot ausgeschlagenen Lager aufgebahrt war, von Ferentino aufgebrochen. Aus allen Städten und Orten, durch die man kam, schlossen sich Adel und die Obersten der Bürgerschaft, in schwarze Trauergewänder gehüllt, dem düsteren Zuge an; und im weiteren Abstand folgten eine Menge Armer und Hilfsbedürftiger, wehklagend und seufzend, weil sie in dem Toten ihren Helfer und Beschützer verloren hatten. Bei Anbruch der Dunkelheit hatte man Gioja erreicht und erst am anderen Morgen den Weg nach Tarent fortgesetzt, wo man die kaiserliche Leiche aufs Schiff brachte, sie nach Palermo zu führen. Von jener Trauernacht ist kein Gedächtnis geblieben; im Gegenteil, der Saal sieht heute recht fröhlich drein, da man die Decke noch nicht wieder erneuert hat und sich so nur das tiefe Blau des Himmels gleich einem Zeltdach über seine grauweißen Wände ausspannt. Früher, als der italienischen Sonne greller Strahl noch nicht ungehindert in alle Winkel und Ecken drang, wird bei dem gedämpften Licht, das er durch sechs nicht allzugroße Fenster erhielt, die Wirkung freilich eine andere gewesen sein. An der gerade dem Thron gegenüberliegenden Seite des Saals führt eine Türe mit dem normannischen Zickzackornament als Bekrönung in das soge-

nannte Zimmer der Hellebardiere, ein kleines, viereckiges Gemach an der Nordwestecke des Palastes, an das sich weiter eine Flucht noch nicht in Stand gesetzter Gelasse im Nordflügel schließt. Wiederhergestellt sind nur die Räume, die nach Süden zu an den Thronsaal grenzen. Sie waren, wie dieser selbst, mit Ausnahme der gewölbten Turmzimmer, flach gedeckt. Die fortlaufende Reihe von Konsolen, welche einst das Gebälk trugen, ist an den Wänden ringsum noch wohlerhalten.

Ueber die Bestimmung der einzelnen Gemächer lassen sich natürlich nur Vermutungen äußern. Der Name des an der Südwestecke des Kastells aufragenden Herrenturms, torre del Mastio, deutet darauf hin, daß er in seinen drei Stockwerken die Männer beherbergte, während der an der Südostecke stehende torre del Gineceo über den Gefängnissen (darunter auch dem der Gräfin Bianca Lancia [siehe S. 340]) die Frauenwohnung umfaßt hatte. Der beide Türme verbindende Flügel enthält zwei Zimmer, von denen man das nach dem Herrenturm zu gelegene das Speisezimmer, das an den Frauenturm angrenzende das Zimmer der Mägde, camera delle ancelle, nennt. Beide sind mit Kaminen versehen, von denen der in der camera, dessen Mantel aus verschiedenfarbigen Ziegeln besteht, einen außerordentlich reizvollen Anblick gewährt. Allerdings kann er sich, was Feinheit der Arbeit anbelangt, weder mit dem Kamin im Speisezimmer noch mit dem im Thronsaal messen. An beiden ist der Skulpturenschmuck aus weißem Marmor so maß- und so sinnvoll angebracht, daß man an eine direkte Herübernahme aus der Antike denken könnte, wäre der für die apulische Kunst so bezeichnende Flachstil nicht, in dem alles zum Ausdruck gekommen. Dieselbe Manier finden wir außen an der Treppenbrüstung und an den Arabesken, welche reihenweise Vorderseite und Hinterwand des Thrones zieren. Hier aber zeigt sich der Künstler völlig in den überlieferten einheimischen Formen befangen. Denn mögen

immer diese Arabesken, vor allem das öfters wiederkehrende Motiv der Vögel, die sich, durch einen Palmbaum getrennt, gegenüberstehen, arabischen, in letzter Linie sassanidischen Ursprungs sein, so sind sie doch schon so früh in die Kunst Unteritaliens eingedrungen, daß sie ganz zu deren Eigentum geworden sind und vielfach als Schmuck auch bei kirchlichen Bauten verwandt wurden. Ebenso ist die durchbrochene Steinmetzarbeit am Baldachin des Thrones, die wie ein zartes Spitzengewebe wirkt, aus der gleichen Schule hervorgegangen, da wir ähnlichen Werken in den großen apulischen Kathedralen begegnen.

Aber neben diesen einheimischen Künstlern sind am Kastell zu Gioja noch andere tätig gewesen, von denen sich nicht mit Bestimmtheit sagen läßt, woher sie kamen. Wer hat die nach Cistercienserart gebildeten spitzbogigen Tonnen im Erdgeschoß, wer die kleinen Radfenster hoch oben an den Türmen, wer die mit Marmor verkleideten Zwillingsfenster im ersten Stock geschaffen, deren Deckstein hier in zwei nach dem Spitzbogen konstruierter Kleeblattbogen ausgeschnitten, dort nur mit eingeschnittenen, scharf gezackten Blättern verziert ist? Mit aller Deutlichkeit treten hier Formen der Frühgotik auf, Formen, die sich um jene Zeit sowohl im südlichen Frankreich als auch in Deutschland an rheinländischen Kirchen finden. Wer hat die Anregung dazu gegeben? Vermutlich doch der Kaiser selbst, dem vielleicht während seines zweijährigen Aufenthaltes in Deutschland die wirkungsvolle Schönheit des gotischen Stils aufgegangen. Wenigstens läßt sich so am einfachsten die Tatsache erklären, daß mit dem Jahre 1239 plötzlich ein Wechsel in dem Baustil der kaiserlichen Schlösser zugunsten der Gotik einsetzt. Verschiedene Forscher, wie Bertaux*, haben darauf hingewiesen, daß es

* Émile Bertaux, L'art dans l'Italie méridionale. Tome premier.

südfranzösische Gotik sei, deren Einfluß uns hier entgegentrete. Einen Einblick in die letztere hat ja der Kaiser ohne Zweifel auf seiner Palästinafahrt getan, wo er gerade diese Formen an den Schöpfungen der Kreuzritter, wie an der Kathedrale zu Nicosia auf Cypern, der Feste Accon und an anderen Orten sah. Sie können aber kaum einen tieferen Eindruck hinterlassen haben; sonst würde doch sicher bei den kurz nach seiner Rückkehr (Sommer 1229) unternommenen vielen Bauten irgendwelche Erinnerung an das Geschaute anklingen, so weit sich das eben heute noch beurteilen läßt. Im übrigen macht selbst Bertaux, der sonst an dem Einfluß von Cypern und Palästina festhält, darauf aufmerksam, daß der gotische Stil an Friedrichs Schlössern in mancher Hinsicht eine unleugbare Verwandtschaft mit den damals in Deutschland üblichen Formen habe, Formen, welche im Mutterland der Gotik, in Frankreich schon überwunden waren. Ob und inwieweit wirklich deutsche Einflüsse hier hereinspielen, bleibt indessen fraglich; wir dürfen nicht vergessen, daß es sich bei diesen Aehnlichkeiten zum großen Teil um Cistercienserbauten handelt, denen als Klosterschöpfungen doch stets etwas Universelles, von der Heimatkunst Unabhängiges anhaftet.

Mit einer fabelhaften Schnelligkeit hatte sich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts der 1098 vom heiligen Robert im einsamen Waldtal zu Cîteaux (Cisterz) bei Dijon gegründete Orden über ganz Frankreich, Deutschland, Skandinavien, England, Spanien, Italien, Ungarn, Griechenland und das Morgenland verbreitet. Die Bestimmung, daß die Zahl der Mönche in einem Kloster nie die Zahl dreizehn überschreiten dürfe, mußte ja auch eine Neugründung nach der anderen und ein immer weiteres Vordringen des Ordens zur Folge haben, der ums Jahr 1200 bereits etwa zwei-

---

De la fin de l'empire romain à la conquête de Charles d'Anjou. (Paris 1904).

tausend Klöster besaß. Dies war insofern kulturhistorisch von weittragender Bedeutung, als die Cistercienser den um 1200 in Frankreich emporgekommenen gotischen Stil bei ihren Bauten anwandten und ihm so Eingang in alle Länder der damaligen zivilisierten Welt verschafften. Allem Bilderschmuck abhold, von dem Verlangen erfüllt, sich nach jeder Richtung hin der größtmöglichen Einfachheit zu befleißigen, mußte ihnen die Gotik in den ersten Phasen ihrer Entwicklung, wo sie im Gegensatz zur skulpturfreudigen romanischen Kunst nur Wert auf konstruktive Formen legte, als das einzig wahre Ausdrucksmittel für diese Bestrebungen erscheinen. Wo Cistercienser sich niederlassen, taucht daher mit ihnen auch die Gotik auf. In Apulien hält der Orden Ende des zwölften Jahrhunderts seinen Einzug. Sein erstes Werk ist der Umbau der Kirche San Sepolcro zu Barletta in burgundisch-gotischen Formen*. Nicht lange darnach sind auch in Sizilien die Klosteranlagen von Girgenti, Casamari, Fossanova im gleichen Stil entstanden. Doch scheint Friedrich diesen Schöpfungen zunächst keine Beachtung geschenkt zu haben, da bis zum Jahre 1239 keine seiner Burgen, obgleich er nach Haseloff** seit dem Jahre 1224 zahlreiche Konversen des Cistercienserordens bei deren Bau beschäftigt, irgendwie Anklänge an die Gotik aufweist. Allerdings muß dabei in Betracht gezogen werden, daß ja nur ein geringer Bruchteil der von Friedrich zu Anfang und Mitte der dreißiger Jahre aufgeführten Bauten noch vorhanden ist. Es wäre ja möglich, daß die Gotik schon an dem einen oder dem anderen der untergegangenen Schlösser zu Worte gekommen ist. Doch werden solche Fälle immer vereinzelt geblieben sein. Fest

* Enlart C., Les origines françaises de l'architecture gothique en Italie. Paris, Turin 1894.

** Das „Kastell zu Bari" in einer zur silbernen Hochzeit Kaiser Wilhelms II. erschienenen Festschrift des königl. preuß. histor. Instituts zu Rom, welche nicht in den Buchhandel kam.

steht jedenfalls, daß erst seit dem Jahre 1239 sie zu ausschließlicher Herrschaft gelangt ist. Und zwar sind es südfranzösische, vornehmlich burgundische Formen, welche uns sowohl in Sizilien an dem großen Donjon von Castrogiovanni, dem Kastell des Ursino zu Catania und dem des Maniaces zu Syrakus als auch in Unteritalien an den Burgen zu Cosenza, Castel del Monte und Lagopesole entgegentreten.

Unter ihnen allen nimmt wieder Castel del Monte eine ganz besondere Stellung ein. Keine Schöpfung Friedrichs hat seit Jahrhunderten so die Aufmerksamkeit und die Bewunderung aller Reisenden, welche die wenig betretenen Pfade auf Apuliens roter Erde dahingeschritten, erregt; ja, man darf dreist behaupten, daß jeder, der einmal seinen Fuß über die Schwelle dieses Schlosses gesetzt, tief im Innern das Sehnen, dorthin zurückzukehren, mitnimmt. Möglich, daß ein Teil des Zaubers, welchen es ausübt, in seiner ganz eigenartigen Lage wurzelt. Auf dem letzten, kegelförmigen Ausläufer der Le Murgie, jenes wenig gegliederten Hügelzugs sich erhebend, der gleich einer Mauer die Gebirgstäler der Basilicata von dem flachen Küstenstrich der Capitanata und der Terra di Bari trennt, wird das Auge von überall her, von Foggia bis über Trani hinaus wie magnetisch nach der Ruine gelenkt, welche einem Würfel oder einer „Krone" gleich, wie Gregorovius* so schön diesen Anblick charakterisiert, auf dem 500 m hohen Berge sitzt. Im Volksmund wird sie daher treffend das „Belvedere", der „Balkon Apuliens", genannt.

So kann es nicht wundernehmen, daß wir über das Schicksal dieses Schlosses von verhältnismäßig früher Zeit an besser unterrichtet sind, als über irgendeine andere Schöpfung des Kaisers. Die ältesten Aufzeichnungen

---

* Apulische Landschaften von Ferd. Gregorovius. (Wanderjahre in Italien, 5. Band.)

darüber hat uns der Italiener Pacichelli aus dem Jahre 1686 hinterlassen. Obgleich noch dreißig Jahre vorher, während einer zu Andria wütenden Pest der damalige Besitzer, der Herzog von Caraffa, dort oben mit seiner Familie längere Zeit geweilt hatte, befand sich damals das Kastell doch schon in ziemlich verwahrlostem Zustand. Der Verfall schritt, da nichts zur Erhaltung geschah, immer weiter. Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo es von dem Neapolitaner Placido Troyli und dem Engländer Swinburne besucht wurde, war es zur Zufluchtsstätte von Hirten und ihren Herden herabgesunken, ja, gelegentlich auch von Räubern als Aufenthaltsort benutzt. Viel Schaden wurde im Innern durch das häufige Durchwühlen der Fußböden nach Schätzen angerichtet. Aber auch von anderer Seite beteiligte man sich an dem Zerstörungswerk. Schon im Jahre 1317 hat König Robert von Neapel aus Castel del Monte Säulen für den Bau der Kirche Santa Chiara in Neapel, wovon einige heute noch stehen, entnommen. Und noch im Jahre 1757 hat der Architekt Luigi Vanvitelli kleinere Säulen aus den Wänden herausbrechen und nach Caserta schaffen lassen, um sie für das dortige königliche Schloß zu verwenden. Dank der festgefügten Bauart und der sorgfältigen Bearbeitung des Materials — die genau aufeinandergepaßten gelben Sandsteinquadern sind nur durch eine dünne Mörtelschicht verbunden — haben all' diese Eingriffe dem Ganzen als solchem nichts anhaben können. Die Wiederherstellung erforderte deswegen einen verhältnismäßig geringen Kostenaufwand, als man das Schloß von seiten der italienischen Regierung im Jahre 1876 der verarmten Familie Caraffa um 25000 Lire abkaufte und zum Nationaldenkmal erhob. Die dann im Jahre 1876 begonnenen Erneuerungsarbeiten wurden nur sehr langsam gefördert, wie so vieles, was da unten unternommen wird, so daß sie sich bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts hinzogen. Zuerst von dem



Architekten Sarlo aus Trani geleitet, wurden sie später dem bekannten Architekten Bernich übertragen, der auch die Wiederherstellung des Doms von Bitonto durchgeführt hat. Man beschränkte sich, was sehr zu loben ist, bei diesen Arbeiten auf Ausbesserung der baufälligen Teile, ließ im übrigen aber die Ruine als solche bestehen. So hat man beispielsweise dem Dach nicht mehr die Bekrönung, den Zinnenkranz, angefügt, obgleich ein solcher existiert haben muß; denn Matteo di Giovinazzo erzählt in seinen Diurnalen, der Kaiser habe im Jahre 1246 den Richter Caracciolo, der seinen Zorn erregt, von dort herabschleudern wollen. Die Nachricht hat für uns insofern eine erhöhte Bedeutung, als daraus hervorgeht, daß das Schloß um jene Zeit vom Kaiser bewohnt worden ist. Sind wir doch darüber, wann und wie oft er sich dort aufhielt, urkundlich ebenso wenig, wie über die Baugeschichte des Kastells selbst unterrichtet. Wir wissen eigentlich nur, daß es Ende 1239 oder Anfang 1240 in Angriff genommen wurde; denn es ist noch ein vom 28. Januar 1240 aus Gubbio datiertes kaiserliches Schreiben an den Justitiar der Capitanata, Riccardo de Montefuscolo vorhanden, worin diesem befohlen wird in der zu Sancta Maria de Monte begonnenen Burg, wie sie nach einem am Fuß des Hügels gelegenen Benediktinerkloster hieß, einen Estrich aus Kalk und Steinen herzustellen. Auch über die Zeit ihrer Vollendung sind wir ganz im Unklaren. Doch darf mit ziemlicher Bestimmtheit angenommen werden, daß diese noch unter der Regierung des Kaisers selbst erfolgte. Die Neubauten, welche Karl von Anjou hinzufügte, haben sich wohl auf eine Verstärkung der Befestigung, vornehmlich auf die Aufführung von Wall und Graben und eines dreifachen, terrassenförmig den Hügel hinansteigenden Mauerrings beschränkt, von dem Bernich bei seinen Nachgrabungen die Grundmauern entdeckte. Vermutlich rührt auch die einstige Vergitterung der Fenster, die ihre Spuren an den Fensterrahmen hinterlassen hat, aus angiovinischer Zeit

her, da Karl das Schloß nicht mehr wie Friedrich als Jagdaufenthalt, sondern als Gefängnis benutzte. Es ist ja, seit Gregorovius an der Hand von trockenem Aktenmaterial uns eine so ergreifende Darlegung vom Schicksal der letzten Hohenstaufensprößlinge gegeben, zur Genüge bekannt, daß König Manfreds unglückliche Söhne vom zartesten Knabenalter an 28 Jahre lang hier oben in einsamer Kerkerhaft, wahrscheinlich in einem der kleinen Turmzimmerchen zubrachten, bis endlich der Tod sie von allen Erdenqualen erlöste. Auch andere hohe Gefangene, so der Infant Heinrich von Kastilien, der als Verbündeter Konradins nach der Schlacht von Tagliacozzo (1268) in die Hand Karls von Anjou gefallen war, hatten jahrelang hinter diesen Mauern nach der verlorenen Freiheit geschmachtet. Den Eindruck des Gefängnisartigen macht das Schloß allerdings sonst nicht, wenn es auch den ganzen Ernst, den wehrhaften Charakter und jene scharf gesetzmäßige Durchbildung besitzt, welche Friedrichs Lustsitze, so weit wir sie kennen, auf das eindringlichste von den Palästen und Villen seiner normannischen Vorgänger unterscheidet. Wie aus Erz gefügt, ein Bild der waffenklirrenden Zeit, in der es entstand, ragt das Gebäude, dessen wuchtige, nur durch ein etwa in halber Höhe durchlaufendes Gesims gegliederte Steinwände in demselben eigentümlich goldgelben Ton, wie die Tempel von Pästum und Agrigent, leuchten, gleich einer Rätselfigur in die Gegenwart herein.

Schon der Grundriß des Ganzen, dem das Mittelalter an Profanbauten nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat, gab Anlaß zu den lebhaftesten Erörterungen und Vermutungen*. Wie kam man nur dazu, dies Oktogon zu schaffen, das sich mit acht aus der Mauermasse vorspringenden achteckigen Türmen um einen achteckigen Hof herumlegt? Mag sein, daß die von Geymüller** ausge-

* P. Schubring, Schloß- und Burgbauten der Hohenstaufen in Apulien (Die Baukunst, herausgeg. v. R. Borrmann u. R. Graul, 5. Heft, II. Serie). Berlin u. Stuttgart o. J., Spemann.

sprochene Ansicht, die kegelförmige, isolierte Anhöhe hätte den Ausgangspunkt des Baugedankens gebildet, der Wahrheit am nächsten kommt. Allerdings würde ein solch' verständnisvolles Anpassen an die örtlichen Verhältnisse einen mathematisch denkenden Architekten voraussetzen. Da der Kaiser, wie wir erfahren haben, sich auf das eifrigste mit Mathematik beschäftigte, so liegt die Annahme nahe, daß er selbst der geistige Urheber gewesen ist. Und wer auch der Baumeister gewesen sein mag, ob er aus Deutschland oder, wie Bertaux annimmt, aus dem südlichen Frankreich stammte, oder ob er aus dem Cistercienserorden in Italien selbst hervorgegangen war, das Bauwerk selbst spiegelt jedenfalls die ganze Geistesrichtung des Kaisers wieder. Denn wer anders als er, der begeisterte Verehrer des Altertums, wäre damals auf den Gedanken gekommen, dem durchaus gotischen Kern antike Bauglieder einzufügen, welche Castel del Monte zu einem Vorläufer der Frührenaissance stempeln? Auch scheint der Umstand, daß sich das Eingangsportal, welches diese Mischung am deutlichsten zeigt, sich seinen hauptsächlichsten Formen nach im weitentfernten Toskana am Schloß zu Prato, einer Schöpfung Friedrichs aus seinen letzten Regierungsjahren, wiederholt, auf eine einheitliche leitende Hand hinzuweisen; nur ist alles reicher und prächtiger zu Castel del Monte durchgeführt. Auch tritt die unleugbare Verwandtschaft mit einem römimischen Triumphtor hier noch deutlicher als dort hervor. Ob das Capuaner Tor, ob irgendeiner der erhaltenen Triumphbögen aus der Römerzeit das Vorbild dafür abgegeben, entzieht sich unserer Beurteilung. Aehnlich wie in Capua hatte Friedrich auch hier seine Büste und die seiner beiden vertrauten Räte, des Petrus de Vineïs und des Thaddäus von Suessa, über dem Giebelfeld anbringen lassen. Sie sind längst verschwunden; nur die Löcher im Mauerwerk zeigen noch die Stelle an, wo sie einst saßen. Bernich hat beim Wegräumen der vor der Pforte aufge-

** H. v. Geymüller, Friedrich II. und die Anfänge der Architektur der Rennaissance in Italien. (München 1908.)

häuften Schuttmassen, wobei die Reste einer aus 12 Stufen bestehenden Freitreppe zum Vorschein kamen, eine von diesen Büsten, leider im kopflosen Zustand, aufgefunden. Man sieht sie für diejenige des Kaisers an, weil sie in der Anordnung des Gewandes Aehnlichkeit mit dem Capuaner Torso hat. Sie wird heute im Museum zu Bari aufbewahrt. Das Portal, aus rotem Marmor bestehend, der eigentümlich gegen das Gelb des Bauwerks absticht, ist eingefaßt von zwei kanellierten Pilastern. Diese tragen ein rings von stark vortretenden Gesimsen mit Kragsteinen begrenztes, dreieckiges Giebelfeld, auf dessen Spitze noch ein horizontales einfach profiliertes, an den Seiten durch kleine Säulchen gestütztes Gesims aufruht. Das Eingangstor selber besteht aus zwei abgestuften Teilen. Zu beiden Seiten der vorderen, oben durch einen Spitzbogen geschlossenen Oeffnung stehen zwei Säulen, worauf je ein kleiner Löwe liegt, die hintere, engere, eigentliche Türöffnung ist von Pfeilern flankiert, auf deren Kapitellen der flache Türsturz aufruht. Am Portale fällt am meisten auf, daß es, obgleich seiner Gesamterscheinung nach völlig antik wirkend, doch in seinen Einzelheiten vorwiegend gotisch ist. Ahmen auch die Gesimse des Giebelfelds antike Formen nach, so sind doch die sie tragenden Pilaster mitsamt ihren Basen und Knollenkapitellen, die Säulen und Pfeiler des eigentlichen Tores und der im Spitzbogen auslaufende Sturz in burgundisch-gotischen Formen gehalten. Dagegen sind die Löwen, auf welche sich die ebenfalls spitzbogige Archivolte stützt, zweifellos der apulischen Heimatkunst entnommen, da solche ruhende Löwen, seit Papst Paschalis II. sie zum erstenmal an der 1117 geweihten Kathedrale von Siponto angebracht, häufig als Tür- und Fensterschmuck an den apulischen Kirchen auftreten. Friedrich scheint an ihnen besonderen Gefallen gefunden zu haben. Wenigstens hat er dasselbe Motiv noch einmal an der prachtvollen, marmornen Eingangspforte zum Kastell des Maniaces in Syrakus verwendet. Noch mehr weht uns der Geist der

Frührenaissance, die Verbindung gotischer und antiker Bauglieder, im Innern des Schlosses entgegen, wenn auch der Einfluß der antiken Vorbilder sich vorwiegend auf Einzelheiten, meist auf den figürlichen Schmuck beschränkt. So setzen sich die Ornamente an den rundbogigen Archivolten der Hoffenster im ersten Stock aus dem Eierstab und antikisierenden Blattreihen zusammen, so sind die unter den Gewölben in den Gemächern des gleichen Stocks hinlaufenden Gesimse nach antiken Mustern gearbeitet, so ist der Schlußstein eines der Gewölbejoche im Erdgeschoß zu einem bärtigen, jupiterähnlichen Antlitz mit großen Faunsohren umgeschaffen. Das Urbild dazu haben, wie bei dem Faun mit dem zerzausten Haar und den verzerrten Gesichtszügen, welcher als Konsole in einem der Turmzimmer sich findet, offenbar die bei Ruvo ausgegrabenen antiken Vasen abgegeben (siehe Seite 386), da sie die gleichen Köpfe als Henkelschmuck besitzen. Auch das stark zerstörte Relief eines Reiters über einer der Hofpforten, welches vermutlich den Kaiser selbst darstellt, aber nur noch aus einer mit einem losen Mantel bekleideten Schulter, einem Vorderarm und einem Bein besteht, ist, soweit man das heute noch beurteilen kann, nach antiken Vorlagen gearbeitet.

Dagegen zeigt der Bau als solcher nicht die leiseste Anlehnung an die Antike. Gotisch sind die Gewölbe in den Räumen zu ebener Erde wie im ersten Stock, selbst in den Turmgemächern, obgleich sie kuppelartig zugewölbt sind. Auch die Wandpfeiler, welche die Gewölbe im Erdgeschoß tragen, sind ganz im Sinne der burgundischen Frühgotik als dicke Halbsäulen mit Knollenkapitellen gearbeitet. Dieselben Kapitelle kehren in etwas verfeinerter, antikisierender Form als Stützen für die Gewölbe im ersten Stock wieder. Sie sind aber dort auf je drei zusammengekoppelte, antike Cipollinsäulenschäfte aufgesetzt, welche vom Baumeister ganz willkürlich für seinen Bedarf zugestutzt wurden, indem die Schwellung entfernt, Rundstab und Wulst am Säulenfuß weggesägt und als Schmuck über das gotische Kapitell



gesetzt sind. Die Türen, welche die einzelnen Gemächer untereinander verbinden, wie auch die drei Zugangstore vom Hof in das Innere sind durch gotische Spitzbogen geschlossen.

Die Mitte des Hofes nahm früher nach Troyli* ein achteckiges, aus einem einzigen Stein gearbeitetes Marmorbassin ein. Heute ist nur noch die in den Fels gehauene Zisterne vorhanden, worin einst das von dem Dach des Gebäudes herabgeleitete Regenwasser sich sammelte. Den Boden des engen Hofraums, auf dem überall das lebendige Gestein zutage tritt, bedeckt spärliches Grün und sonderbar hallt der Schritt an den Wänden wieder, die in ihrer starken Verwitterung selbst bei hellem Sonnenschein den Eindruck des Düsteren erwecken. Der Anblick mag einst ein freundlicherer gewesen sein, als ein Altan im ersten Stock rings herumlief und ein Zinnenkranz das flache Dach schmückte.

Das Innere des Schlosses setzt sich in beiden Stockwerken aus je acht Gemächern zusammen, deren Wände radiär wie die Speichen eines Rades verlaufen. Die Gelasse des Erdgeschosses, die ganz mit einer roten Breccie ausgelegt waren, zeigen einfache Verhältnisse und sind nur durch schmale, schlitzartige, nach innen abgeschrägte Rundbogenfenster erleuchtet. Ihre Bestimmung ist nicht klar. Als Aufenthalt für die Dienerschaft oder gar als Stallung können sie nicht gedient haben**. Dagegen spricht schon die ganze Bauart und vornehme Ausstattung, sowie der einst mit opus vermiculatum, d. h. einem in feinen Linien sich hinwindenden Mosaik, ausgelegte Fußboden. Reste davon befinden sich noch in einem der Zimmer; sie zeigen die gleichen grünen, weißen und schwarzen Farbentöne wie die Mosaikfußböden

* Storia del Regno di Napoli (1745), parte I p. 125 ff.

** Sehr wahrscheinlich klingt Schulzens Vermutung, daß die Wirtschaftsräume überhaupt nicht im Schlosse, sondern in einem eigenen weiter abwärts gelegenen Gebäude sich befanden.

apulischer Kirchen, so vor allem derjenige des Doms zu Otranto. Die Räume selbst sind in Gruppen von dreien oder zweien durch Türen miteinander verbunden. Der Zugang war vom Hofe aus. Man wird diese Anordnung in Rücksicht auf die leichtere Verteidigung gewählt haben, weil ein eingedrungener Feind sich nicht auf einmal des Zugangs zu allen Räumen bemächtigen konnte. Deswegen hat auch nicht der Eingangsraum hinter der Schloßpforte, sondern erst das Gelaß daneben einen Ausgang nach dem Hofe.

Im ersten Stock haben wir zweifellos die Wohnung des Kaisers selbst vor uns. Alle Zimmer gehen hier ineinander, was an sich schon auf die Benutzung durch eine Person hindeutet, und zeichnen sich durch die prunkvollere Ausstattung vor denen des Erdgeschosses aus. Türeinfassungen und Wände sind mit weißem Marmor und einer roten Breccie verkleidet. Jedes Gemach ist erleuchtet durch ein die 2—2$^1/_2$ Meter dicken Mauern durchbrechendes gotisches Zwillingsfenster, dessen eingestellte Säulen heute aber fehlen und zu dem breite, weiße Marmorstufen hinanführen. Außerdem sind in dreien nach der Hofseite zu große Fenstertüren angebracht, durch die man einst auf den schon erwähnten, heute verschwundenen Balkon gelangte. Durch Fenster und Türen flutet eine Fülle von Licht in das Innere herein, das wir uns jedenfalls aufs prächtigste ausgeschmückt zu denken haben. Reste von Purpurfarbe sind heute noch an den Säulen zu erkennen. Wenn auch der Bau als solcher dem Stil der Frühgotik sich anschließt, so werden für die Dekorierung des Inneren doch mehr oder weniger orientalische Vorbilder maßgebend gewesen sein. Darauf deutet schon hin, daß man das Regenwasser, das sich auf der nach innen zu etwas geneigten Dachterrasse sammelte, durch jetzt nicht mehr sichtbare Kanäle zunächst Behältern in den Türmen zuführen und von da in die einzelnen Gemächer des oberen Stockes leiten konnte. Wasserkünste haben also hier zweifellos, gleichwie in den Palästen arabischer Emire, gespielt, goldig in der Sonne funkelnde

Strahlen, deren sprühende Tropfen für immer ihre Spuren auf den Marmorsitzen an den Wänden zurückgelassen haben. Einzelne von den Gemächern weisen noch Reste von Kaminen auf, von denen sich jedoch nur noch feststellen läßt, daß sie mit roter Breccie umkleidet waren.

Von den Türmen haben fünf lediglich als Wasserbehälter gedient; die übrigen drei sind zu sechseckigen, gewölbten Kammern ausgebaut und enthalten außerdem die aus gelben Quadern außerordentlich fein zusammengefügten Treppen, die vom Erdgeschoß nach dem ersten Stock und von da hinauf auf die Dachterrasse führen. Der Blick von hier gen Osten auf die weite, vom Monte Gargano im Norden abgeschlossene Ebene der Tavogliere di Puglia mit den weißschimmernden Städten, die wie Schwäne am Gestade des tiefblauen Meeres lagern, ist von unbeschreiblicher Schönheit. Scheint das Auge nach dieser Seite hin ins Grenzenlose zu schweifen, so wird es nach Westen zu gar bald durch die sanft anschwellenden Höhenzüge der Le Murgie und der Basilicata gehemmt, über denen des Vulturs spitze Pyramide in duftiger Ferne thront.

In jener Gegend, zwischen Melfi und Potenza, hat Friedrich, ebenfalls auf einem Hügel, sein letztes Bauwerk, das Schloß von Lagopesole*, nach einem gleichnamigen, eingetrockneten Bergsee so genannt, errichten lassen. Ursprünglich hatte sich hier, wo einst im Jahre 1137 Kaiser Lothar II. und Papst Innocenz II. den Normannenkönig Roger aufs Haupt geschlagen, ein einfacher Jagdpavillon erhoben. Die wald- und wildreiche Gegend mußte ja auch leidenschaftliche Jäger, wie es die Normannen- und Hohenstaufenfürsten waren, zum Verweilen dort oben verlocken. Ein längerer Aufenthalt war aber in dem leicht gebauten Jagdsitz kaum vorgesehen; man wird von dem nahen Melfi des öfteren herübergeritten sein. Möglich, daß dieser Ritt dem Kaiser im Laufe der Jahre lästig geworden ist, oder daß er den Ort wegen der hohen Lage überm Meere (829 m) als ge-

* Sprich Lagopésole.



eignet für einen kühlen, luftigen Sommersitz während der heißesten Tage erkannte, kurz, im Jahre 1242 ward zur Aufführung eines umfangreichen Schlosses geschritten.

Bezeichnend für die wachsende Unsicherheit jener Zeit ist es, daß auch diese Schöpfung Friedrichs, die damals mitten im Waldgebirge lag, ein durchaus wehrhaftes Gepräge trägt, ja, daß es neben Lucera wohl überhaupt die umfangreichste unter allen seinen Festungen vorstellt.

Nach außen zu weist der Bau, an dem mit Ausnahme Karls von Anjou keiner der späteren Besitzer — das Schloß gehört seit dem sechzehnten Jahrhundert der Familie Doria — durchgreifende Aenderungen vornehmen ließ, noch die ehemaligen Verhältnisse auf. Es ist ein von vier Ecktürmen flankiertes Rechteck, dessen bräunliches Mauerwerk sich weit über das elende Dörflein am Abhang zu seinen Füßen erhebt. Als eine Besonderheit in der ganzen Anlage könnte es auf den ersten Blick erscheinen, daß die Mauer der Ostseite etwa in der Mitte durch einen fünften Turm unterbrochen wird. Doch kommen solche Türme auch an anderen Kastellen Friedrichs, so zu Brindisi und Catania vor. Der Eingang liegt an der Westseite, wo der Hügel steil zu Tale fällt und kaum Platz für die Einfahrt in das Schloß gewährt. Das noch heute halb vermauerte Hauptportal, das fast gänzlich zwischen zwei später hinzugefügten Türmen versteckt lag, wurde erst jüngst durch A. Haseloff z. T. frei gelegt. Im Gegensatz zu Castel del Monte ist es sehr einfach gehalten und nur mit einem pilasterartigen Türpfosten und einem antikisierenden Gesims versehen; die Einschnitte für das Fallgatter sind noch deutlich zu erkennen. Wie zu Gioja, so führt auch hier ein gewölbter Torweg in den Hof. Dieser, von einer Geräumigkeit, wie ihn annähernd nur das Kastell zu Bari zeigt, ist insofern von allen derartigen Anlagen Friedrichs verschieden, als eine quer durchgezogene Mauer mit einem Tor ihn in zwei ungleiche Teile trennt. Der kleinere, nach Süden gerichtete, enthält in seiner Mitte den Donjon, einen untersetzten, viereckigen Turm aus

bossierten Quadern, der nur vermittels einer langen Leiter durch die im ersten Stockwerk gelegene Pforte betreten werden kann. Früher muß er auch durch eine Zugbrücke von der Plattform der gegenüberliegenden Quermauer aus zu erreichen gewesen sein, worauf die zu beiden Seiten des Eingangs angebrachten, starken Konsolen hinweisen. Das Gemach, in das man gelangt, ist mit einem Gewölbe bedeckt, dessen spitzbogige Rippen auf sehr fein mit Blattwerk geschmückten Konsolen aufruhen. Derselbe geschickte Meißel hat vermutlich auch die außen über der Pforte zur Rechten und Linken befestigten Köpfe, einen männlichen mit kurzgeschorenen Locken und einen weiblichen mit venusähnlichen Zügen geschaffen*. Wie bei den Faunköpfen in Castel del Monte ist auch hier das Urbild unschwer in antiken Vasen von Ruvo zu erkennen.

Im großen und ganzen stellt jedoch Lagopesole in der Reihenfolge der kaiserlichen Schlösser keinen Fortschritt, vielmehr einen leisen Rückgang dar. Schon infolge der Teilung in die zwei ungleich großen Höfe steht es an Geschlossenheit der Anlage hinter den älteren Bauten, vornehmlich hinter dem um wenige Jahre älteren Castel del Monte zurück. Ebenso läßt die Anordnung der Fenster an den Gebäuden, welche den Hof auf drei Seiten umschließen, die strenge Symmetrie vermissen. Ganz wie zu Gioja sind sie völlig unregelmäßig in der Mauerflucht angebracht; ohne

* Ist es Zufall, daß sich derselbe weibliche Kopf hoch oben am Glockenturm des Doms von Capua nuova wiederfindet? Offenbar ist er hier erst später angebracht worden, weil er in keiner organischen Verbindung mit dem Mauerwerk steht. Der Gedanke liegt nahe, daß er entweder vom Amphitheater zu Capua vetere oder von Friedrichs Kastell „delle Torri“ stammt. Wir möchten uns für das letztere entscheiden, da die Köpfe vom Amphitheater, deren sich eine Anzahl am dortigen Municipio eingemauert finden, eine ganz andere Technik zeigen. Es wäre dies zugleich ein Beweis mehr, daß die Fridericianische Kunst an den einmal gewählten Formen selbst in Einzelheiten festgehalten hat.

Wahl wechseln von rotem Marmor umrahmte, gotische Zwillingsfenster mit schlichten romanischen Rundbogen- und Radfenstern. An Gioja erinnert auch die Freitreppe, die einst neben dem Haupteingang in den ersten Stock führte. Deutlich heben sich die Spuren, wo sie gesessen, von der Wandfläche ab. Die Säulenstümpfe und Kapitelle, die man darunter aufgestellt, haben ohne Zweifel einmal einen Teil ihrer Auszierung ausgemacht; wenigstens wurden sie hier aus dem Schutt herausgegraben. Castel del Monte verwandt dagegen sind die drei mit rotem Marmor verkleideten Portale an den Hofseiten, die im großen und ganzen die gleichen Schmuckformen wie dort aufweisen; nur ist alles flüchtiger, man könnte sagen, archaistischer zur Darstellung gelangt. Die Gebäude selbst zerfallen ersichtlich ihrer Bestimmung nach in verschiedene, völlig von einander getrennte Teile. Der zweigeschossige West- und Ostflügel diente der einfacheren Ausstattung nach wahrscheinlich oben als Kaserne für die Besatzung, unten als Stall. Nur den Nordbau in seinen bedeutend reicheren Formen dürfte sich der Kaiser als Wohnung vorbehalten haben. Leider ist dieser, der heute der „Saal der Königin“ heißt, stark zerstört. An der Fassade ist die rote Marmoreinfassung der Kleeblattbogenfenster mit den eingestellten Säulchen zum Teil herausgebrochen; ebenso hat das Portal, das ins Innere führt, an einzelnen Stellen seine Umrahmung verloren. Wohlerhalten sind hingegen die tiefen Fensternischen im ersten Stock und die Konsolen, die einst das Gebälk aufnahmen und in ähnlicher Ausführung auch im ersten Stock der Mannschaftsräume des Westbaues wiederkehren. Die letztgenannten Konsolen sind insofern von ganz besonderem Interesse, weil bei ihnen die verschiedenen Stilrichtungen Fridericianischer Kunst zu Worte gekommen sind. So spiegelt sich in dem Bohrkapitell mit dem spitzen, umgelegten Akanthusblatt die früheste Phase wieder, wo noch die apulisch-byzantinische Kunstweise das Vorbild war. In einem anderen, mit einem Centauren geschmückten Kapitell tritt uns das Bestreben Friedrichs in der Folgezeit die Antike nachzuahmen, lebendig



entgegen, während ein drittes ihn als den unverhohlenen Bewunderer der Gotik zeigt; denn der Schmuck, das Eichenlaub mit den an den Eicheln pickenden Vögeln, ist mit feinem Verständnis der Natur abgelauscht. Ebenso sind die Wildschweine darunter in Anschluß an lebendige Vorbilder — noch heute wimmelt das Vulturgebiet von solchen Tieren — geschaffen. Auf den Einfluß der Cistercienserbauten weisen die spitzbogigen Kleeblattfenster, übrigens nur gröbere Wiederholungen derjenigen zu Castel del Monte, durch die eine Menge von Licht in die heute verputzten und weiß getünchten Gemächer flutet, sowie auch die genannten Konsolen. Ob diese, wie im Erdgeschoß, schwerfällige, spitzbogige Gewölbe oder nur spitz zulaufende Gurtbögen in regelmäßiger Folge mit einer flachen Decke dazwischen getragen, wird sich, da jegliche Spur des Gewölbeansatzes fehlt, wohl nicht mehr mit Sicherheit feststellen lassen.

Das Einzige, worin sich Lagopesole, abgesehen von der zweiteiligen Hofanlage von anderen Bauten Friedrichs unterscheidet, ist die Kapelle, welche zum Teil in den Mittelturm der Ostmauer eingebaut ist. Aber es ist fraglich, ob sie ihr Dasein nicht erst dem bigotten Karl von Anjou verdankt, da der Kaiser entsprechend seiner freien Gesinnung nirgends sonst in seinen Schlössern eine solche hat aufführen lassen. Jedoch ist das Portal, dem man gerade gegenübersteht, wenn man durch den gewölbten Torweg den Haupthof betritt, in seiner spitzgiebelig auslaufenden roten Marmoreinfassung so sichtlich einem Hoftor von Castel del Monte nachgeahmt, daß man auf einen gemeinsamen Urheber schließen möchte. Dazu kommt, daß hinter dem Hochaltar an der Apsiswand sich Reste mittelalterlicher Malereien, sehr charakteristische Köpfe mit ausdrucksvollen Augen, befinden. Aus angiovinischer Zeit ist uns aber kein Beispiel von ausgemalten Kirchen bekannt. Auch vor Friedrich muß diese Sitte, die einst basilianische Mönche zur Zeit des byzantinischen Bilderstreits in Apulien einbürgerten,

völlig in Vergessenheit geraten sein, da keine der großen apulischen Kathedralen des 12. Jahrhunderts Freskenschmuck getragen hat. Doch kann die Kunst größere Wandflächen zu bemalen, nicht völlig verloren gewesen sein, da der Bischof von Troja im Jahre 1204 an einer Wand seines Palastes die Stadt Foggia al fresco darstellen ließ*. Das Verdienst die Malerei zur Ausschmückung des Inneren von Gebäuden wieder herangezogen zu haben, gebührt den Deutschordensrittern, welche, wie Urso in seiner Geschichte von Andria erzählt, die ihnen im Jahre 1230 von Friedrich verliehene, ehemalige Templerkirche zu Andria, San Agostino, mit Wandmalereien versehen ließen. Leider ist davon nichts auf unsere Tage gekommen. Eine Beantwortung der Frage, ob und inwieweit die Freskenreste in der Kapelle von Lagopesole davon abhängig sind, ist somit ausgeschlossen.

Möglich, daß die Forschung bei systematischen Nachgrabungen besonders im „Saal der Königin", wo in dem hohen Schutt noch manches vergraben liegen mag, genauere Anhaltspunkte über die Bestimmung und die Ausstattung der einzelnen Teile erlangt. Vielleicht auch, daß sie uns neue Aufschlüsse über die Fridericianische Kunst in ihren letzten Phasen gibt. So groß jedoch, wie zu Gioja, wird die Ausbeute kaum sein; dazu sind im 18. Jahrhundert viel zu viel Säulen und Skulpturen aus der Burg nach Caserta zur Ausschmückung der dortigen Schloßkapelle gewandert.

Jedenfalls aber wird man an der Tatsache nichts ändern können, daß die ganze, herrliche Kunstblüte, die der Kaiser ins Leben gerufen, in Unteritalien mit seinem Tode erlosch. Wohl taucht vereinzelt noch da oder dort in Apulien ein Bau oder eine plastisch-architektonische Schöpfung auf, welche in ihrer Formengebung an die Zeit Friedrichs erinnert. Aber rasch wird diese völlig von dem kleinlichen, trockenen Stil, in dem die Anjous ihre Werke schufen, über-

* Auch Friedrich hat, wie wir gesehen haben, in seinen Palästen Gemälde al fresco anbringen lassen.



wuchert und verdrängt. Nur in Toskana hat sich aus jenen Anfängen die Vorrenaissance entwickelt, welche sich an den Namen Nicolà Pisano* heftet. Ganz folgerichtig wird daher dieser Künstler häufig in einem Atemzuge mit dem Kaiser genannt, obgleich es als ausgeschlossen gelten muß, daß er irgendwelche Werke für diesen ausgeführt. Ebenso ist der Annahme, daß Nicolà aus Apulien stammt, wohl, ehe sich nicht überzeugendere Gründe als bisher dafür beibringen lassen, mit Vorsicht zu begegnen. Fridericianische Burgen waren damals über ganz Italien verstreut, sodaß Nicolà schon im Florentinischen, am Kastell zu Prato, die kaiserliche Kunstrichtung kennen lernen konnte oder an San Miniato al Tedesco zwischen Pisa und Empoli, das 1226 von Friedrich zum Sitz des Reichsvikars für Tuskien gewählt worden war.

Das kaiserliche Bestreben wieder an die Antike anzuknüpfen, hatte übrigens schon vor Nicolà auch anderwärts Widerhall gefunden. So haben beispielsweise die Bewohner von Jesi in der Mark Ankona, der Geburtsstätte des Kaisers, seinem Bethlehem, wie er es nennt, ihm zu Ehren einen Triumphbogen errichtet. Allerdings ist es bei diesen schüchternen Anfängen geblieben. Die Heraufführung einer neuen Kunstepoche auf Grundlage der Antike blieb einem späteren Jahrhundert, einem anderen Geschlecht vorbehalten. Aber wir dürfen Friedrich II. mit Fug und Recht als einen Vorläufer, ja, als den ersten Vertreter der italienischen Renaissancebewegung bezeichnen; denn über seinen zerfallenen Bauten [illegible] das blasse Morgenrot einer neu anbrechenden Zeit.

* Geb. um 1206, gest. 1278 zu Pisa.

Namenverzeichnis.





